

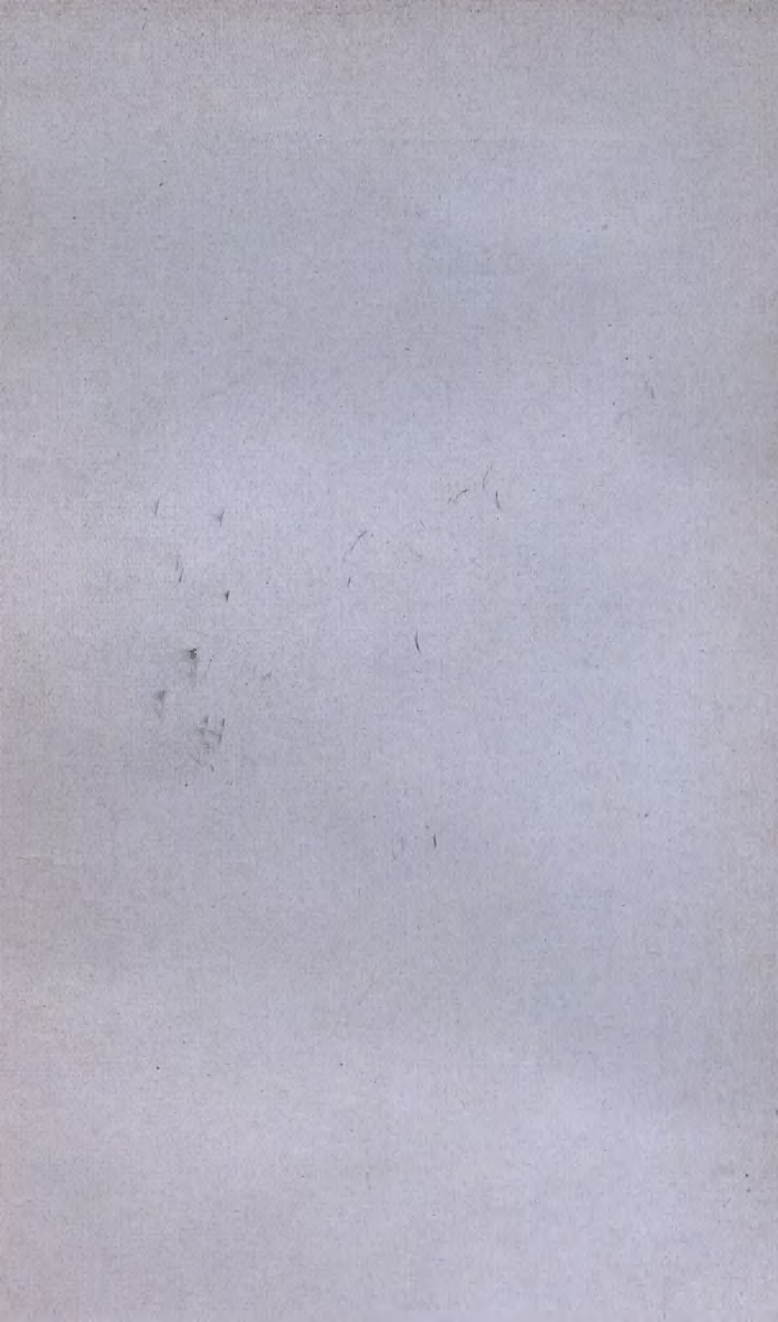
\$ 1213

SL 1462 of

Josef Lomags
Gesammelte Schriften.

Achter Band.

Erste Auflage.





Josef Lowag's
Gesammelte Schriften.

Waldstimmen.

Von
Josef Lowag.

Achter Band.

Erste Auflage.



Freudenthal.
W. Krommer, Erz h.
Kammerbuchhändler.
1911.

BL 1162d

780039

I

Bz 18996
780039 I

Alle Rechte vorbehalten.

51213/4

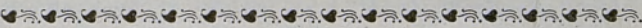


19.02.2000



1942 K 106

Druck von W. Krommer in Freudenthal.



Vorwort.

Wenn wir auf einsamen Pfaden durch die Gebirgswälder wandeln und uns niederlassen auf einem traulichen, moosbewachsenen, von Blumen und duftenden Kräutern umsäumten Plätzchen, so hören wir die Stimmen des Waldes: das Windesrauschen in den von Sonnengold umflossenen Wipfeln der Bäume, den Gesang der Waldesfänger in den Zweigen und Gebüsch, sowie die mannigfaltigen Laute der übrigen Bewohner des Waldes, die bald ernst, bald heiter ertönen und uns zu ernstest Betrachtungen anregen oder uns mit ihrem natürlichen Humor anheimeln. Dazwischen flüstert und fichert es hinter den alten Baumstämmen, aus den Felsenklüften und vom murmelnden Bächlein der Waldquelle her, leise, geheimnisvoll, wie Stimmen der Waldgeister: ernste Gnomen, neckische Kobolde und tanzende Waldfeen, die hier ihr Wesen treiben. — Waldstimmen!

Der vorliegende Band meiner „Gesammelten Schriften“ führt diesen Titel, in dem sich Ernst mit Humor vereint. Ich hege die zuversichtliche Hoffnung, daß auch dieser Band der lebenswürdigen Leserin und dem freundlichen Leser volle Befriedigung bieten und manche heitere Stunde verschaffen wird.

Würbenthal, im Cismonat 1911.

Der Verfasser.

Eine nächtliche Fahrt.

Humoreske.

Herr Doktor Schwammel war ein guter Bekannter von mir, drüben von der „blun Seite,“ wie man gewöhnlich das Königreich Preußen bei uns herüber in Oesterreich nennt. Alljährlich während der Sommerferien besuchte mich Doktor Schwammel, und da er ein leidenschaftlicher Mineraliensammler war, so drehte sich unser Gespräch während seiner Besuche fast durchwegs um das starre Reich der Gesteine und Mineralien. Wir machten zusammen Sammler- und Forschungsreisen tief hinein ins Gebirge und kehrten gewöhnlich ächzend unter der Last unserer Ausbeute, die aus Mineralien und Gesteinarten bestand, nachhause zurück.

Am Morgen eines Augusttages traf uns die aufgehende Sonne schon auf der Wanderung ins Gebirge. Der Tag wurde schwül und heiß, kein Lüftchen bewegte das Geäst der Bäume, brennend sandte die Sonne ihre Strahlen auf unsere Häupter, aber wir ließen uns dadurch nicht abhalten in Steingeflüßt und Felsengruppen herumzusteigen und am festen Gerippe der Erde zu hämmern, wo uns ein erwünschtes Mineral in die Augen fiel. Dabei umsummten uns ganze Schwärme von Fliegen und Bremsen, die durch den von uns triefenden Schweiß angelockt, lustig auf unsere Gesichter und Hände losstachen.

Plötzlich richtete sich Doktor Schwammel von seiner Steinklopferei auf, horchte eine Weile, dann fragte er:

„Haben Sie nichts vernommen? Das schien mir ja ferner Donner zu sein.“

Ich hatte im Eifer der Arbeit nichts vernommen, bemerkte aber nebstbei, ohne mich im Zerschlagen der Steine, in welchen ich Granaten fand, stören zu lassen:

„Schon möglich! Stiche und Fliegenstiche deuten auf ein Wetter hin.“

Da verkroch sich die bisher hell scheinende Sonne hinter einer Wolkenwand, im Walde wurde es düster und öde, die Finken im Gebüsch ließen ihr eigentümliches Zirpen vernehmen, das diese Vögel immer beginnen, wenn Regen im Anzuge ist. Da rollte es wieder von der anderen Seite des Gebirges herüber, kein Zweifel, es war ein Gewitter im Anzuge.

Da wir wenigstens eine halbe Stunde Wegs bis in die nächste Ortschaft hatten und Doktor Schwammel an Gewitterangst litt, klaubten wir unsere Sachen zusammen und machten uns talwärts auf die Hüfte. Nicht lange währte es, so verdunkelte sich der Wald, ein orkanartiger Sturmwind hob sich und fuhr heulend durch Wipfel und Baumkronen, daß die alten Stämme in ihren Wurzeln krachten. Wie zwei Zirkusläufer schossen wir auf dem schlechten steinigen Waldwege dem Tale zu, begleitet und verfolgt von Blitz und Donner des hinter uns heranziehenden Gewitters. Doktor Schwammel, der ziemlich beleibt und wohlgenährt aussah, blieb bald hinter mir zurück. Er entledigte sich während des Laufes, um das ihn hindernde Gewicht zu beseitigen, seiner Last, indem er Stück um Stück der gesammelten Mineralien hinter sich wegwarf und damit seine Taschen leerte. Plötzlich hörte ich einen Fall, begleitet von einem derben Fluch. Der Doktor war ausgeglitten und hatte sich auf den steinigen Bo-

den gesetzt, nahm aber diese Gelegenheit wahr, um so rasch wie möglich seine Schuhe auszuziehen und fauste nun, die Schuhe in den Händen tragend, wie ein abgeschossener Pfeil hinter mir her, dabei stoßweise deklamierend:

„Den Eichen sollst du weichen,
Den Fichten trau mit nichten,
Den Tannen geh von dannen,
Nur die Buchen sollst du suchen.“

Es gab ringsumher im Walde weder Eichen noch Buchen, die die Blitzgefahr vermehrt oder vermindert hätten, sondern nur Nadelbäume, von denen der eine so gefährlich wie der andere schien. Endlich leuchtete der Kirchturm, wie ein gegen Himmel gestreckter Zeigefinger zwischen Feldern, Wiesen und Gebüsch hervor und nach wenigen Minuten angestrengten Laufes erreichten wir die ersten Häuser des kleinen Gebirgsdörfchens im selben Augenblicke, als große Regentropfen aus der Gewitterwolke zur Erde fielen. Gleich das dritte Haus im Orte war ein Gasthaus und wir eilten, atemlos und in Schweiß gebadet, hinein, als eben der Gewitterguß mit Hagel gemengt niederging.

„Die Härren haus gerade getroffen, eht hätt's Ihne gehörig obgeboht. Nähmen die Härren nur dorte hinten beim gedeckten Tische Blok,“ meinte der biedere nordmährische Gastwirt. Wir ließen uns, müde und abgeheht, am gedeckten Tische nieder, während draußen der Regen in Strömen niederrauschte.

„Was wird denn den Härren gefällig sein?“ fragte der Gastwirt.

„Bringen Sie uns jedem ein Glas Bier,“ erwiderte Doktor Schwammel. Unsere Kehlen waren vom anstrengenden Laufen trocken wie Stroh und wir

hatten Durst wie die Fische. Der Wirt brachte uns das Bier, es war gut. Wir tranken die Gläser aus, aber das Wetter draußen hielt an, wir tranken noch ein Glas Bier und noch eins, aber der Regen hörte immer noch nicht auf.

„Es wird aus dem Gewitter a Landregen und wir warns a paar Tage gerstig hon,“ sagte der Gastwirt, und er schien recht zu haben, denn der Abend kam heran, ohne daß es zu regnen aufhörte.

„Können wir im Notfalle bei Ihnen übernachten?“ fragte ich den Wirt.

Der Mann wurde verlegen als er erwiderte:

„Das läßt sich biese machen, ich ho kä Touristenzimmer, ei dam die Härrn schloßen könnten, und do ei dar Schenkstube of än Strohsacke is a nisch, do herbern über Nacht de Stroßenarbeiter, die die neue Straße baun, ober ech ho mir die Sache schon überlegt, wie wärs denn, wenn ich einsponne und die Härrn ei dan nächsten Ort fohrn ließ, dort is a Touristenherberge, olls schien eingerecht und orscht nie zu teuer, und do kinne die Härrn rächt gut übernachten. Ech fonn zwar och änspännig fohrn, ober ech ho a gudes Pfar und mei Knecht es wohl atwing telisch und schwerhörig, ober sonst recht verläßlich, dar werd Ohne schon on Ort und Stell brengen.“ Wir erklärten uns mit dem Vorschlage des Wirtes einverstanden.

„Do war ech einsponne lohn und die Härrn dernochtern rufen,“ meinte der Wirt, und verließ die Schenkstube.

Bald füllte sich dieselbe mit von der Arbeit kommenden Straßenbauarbeitern, die vom Regen bis auf die Haut durchnäßt waren. Der Arbeitertrupp bestand aus Deutschen, Italienern und Polacken und es wurde

in allen drei Sprachen gesprochen und auch gestritten. Der Lärm und der Dunst aus den nassen Kleidern der Leute erfüllten bald den nicht sehr großen Raum der Schenkstube. Wir waren froh, daß wir bald fortkamen. Aber das Einspannen des Pferdes in den Wagen dauerte lange, es wurde schon Nacht und die Gastwirtin zündete in der Gaststube die Petroleumlampen an. Endlich kam der Wirt wieder herein und sagte zu uns:

„Wenn die Hárren werden fohrn woll'n, der Wogen eh eingespounet.“

Wir bezahlten unsere Zechen und zwei Kronen für die nun bevorstehende Fahrt, welche der Wirt als Fuhrlohn verlangte, hüllten uns in unsere Wetterkrágen und zogen die Kapuzen über unsere Köpfe, denn es goß noch immer wie aus Krügen vom finstern Nachthimmel. Dann bestiegen wir das Gefährte. Wir waren sozusagen etwas enttäuscht. Als Wagen hatten wir uns eine einspännige Kalesche vorgestellt, es war aber nur ein einfacher Bretterwagen mit einer zwischen die Ladebretter eingestellten sogenannten Flechte, in der durch ein quer liegendes, mit einer Koche bedecktes Brettel zwei Sitze hergestellt waren. Auf einem ähnlichen Sitze saß der Kutscher, eine große, qualmende Tabakpfeife im Munde, neben sich als Wagenbeleuchtung eine Laterne mit einer brennenden Kerze.

Als wir in der Flechte saßen, nahm der Wirt von uns Abschied, wünschte uns glückliche Reise und baldiges Wiederkommen. Der Knecht machte „Hüh! Böhje!“ das Pferd zog an und das Fuhrwerk rasselte dann hinaus in die rabenschwarze Nacht. Die Fahrt wurde nicht gerade angenehm. Abgesehen von dem niederströmenden Regen, schüttelte uns das Gefährte gar gewaltig, wie es so über den Straßenschotter da-

hinraſte. Doktor Schwammel ſah ſich veranlaßt, ſein falſches Gebiß aus dem Munde zu nehmen, damit es nicht durch das Aufeinandergeklapper der Zähne in Trümmer gehen ſollte. Die Straße, die nun durch Wald führte, wie man aus dem Rauſchen des Windes in den Baumwipfeln entnehmen konnte, ſchien mehrere Wendungen zu machen, denn der Wagen fuhr nach verſchiedenen Richtungen. Bis jetzt waren wir im raſchen Trab bergab gefahren, nun ließ die Schnelligkeit des Fuhrwerkes nach, wir fuhren bergauf, die Fledte, in der wir ſaßen, hing ſich mit uns nach hinten.

„Wie lange haben wir noch zu fahren?“ fragte ich den Knecht.

„Woſ mane Se?“ lautete die Antwort.

„Wie lange wir noch zu fahren haben?“ ſchrie ich.

„June, wenn wir och warn ofn Barg droben ſein, dernoeh ſein wir geſchwind weder of dar ondern Seit drunten, dort ſein och mehr vier Wendungen,“ ſagte der Knecht, und trieb das Pferd an.

Wir ſchien es, als ob wir mit der Fledte immer mehr beim Bergauffahren nach hinten rutschten, ich theilte meine Wahrnehmung Doktor Schwammel mit, dieſer meinte aber nichts davon zu bemerken, es wäre nur Täuſchung, weil wir bergauf fahren. Da gab der Knecht dem zu langſam fortſchreitenden Roſſe einen Schmitz mit der Peitsche, dieſes machte mit dem Wagen einen jähen Ruck und in demſelben Augenblicke ſtürzten wir mit der Fledte rücklings vom Wagen auf die Straße, während das um unſer Körpergewicht erleichterte Fuhrwerk im raſchen Trab davon fuhr. Kaum hatten wir uns vom Schrecken des Sturzes erholt, ſo riefen wir dem mit dem Wagen davonraſſelnden Knecht nach, er ſolle zurückkommen, wir wären vom Wagen

gefallen, er hätte uns samt der Fledhte verloren. Aber der Knecht sah und hörte nichts und fuhr trotz unseres Schreiens und Brüllens eilig davon. Das Geräusch des Gefährtes verlor sich in weiter Ferne.

„Da haben wir die Bescherung!“ sagte Doktor Schwammel und stieß einen gräulichen Fluch aus. „Nun sitzen wir glücklich in kohlrabenfinsterner Nacht bei strömendem Regen mitten im Walde auf einer fremden Straße; den verfluchten tauben Schelm soll der Teufel holen!“

„Nein,“ erwiderte ich, „der Schelm muß zuvor uns holen, dann kann er sich zum Teufel scheren. Wenn er unseren Verlust nicht früher bemerkt, so muß er es doch an Ort und Stelle sehen, daß wir samt der Fledhte fehlen, dann kommt er sicher zurück und holt uns.“

„Da können wir aber lange warten, vielleicht bis morgen früh,“ meinte Doktor Schwammel.

„Hier können wir aber mitten auf der Straße nicht sitzen bleiben, es ist nicht ausgeschlossen, daß noch ein Fuhrwerk kommt und uns zusammenrädert,“ sagte ich.

Wir krochen aus der Fledhte und ich tastete mich über die Straße, dort bekam ich den Stamm eines Straßenbaumes in die Arme, mit vereinten Kräften schleppten wir die Fledhte dorthin und setzten uns wieder hinein, um der Dinge zu harren, die nun kommen würden. Wir hatten glücklich keiner bei dem Sturze mit der Fledhte vom Wagen irgend einen Schaden genommen. So kehrte bei mir bald wieder die gute Laune zurück und ich fand das nächtliche Abenteuer komisch, was mir Doktor Schwammels Mißbilligung eintrug. —

Der Regen hatte nachgelassen. Zwischen zerrissenem Gewölk lugten einzelne Sterne hervor, im Walde ringsum brauste der Wind, es war kühl geworden und uns begann bei dem ruhigen Sitzen in der regennassen Flechte zu frösteln. Doktor Schwammel als Stadtmensch war der sicheren Meinung, daß wir uns heute eine schwere Krankheit, wenn nicht möglicherweise sogar den Tod holen würden, aber ehe er stirbe, wolle er dem tauben Knecht zuvor noch den Kragen verdrehen. Eine volle Stunde mochten wir so gefessen haben, als ich in der Ferne das Rollen eines Wagens vernahm, der immer näher kam.

„Jetzt kommt er, um uns zu holen“, sagte ich.

Nicht lange wahrte es, so flimmerte das Licht einer Laterne zwischen den Bäumen hindurch und das Fuhrwerk kam heran.

„Jetzt heißt es aber Schreien! Nein, Brüllen! daß uns der taube Kerl wahrnimmt und nicht an uns vorüberfährt“, meinte Doktor Schwammel. Mit aller Kraft unserer Lungen brüllten wir „Halt!“ als der Wagen bei uns war, daß es ringsum im Walde schallte. Der Wagen hielt, der Knecht stieg ab und kam auf uns zu.

„Da sitzen ja die Härren,“ sagte der Knecht.

„Zum Teufel ja, da sitzen wir, könnten aber an einem angenehmeren Orte sitzen, wenn Sie uns nicht verloren hätten,“ knurrte Doktor Schwammel.

„Meine Härren, das ist eine verfluchte Geschichte,“ meinte der Knecht.

„Das meine ich auch!“ brummte der Doktor.

„Meine Härren, so was eß mir noch nie vor-kumme,“ bemerkte der Knecht, „ekt war ech die Härren noch inde auflosen und eis Wertschhaus schossen ons

Treige. Wie ech nunder kumme ben, hott ech men Wän laar, eß dos nie zum Gluchen?"

„Das meinen wir auch!“ erwiderte ich. „Haben Sie uns denn nicht schreien und rufen gehört?"

„June, es wor wohl, als wenn ech inde was gehort hätt', ober war denkt denn, doß Sie metsonnt dar Flecht vom Wän gepurzelt sein. Ech hott' doch de Flecht met an Strick festgebunden, ober dar Strick hot sich beim Johrn gelockert und aso und nie anders eß dos Mirakel geschan," entschuldigte sich der Knecht.

Wir brachten die Flechte auf den Wagen, der Knecht band sie fest und wir setzten uns wieder hinein. „Hüh! Böhje!" rief der Knecht das Pferd an und das Fuhrwerk rasselte fort. Nach Verlauf einer halben Stunde kamen wir in den nächsten Ort und wir stiegen beim Touristengasthof ab.

Als wir dem Knecht ein Trinkgeld überreichten, sagte dieser:

„Meine Härren, weil mir hent met Ehne a setts Gulenspiegelstöckla vürkumme eß, do war ech ka Trinkgeld onnahme, ech war lieber drauf verzichten. Sie sinne mir's glaben, die Geschicht eß mir aso onlieb wie och wos, ober ech war die Härren recht schön betten, wenn Sie weder amol söllten zu uns eis Wertshaus kumme, do sähn Sie och beileibe men Härren nisch vo dan hentigen Vürkummniß, mei Older eß ei setten Sochen ka Guder nie, ech glab, ar jäd mech stantebene derwo. Wos wär ech older Karla denn dernoß met men Leibesgebrachen, dar Schwerhörigkat, onfonge."

Wir versprachen ihm, seinem Herrn kein Wörtchen von dem hentigen Geschehnis zu sagen, wenn wir wieder einmal dessen Gasthaus besuchen sollten und übergaben dem armen Narr trotzdem das Trinkgeld.

Er dankte uns vielmals und war froh wie ein Schneekönig.

Im Gasthose fanden wir sehr gute Aufnahme. Als wir uns mit Speise und Trank gestärkt hatten, wobei Doktor Schwammel seine verloren gegangene gute Laune wieder fand, begaben wir uns zur Ruhe und schliefen, bis die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand. Nach einem ausgiebigen Frühstück setzten wir dann bei prächtigem Wetter unsere Gebirgswanderung wieder fort.



2.

Die Herren von Hirschberg.

Roman.

1.

Auf einer sonnigen Anhöhe, von einem weitläufigen Park mit hundertjährigen Bäumen umgeben, steht das Schloß Hirschberg. Ursprünglich der Stammsitz eines alten gräflichen Geschlechtes derer von Hirschberg, war es nach dessen Aussterben in den Besitz eines Herrn Georg Buchner übergegangen, der Schloß und Gut vor einigen Jahrzehnten käuflich erworben hatte.

Eine halbe Wegstunde vom Schlosse entfernt, am Saume ausgedehnter Waldungen, die zum Gute gehörten, befand sich das Forsthaus, in welchem der Förster Bernhard Michler mit seiner einzigen hübschen Tochter Malwine wohnte.

Der Gutsbesitzer Herr Buchner war ein freundlicher alter Herr, den seine Untergebenen achten und schätzen gelernt hatten, gerecht und wohlthätig, verließ kein wirklich Hilfebedürftiger hilflos sein Haus.

Aber als der alte Buchner starb und sein Sohn das Gut übernahm und im Schlosse Einzug hielt, kamen bald andere Verhältnisse. Heinrich Buchner war das vollständige Gegenteil seines Vaters. Er war stolz, herrisch und behandelte alle, die ihm untergeben waren, mit Verächtlichkeit. So wurde er bald ebenso gefürchtet und gehaßt, wie man seinen Vater geachtet und geliebt hatte. Der junge Buchner hatte als gewesener Offizier die Gewohnheit nur zu befehlen, ob

seine Befehle und Anordnungen immer gut und vernünftig waren, darum kümmerte er sich nicht und wehe demjenigen, der einen Widerspruch oder eine andere Meinung zu äußern wagte, der konnte sofort seine Sachen packen und das Schloß verlassen. Der junge Gutsherr hatte auch schon trotz seiner Jugend ein sehr bewegtes Leben, als ein auf allen Gebieten des Vergnügens und des Lebensgenusses erfahrener Lebemann genossen und setzte dasselbe auch als Gutsbesitzer noch fort. Das alte, bisher so stille Schloß Hirschberg war nun der Versammlungsort von Lebemännern und Damen, die in großen Schwärmen aus der Großstadt als Gäste des Gutsherrn hier eintrafen, um glänzende Feste und nie gesehene Orgien zu feiern.

Der alte Gutsverwalter war in den Ruhestand versetzt worden, weil er es gewagt hatte zu sagen, daß die Befehle des neuen Herrn ohne große Schädigung des Gutsbesitzers nicht durchführbar seien. Auch die alte Dienerschaft und das Gesinde seines verstorbenen Vaters hatte Heinrich Buchner bald nach seiner Übernahme des Gutes entlassen unter dem Vorwand, die Leute seien verwöhnt und hätten Pünktlichkeit und gehorchen verlernt. Es wurde neue, junge Dienerschaft und Gesinde aufgenommen, die, wenn auch nur mit erheuchelter Unterwürfigkeit, vor ihrem Herrn krochen, mit Treue und Ehrlichkeit es aber nicht so genau nahmen, wie die alten Diener und Dienstboten es genommen hatten.

Nur der alte Förster Michler war noch im Dienste geblieben, was er aber nur dem Umstande verdankte, daß er bisher mit dem Gutsherrn noch nicht in nähere Berührung gekommen war. Denn Heinrich Buchner liebte nur festliche Gelage im Kreise gleichgesinnter

Freunde und schöner Lebendamen, um Land- und Forstwirtschaft kümmerte er sich nicht, weil er davon keine Kenntnisse besaß; auch war er kein Jagdliebhaber.

Aber bald sollte der Förster auch seinen neuen Herrn kennen lernen.

Michler war aus dem Forste nach Hause gekommen. Seine Tochter Malwine trug ihm das Mittagmahl auf den Tisch, denn die Mutter war schon seit Jahren tot und Malwine führte dem Vater die Hauswirtschaft. Da trat ein livrierter Diener des Gutsherrn in die Stube und überreichte nach kurzem Gruße dem Förster einen beschriebenen Zettel. Mit wenigen Worten theilte Heinrich Buchner mit, einer seiner Freunde wünsche einen Bürschgang zu machen und der Förster möge ihn begleiten. Auch habe Herr Michler dafür zu sorgen, daß der betreffende Herr einen Hirsch oder wenigstens einen Rehbock erlegen könne. Der Förster schüttelte bei dieser Nachricht verwundert den Kopf, dann sagte er:

„Der Herr und sein Jagdgast sollten doch wissen, daß jetzt Schonzeit des Wildes und keine Schußzeit sei, in der jede Bürschung ausgeschlossen ist!“ Der Diener entfernte sich mit diesem Bescheide, aber schon nach Verlauf einer Stunde, als Michler schon wieder im Begriffe stand, das Haus zu verlassen, um seinen Dienst im Forste zu verrichten, kam ein Reiter auf das Forsthaus zu und der Förster erkannte in ihm den Gutsherrn. Buchner stieg vom Pferde und schritt auf den Förster zu.

„Sie haben sich unterfangen meinen Auftrag zurückzuziehen, ich frage Sie nun selbst, wollen Sie meinen Befehlen gehorchen oder nicht?“ fragte Buchner mit finsterem Gesicht.

„Aber Herr, das Jagdgesetz verbietet jetzt den Abschuss von Hirsch und Rehbock,“ bemerkte Michler.

„Ach was! Jagdgesetz hin, Jagdgesetz her, was kümmert mich das Jagdgesetz! Ich befehle Ihnen und Sie haben zu gehorchen, oder Sie sind augenblicklich aus meinen Diensten entlassen und können gehen. Ungehorsame Starrköpfe kann ich in meinen Diensten nicht brauchen,“ entgegnete in scharfem Tone Buchner.

Das ehrliche Gewissen Michlers, seine Achtung vor Gesetz und Recht empörten sich gegen den Befehl seines Herrn, eine strafbare Handlung zu begehen, wenn er sich aber weigerte, so stand ihm sicher bevor, seinen Dienstposten zu verlieren und auf seine alten Tage mit Not und Glend kämpfen zu müssen.

„Nun wird's bald? Bekomme ich eine Antwort? Ja oder Nein?“ fragte nochmals ungeduldig Buchner.

Da trat Malwine aus dem Hause, die das Gespräch vor der Haustür mit angehört hatte und stellte sich vor Buchner indem sie sagte:

„Mein Vater hat Ihrem Vater, Herr Buchner, mehr als dreißig Jahre treu und redlich gedient, er ist im Dienste Ihrer Familie grau geworden und heute wollen Sie ihn fortjagen, weil es ihm widerstrebte, eine gegen das Gesetz verstößende Handlung zu begehen?! Gut, Herr Buchner, nehmen Sie meinem Vater Dienst und Brot, aber er wird trotzdem nicht verderben. Ich bin jung, kräftig und habe arbeiten gelernt, so werde ich für mich und meinen alten Vater mit meiner Hände Arbeit den Lebensunterhalt verdienen. Aber Ihre Unmenschlichkeit, Herr Buchner, wird Ihnen auch einmal vergolten werden. Dann denken Sie an mich und diese Stunde.“

Buchner machte ein erstauntes Gesicht und starrte das schöne Mädchen an, die mit gerötetem Antlitz wie eine rädhende Fee vor ihm stand. So viel weiblicher Mut war ihm, der nur zu befehlen gewohnt war und Unterwürfigkeit forderte, noch nicht begegnet. Aber plötzlich hellte sich Buchners bisher finsternes Gesicht auf und nahm eine freundliche Miene an, als er entgegnete:

„Weil Ihr eine so hübsche, wie auch mutige Fürsprecherin an Eurer Tochter habt, Herr Michler, so wollen wir meinen vorigen Befehl als nicht gegeben betrachten und ich werde meinem Freunde sagen, daß Jagdausflüge jetzt nicht stattfinden können. Betrachtet den heutigen Vorfall als ungeschähen und versehen Sie wieder wie vorher Ihren Dienst im Forst.“ Dann wandte er sich an Malwine:

„Wie heißen Sie denn, hübsches Kind?“

Malwine nannte ihren Namen.

„Nun Malwine, hätten Sie Lust zu mir aufs Schloß zu kommen, um die Aufsicht über meine Dienerschaft und das Gesinde zu übernehmen?“ fragte fast zärtlich Buchner.

Malwine warf ihrem Vater einen fragenden Blick zu, dann entgegnete sie:

„Mein Vater bedarf meiner, wer würde ihm den Haushalt führen?“

„O, dafür lassen Sie mich sorgen, Fräulein Malwine. Ich verschaffe und entlohne für Ihren Vater eine tüchtige Haushälterin, die gut kochen und den kleinen Haushalt führen kann, und außerdem können Sie täglich, wenn es Ihnen beliebt, mit meinem Wagen hierher fahren und Ihren Vater besuchen. Ich brauche in meinem Schlosse eine energische Frau und glaube eine

solche in Ihnen gefunden zu haben, Fräulein Malwine," sagte Buchner mit einer Liebenswürdigkeit, die niemand vorher bei dem stolzen gebieterischen Herrn vermutet hätte.

2.

Vier Wochen waren seit diesem Tage verstrichen. Malwine herrschte als Gebieterin auf dem Schlosse Hirschberg. Heinrich Buchner hatte ihr Macht und Recht übertragen, nach ihrem Sinne im Schlosse schalten und walten zu können und er hatte es nicht zu bereuen. Mit seltenem Verständniß und bewunderungswürdigem Scharfsinn führte Malwine den umfangreichen Haushalt, leitete die Arbeiten und beaufsichtigte Gesinde und Dienerschaft. Wohl hatte es unter den Bediensteten des Schlosses Leute, die anfangs Malwinens Herrschaft nicht anerkennen wollten und ihr Troß geboten, aber ein einziges Machtwort des Gutsheeren machte den Widerspenstigsten lammfromm. Bald bildete sich unter der Bewohnerschaft des Schlosses die Meinung, daß die schöne Försterstochter Herrn Buchner näher stehe als eine Wirtschafterin.

Der Gutsherr machte auch aus seiner Neigung zu Malwine kein Geheul. Er kaufte ihr schöne Kleider, kostbare Geschmeide, und wenn er in seinem prächtigen, mit feurigen Rossen bespannten Wagen ausfuhr, so saß Malwine neben ihm.

Der alte Förster Michler hatte seine Schwester, ein schon bejahrtes Fräulein, zu sich genommen, die ihm den Haushalt führte. Auch für diese sorgte Buchner in der ausgiebigsten Weise.

Auf den Gutsherrn schienen Malwinens Einfluß zu wirken. Sein herrisches Wesen, sein stolzes, rücksichtsloses Benehmen seinen Untergebenen gegenüber schwand

immer mehr, er wurde menschenfreundlicher und im Verkehr mit der Dienerschaft und dem Gesinde wohlwollender, ließ auch, was er früher nicht getan hätte, die Meinungen anderer gelten, man brauchte nicht mehr, wie es früher der Fall war, vor ihm und seinen strengen Befehlen zu zittern.

Nach Verlauf einiger Monate, seitdem sich Malwine im Schlosse befand, war mit ihr eine auffällige Veränderung vorgegangen. Das zarte Rot ihrer Wangen war verschwunden und hatte einer krankhaften Blässe Platz gemacht, ihre früher strahlenden Augen blickten nun trübe und traurig, aus ihrem ganzen Wesen sah Müdigkeit und Kummer. Sie wurde immer seltener sichtbar und hielt sich den größten Teil des Tages in ihrem Zimmer auf. Es hieß, Malwine sei schwer leidend. Es kam auch ein Arzt aus der Stadt, um Malwinens Zustand zu untersuchen. Der Doktor machte aber durchaus kein bedenkliches Gesicht, sondern sagte zum Guts Herrn, die Krankheit des Fräuleins habe keine ernsthafte Bedeutung, sondern würde nach und nach wieder gut werden, wenn derjenige, welcher mit ihr Umgang gepflogen habe, Vater geworden sei. Buchner ließ endlich Malwine nach der Stadt zu einer ihm bekannten Frau in Pflege bringen, wo sie nach einiger Zeit einem gesunden Knaben das Leben gab. Mit dem Kinde kehrte Malwine zu ihrem Vater zurück, wo Buchner zwar für Mutter und Kind ausgiebig sorgte, aber nicht ins Försterhaus kam und nach Malwine und dem Kinde zu sehen, so sehr auch Malwine und ihr Vater eine Zusammenkunft mit dem Guts Herrn wünschten. Als man wochenlang vergeblich im Forsthanse auf Heinrich Buchners Erscheinen gewartet hatte, entschloß sich Michler, nach dem Schlosse Hirsch-

berg zu gehen und mit dem Gutsherrn wegen Malwine Rücksprache zu nehmen.

Buchner machte ein verlegenes Gesicht als der Förster bei ihm erschien, er empfing aber Michler freundlich und fragte:

„Was führt Euch zu mir, Förster?“

„Ich komme wegen meiner Tochter und dem Kinde; das Kind meiner Tochter ist Ihr Kind, Herr Buchner, und ich will nun von Ihnen hören, was Sie in dieser Angelegenheit zu tun gedenken?“ entgegnete Michler.

„Ob das Kind Malwinens mein Kind ist, kann mit Sicherheit niemand behaupten, aber ich will, um nicht ungerecht zu erscheinen, Eure Meinung, Förster, gelten lassen und mache Euch einen Vorschlag: Malwine erhält von mir eine entsprechende Summe Geld, sagen wir hunderttausend Kronen bar ausbezahlt, dem Kinde erlege ich dieselbe Summe, die der Junge am Tage seiner Großjährigkeit samt den zugewachsenen Zinsen erhält. Bleibt das Kind nicht am Leben, dann fällt auch dieses Geld Malwinen zu, außerdem will ich noch für die Erziehung des Knaben Sorge tragen. Ich glaube auf diese Weise ehrlich zu handeln und erwarte Euer und Malwinens Einverständnis, Herr Förster,“ sagte Heinrich Buchner.

„Meine Meinung geht dahin, nachdem Sie, Herr Buchner, meine Malwine entehrt haben, so wäre es Ihre Pflicht und Schuldigkeit, die ihr angetane Schande wieder gut zu machen und Malwine zu heiraten,“ meinte Michler.

„Vom Heiraten kann bei mir keine Rede sein, und um nicht als ein unaufrichtiger Mensch vor Euch zu stehen, muß ich gestehen, daß ich bereits ein ver-

heirateter Mann bin, aber schon zwei Jahre von meiner Frau geschieden lebe, obwohl eine gerichtliche Scheidung zwischen uns noch nicht erfolgt ist," berichtete Buchner.

Michler sah seinen Herrn mit verblüfften Augen an; eine solche Erklärung hatte er nicht erwartet. Dann fragte er:

„Und hat Malwine davon gewußt?“

„Nein! Ich hatte keinen Anlaß, ihr dieses Geheimnis anzuvertrauen. Wäre die Andere nicht, so würde ich keinen Augenblick zögern, Malwine zum Altar zu führen," beteuerte Buchner.

Da fuhr ein Wagen in den Schloßhof und eine Minute später wurde an die Thür geklopft und ohne auf ein „Herein!“ zu warten, ging die Thür rasch auf und eine große starke Dame trat ein, einen etwa vierjährigen Knaben an der Hand führend. Buchner trat einige Schritte zurück, sein Gesicht zeigte deutlich den Ausdruck des Schreckens und der Überraschung.

„Was willst du hier, Charlotte?“ kam es über Buchners Lippen und seine Stimme zitterte. „Könntest du nicht warten, bis ich dich empfangen?“

„Was ich will? Meine Nebenbuhlerin, deine Konkubine will ich sehen, deshalb habe ich die Reise mit unserem Kinde hieher gemacht!“ antwortete die Dame mit scharfer, fast krähender Stimme.

Michler sah nun ein, daß es gut sei zu gehen und empfahl sich.

Buchner fand bald die bei der unverhofften Erscheinung seiner Frau ihm verloren gegangene Fassung wieder und entgegnete:

„Es steht dir schlecht an, Charlotte, die Empörte zu spielen, indem du doch selbst an unserer Trennung

die Schuld trägt. Ich bin dir über meinen Lebenswandel, über mein Tun und Lassen keine Rechtfertigung schuldig. Ich habe dir verboten, nachdem du mich schmähtich mit einem Anderen betrogen hast — worüber ich unanfechtbare Beweise habe — jemals wieder die Schwelle meines Hauses zu betreten. Trotzdem kommst du und mißachtest mein Gebot. Du hast dich meinerseits weder um eine Nebenbuhlerin, noch um eine Konkubine zu kümmern! Du hast mich verlassen, du als mir angetraute Gattin, um die Geliebte meines ehemaligen Freundes und Kameraden, des Hauptmanns Nobel zu werden. Du lebst mit ihm in gemeinsamem Haushalt, giltst als seine Frau und hast dadurch selbst die Brücke zerstört über die Kluft, die zwischen mir und dir besteht.“

„Spare deine Worte, sie sind für mich leerer Schall! Ich bringe dir hier unsern Heinrich, du hast ja schon immer den Jungen bei dir haben wollen. Nun meinetwegen, es sei wie du willst, obwohl dich, wie ich erfahren habe, auch das Kind einer Anderen Vater nennt. Auch darüber mache ich dir weiter keine Vorwürfe. Ich fragte vorher nur nach meiner Nebenbuhlerin, deiner jetzigen Konkubine, um damit du weißt, daß ich alles erfahre, was mit dir und in deinem Hause vorgeht und um diese Frauensperson kennen zu lernen, die deinem Herzen nun nahe steht.

Ich will dich aber über den Hauptzweck meines Kommens nicht länger im Unklaren lassen. Also höre mich an: Du hast mich als junge Schauspielerin geheiratet. Ich war sogar eine, trotz meiner Jugend, gefeierte Opernsängerin, und Männer aus den höchsten Gesellschaftskreisen der Residenzstadt gehörten zu meinen intimsten Verehrern. In meinen Atern rollt Theater-

blut, und wenn ich dir als simplen Gutsbesitzer dennoch den Vorzug vor andern höher stehenden Männern gab, um dich schließlich zu heiraten und dem Theater zu entsagen, so verstehe ich mich heute selbst nicht, wie und warum ich diesen Schritt tat. Jugendlischer Leichtsinn! Eine Marotte, die ich schon oft bereut habe, aber eins muß ich dir gestehen: wirklich und wahrhaft geliebt habe ich dich niemals," sagte Charlotte, und aus ihrer scharfen Stimme klang deutlich der Hohn.

„Komödiantin!“ kam es grollend über Buchners Lippen.

„Komödiantin! Ganz richtig!“ fuhr Charlotte in ihrer Rede fort. „Eine Komödiantin bin ich und will auch eine bleiben, ich ziehe das freie Leben der Schauspielerin dem Leben an der Seite eines Mannes deiner Art vor. Überhaupt an der Seite eines Mannes, das ist ein unfreies, ein gebundenes Leben: der Mann als Gebieter, die Frau als seine Sklavin! Ich habe auch Herrn Nobel aus diesem Grunde für immer verabschiedet und gehe zum Theater zurück!“

„Tue was dir beliebt! Für mich haben deine Ausführungen kein Interesse mehr!“ erwiderte schroff Buchner.

„Und doch haben sie für dich Interesse, ja sogar großes Interesse! Höre mich nur weiter an und unterbrich mich nicht. Ich gehe zum Theater, und zwar der Einladung einer meiner früheren einflußreichen Freundinnen gehorchend, zum Theater in einer großen Stadt Nordamerikas. Das ist auch die Ursache, daß ich mich von unserem Kinde, meinem Heinrich, trenne und ihn dir überlasse. Ich kann den Jungen nicht mit übers Weltmeer nehmen. Sorge du demnach für ihn. Bis



jetzt hast du ja für mich und das Kind gesorgt, dieses Verdienst, diese gute Seite an dir muß ich dir ungeschmälert lassen. Von nun an wirst du aber der Sorge um mich enthoben sein. Ich fordere von dir und glaube als deine Gattin ein Recht an dich zu haben, von dir zu fordern, gib mir ein für allemal zweimalhunderttausend Kronen, damit ich mein Vorhaben durchführen kann und ich gehe für immer von dir, ohne je wieder einen Anspruch an dich zu erheben," sagte Charlotte, und ihre Blicke ruhten gespannt auf Buchners Gesicht.

Dieser schritt einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab, dann entgegnete er:

„Ich erkläre mich auch noch zu diesem Opfer bereit, unter der Voraussetzung, daß zwischen uns die gerichtliche Scheidung unserer Ehe durchgeführt wird und daß du auf jedes weitere Anrecht auf unser Kind verzichtest, ehe du nach Amerika gehst.“

Nur wenige Minuten bedachte sich Charlotte, dann sagte sie:

„Ich willige in deinen Vorschlag ein, unsere Ehe, die keine glückliche war, scheiden zu lassen. Ich verzichte auch auf alle Rechte an unser Kind, dem du alles, ich aber nichts bieten kann. Leite ohne Verzögerung den Scheidungsprozeß ein.“

Charlotte nahm von ihrem Kinde mit einem flüchtigen Kuß Abschied. Das Scheiden schien bei der jungen, gemütslosen und flatterhaft leichtsinnigen Frau keine besondere Gemütsregung hervorzurufen, ihr Gang und die Leidenschaft für sinnliche Genüsse, für ein vogelfreies, ungebundenes Leben, hatte in der ehemaligen Bühnenkünstlerin und Opernsängerin die edelste menschliche Liebe, die Mutterliebe, schon im

Reime erstickt. Nur um ihrem Gatten zu trohen, hatte sie den kleinen Heinrich bisher bei sich behalten.

Mit einem kurzen „Lebewohl! Wir sehen uns bestimmt beim Rechtsanwalt wieder, um unsere Scheidung einzuleiten,“ verließ Charlotte das Zimmer und bald nachher rasselte der Wagen mit ihr aus dem Schloßhof hinaus auf die vorüberführende Landstraße.

Buchner hatte das schöne, üppige Weib wirklich und wahrhaft geliebt und mußte jetzt das für ihn schmerzliche Bekenntnis aus ihrem Munde hören, daß sie keinen Funken von wahrer, reiner Liebe zu ihm empfunden habe, daß sie nur aus sinnlicher Leidenschaft, aus jugendlichem Leichtsinn und dem Bedürfnis, einen reichen Mann zu bekommen, der ihr die Mittel zu einem liederlichen Lebenswandel bot, ihn geheiratet habe. Lange starrte Buchner Charlottens Wagen nach, bis derselbe bei einer Biegung der Straße hinter Gebüsch verschwand. Da erinnerte er sich des kleinen Heinrich, seines Kindes, das ihn seit zwei Jahren nicht mehr gesehen, ihn als Vater nicht kannte und schen zur Seite stand. Buchner schloß den Knaben in seine Arme, hob ihn auf und küßte ihn, obwohl sich das Kind mit allen seinen schwachen Kräften gegen die Liebkosungen des ihm fremden Mannes sträubte.

„Ich will zur Mama, wenn ich nicht zu ihr gehe, schlägt mich Mama und ist böse auf mich,“ sagte der Kleine.

„Du bist ja mein Kleiner Heini und wirst jetzt bei deinem Papa bleiben müssen. Deine Mama ist von uns fortgegangen,“ sagte Buchner, das Kind liebkosend.

Der Knabe begann laut zu weinen und lief zur Zimmertür. Da er dieselbe geschlossen fand, fiel er auf

den Fußboden, weinte und schrie laut nach seiner Mama. Buchner läutete der Bedienerin und übergab ihr den Knaben mit der Weisung, für das Kind ein Zimmer herzurichten und dort den Knaben zu pflegen. Dann ging er nach dem Stallgebäude und befahl dem Kutscher, die Pferde in den Wagen einzuspannen.

Eine Viertelstunde später fuhr Buchner nach dem Forsthaufe. Rasch sprang er vom Wagen und trat in die Wohnung Michlers. Dieser war, wie Buchner wohl erwartet haben mochte, nicht zuhause, sondern im Forste, nur Malwine kam ihm verlegen entgegen, mit geröteten Wangen, den kleinen Norbert auf den Armen.

„Grüß dich Gott, Malwine!“ sagte Buchner und reichte der Försterstochter die Hand.

„Verzeihe, daß ich dich solange auf mein Kommen warten ließ, um das Kind zu sehen und dich, wie auch um deinen Vater zu begrüßen.“ Buchner trat ins Haus. Als er sich am Tische auf einen Stuhl niedergelassen hatte, erzählte er Malwine von dem Besuche seiner Frau und der bevorstehenden Scheidung seiner Ehe mit der Schauspielerin.

„Nun hat mir das leichtsinnige und lieblose Weib auch unser Kind, den kleinen Heinrich, gebracht. Der Kleine bedarf einer mütterlichen Pflege und ich bin gekommen, dich bitten, Malwine, diesem von der eigenen Mutter verlassenen Kinde eine Mutter zu sein. Nehre mit deinem Knaben auf Schloß Hirschberg zurück, sei beiden Kindern Mutter und der gute Genius meines Hauses, wie du es bisher gewesen bist. Du weißt ja, Malwine, wie lieb ich dich habe, wie mein Herz an dir hängt. Deine Gegenwart ist Sonnenschein in meinen trüben Lebenstagen. Ich war nahe daran,

ein Menschenfeind zu werden, ich erblickte in den Menschen, ob hoch oder niedrig, nach den schlimmen Enttäuschungen, die ich erfahren habe, einen Dämon, und behandelte demgemäß meine Untergebenen mit rücksichtsloser Härte, bis ich dich, Malwine, kennen lernte und die Überzeugung gewann, daß es auch Engel in Menschengestalt gibt. Ich verspreche es dir, ja ich schwöre es dir sogar, wenn meine Frau durch ihr ausschweifendes, abenteuerliches Leben einen frühen Tod finden sollte, was sehr möglich ist, ich nicht säumen werde, dich zu heiraten und zur Herrin auf Hirschberg zu machen. Vorderhand habe ich dir und unserm kleinen Norbert je hunderttausend Kronen angelegt, beide Summen liegen in einem sicheren Bankhause und ich übergebe dir als Beweis der Wahrheit hier die Anlagebestätigung. Die eine Bestätigung hebe dir auf, die andere übergib deinem Vater, dem Vormund unseres Kindes. Diese Geldsummen werden nur demjenigen ausgefolgt, welcher einen oder den andern dieser Anlagescheine bei dem betreffenden Bankhaus vorzeigt," sagte Heinrich Buchner.

Malwine fand auf die Worte Buchners keine Erwiderung, nur ein warmer Blick aus ihren schönen, jetzt mit Tränen gefüllten Augen sagte dem Gutsherrn alles.

3.

Ein Zeitraum von zwanzig Jahren war seit diesem Tage ins Schattenreich der Vergangenheit gesunken. Manches Menschendasein hatte in dieser Spanne Zeit seinen Abschluß gefunden. Zu denen, über welche sich das Grab als Schlußpunkt der Erdenwanderung geschlossen hatte, gehörte auch der Förster Bernhard Michler. Draußen am Ortsfriedhofe ruhte

er unter einem blumengeschmückten Grabhügel und im alten Forsthaufe wohnte der neue Förster Hilar Leitner mit seiner Familie.

Der Guts herr Heinrich Buchner war ein alter Mann geworden mit stark ergrautem Bart und Haar, nur die nun vierzigjährige Malwine, die allgemein als Herrin auf Schloß Hirschberg galt, seitdem die Ehe Buchners mit Charlotte geschieden war, hatte ihre Schönheit und Jugendlichkeit bewahrt und galt nicht nur als die schönste, sondern auch als die beste und wohlthätigste Frau der ganzen Gegend.

Buchners Sohn Heinrich diente im Heere als Offizier. Er bereitete aber dem alternden Vater wenig Freude, sondern oft großen Kummer, denn er hatte von seiner Mutter Charlotte den Hang zur Verschwendung und zum Leichtsinne geerbt. Große Geldsummen hatte der junge Buchner von seinem Vater verlangt und erhalten, um, wie er sagte, standesgemäß leben zu können, aber alle diese Gelder hatte der leichtfertige, verschwenderische Mensch im tollen Trubel des schwankenden Lebensgenusses, in schlechter Gesellschaft, beim Spielisch und mit schamlosen, sittlich verdorbenen Weibern verschwelgt.

Malwinens Sohn Norbert war das Gegentheil von seinem Stiefbruder Heinrich. Er war fünf Jahre jünger als Heinrich und studierte auf der Universität in Wien Philosophie. Er war zurückgezogen und bescheiden, hing mit Lust und Freude am Studium und bestand die Prüfungen mit Vorzug. Daß beide junge Männer Brüder waren, wußte weder Heinrich Buchner, der Jüngere, noch Norbert Michler, der Sohn Malwinens. Darüber hatte Buchner sowie Malwine den Söhnen gegenüber Schweigen bewahrt. Heinrich und Norbert

hatten, seitdem sie der Schule entwachsen waren, wenig Gelegenheit gefunden, zusammen zu kommen, höchstens an den christlichen Festen, zur Weihnachtszeit oder dem Osterfeste.

Wenn Heinrich und Norbert nach langer Abwesenheit wieder einmal auf Schloß Hirschberg zusammentrafen, so behandelte Heinrich seinen Stiefbruder als den Sohn der Haushälterin seines Vaters mit auffallender Mißachtung. Kurz und widerwillig beantwortete der junge stolze Offizier die freundlichen Grüße des Studenten, ohne sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen, und so wurde der Aufenthalt Norberts auf Schloß Hirschberg für ihn geradezu peinlich, obwohl ihm der Gutsherr durch liebevolle Behandlung und väterliche Fürsorge das unfreundliche Wesen Heinrichs erträglich zu machen suchte. Der Groll Heinrichs gegen Norbert hatte darin seinen Grund, weil der alte Buchner schon zu wiederholten Malen in Gegenwart seines Sohnes, dessen Leichtsinn und Verschwendungssucht keine Grenzen kannte, Norbert wegen seines Fleißes belobt und ihn als Vorbild eines genügsamen Menschen hingestellt hatte, der es einst im Leben zu etwas Tüchtigem bringen und seinen Lebensberuf als Gelehrter voll und ganz ausfüllen würde.

Wieder einmal zur Ferienzeit weilte Norbert auf Schloß Hirschberg, als auch Heinrich mit längerem Urlaub zum Aufenthalte dort ankam.

Norbert liebte es, an schönen Sommertagen Ausflüge in die gebirgige Gegend mit ihren ausgedehnten Forsten zu machen, da bot ihm die Natur vieles, um sein Wissen und seine naturwissenschaftlichen Sammlungen zu bereichern. In den Felsenschluchten fand Norbert manches seltene Mineral, an den Berghängen

manche seltene Pflanze, auch das Tierreich, besonders Insekten und Schmetterlinge, boten ihm mancherlei Ausbeute.

Es war an einem schönen Augusttage, als Norbert wieder in den Wäldern umherstreifte. Die Hitze des Tages wurde durch die kühlen Schatten der dichtstehenden Bäume gemildert. Zwischen die Wipfel der hohen Tannen, Buchen und anderer Waldbäume hindurch fielen einzelne Sonnenstrahlen und bildeten zitternde Lichtflecke auf dem Moosboden. Aus dem Laubwerk erschollen die Stimmen befiederter Waldfänger und auf den Lichtungen grastten friedlich Rudel von Rehen und Hirschen. Norbert hatte die durch den Forst ziehende Straße betreten und lenkte seine Schritte heimwärts. Da kam ihm auf der Straße ein Reiter entgegen und schon von weitem erkannte Norbert, daß es Heinrich war. In wenigen Minuten war dieser nahe gekommen und ein feindseliger Blick des Offiziers traf den Studenten, als dieser freundlich grüßend seinen Hut zog.

„Zu welchem Zwecke treiben Sie sich in den Wäldern meines Vaters herum?“ fragte Heinrich, und hielt sein Pferd an.

„Zu meinem Vergnügen und um meine Naturaliensammlungen zu vervollständigen, Herr Leutnant!“ entgegnete betroffen über diese Frage Norbert.

„Ich verbiete es Ihnen, je wieder den Wald zu betreten. Sie haben hier ebensowenig wie auf Schloß Hirschberg zu suchen, um meinem Vater, den ich nicht gut begreifen kann, den Moralhelden vorzuheucheln und ihn dadurch auszubeuten,“ kam es sprudelnd über Heinrichs Lippen.

„Sie vergessen sich, Herr Leutnant! Wenn mich Ihr Herr Vater auf Schloß Hirschberg duldet, so ist

dies sein guter Wille, gegen welchen niemand das Recht hat Einspruch zu erheben und wenn ich diese Waldungen besuche, so hat Ihr Herr Vater sicherlich nichts gegen mein harmloses Vergnügen einzuwenden, mit dem ich noch meine Naturstudien verbinde," sagte ruhig Norbert.

Heinrich sprang vom Pferde und stellte sich, die Reitpeitsche in der Rechten, dicht vor den Studenten und schrie ihn an:

„Sie wagen es im Namen meines Vaters meine Befehle zu mißachten! Heimtückischer, heuchlerischer Bettler, der meinem Vater des Geld, das mir rechtmäßig zustehen soll, aus der Tasche schwindelt! Ich habe diese Wirtschaft, die auf Schloß Hirschberg herrscht, satt, so war ich Buchner heiße. Tag und Stunde der Abrechnung zwischen uns ist gekommen. Ich kenne das Verhältnis nicht, das zwischen meinem Vater und Ihrer Mutter besteht, um mich zu betrügen, aber ich ahne es und werde nicht früher ruhen, bis mein Vater euch Bettelpaß aus dem Schlosse jagt.“

Norbert stand eine Weile mit leichenblassem Gesichte vor dem Offizier, der drohend seine Reitpeitsche zum Schläge erhoben hatte, dann fand er seine Fassung wieder, indem er entgegnete:

„Sie schleudern Beleidigungen gegen mich und meine Mutter, die Sie nicht verantworten können, auch Ihrem Vater gegenüber nicht und die eines anständigen Menschen, für welchen ich Ihnen bis heute gehalten habe, unwürdig sind!“

„Lump! Glender! Du unterstehst dich einer solchen Sprache mir gegenüber! Na warte, ich will anders mit dir sprechen. So, so, so! und flatschend fuhr Heinrichs Reitpeitsche, von kräftiger Hand geführt, auf Norbert

nieder. Blißschnell schwang sich Heinrich in den Sattel und ritt im Galopp davon. Einer von Heinrichs Knechten mit der Peitsche hatte Norberts Wange getroffen, das Blut rieselte ihm vom Gesicht und die Wunde begann wie Feuer zu brennen. Eine Weile stand Norbert wie betäubt, dann hielt er sein Taschentuch an die Wunde und schlug den Heimweg ein.

Als er nach Verlauf einer halben Stunde in den Schloßhof von Hirschberg eintrat, begegnete ihm der Gutsherr.

„Was ist dir geschehen, Norbert?“ fragte der Alte besorgt, „du blutest.“ Mit wenigen Worten erzählte Norbert, was zwischen ihm und Heinrich vorgefallen war. Der alte Buchner wechselte bei dem, was er vernahm, die Farbe seines Gesichtes, er wurde zornrot und die Ader an seiner Stirne schwellte, unwillkürlich ballte er die Fäuste, dann wandte er sich an Norbert:

„Geh und laß dir von deiner Mutter den blutenden Striemen verbinden, ich werde mit dem Missethäter, wenn er nachhause kommt, strenges Gericht halten.“

Eine Stunde später kehrte Heinrich ins Schloß zurück und ein Diener überbrachte ihm den Auftrag, sofort vor dem Vater zu erscheinen.

„Aha, der Alte weiß schon, daß ich diesen Buben gezüchtigt habe. Schadet nichts, so finde ich Gelegenheit ihm meine Meinung zu sagen,“ brummte Heinrich vor sich hin und trat mit troziger Miene in das Zimmer seines Vaters.

Der alte Buchner ging eine Weile in sichtbarer Erregung im Zimmer auf und ab, dann blieb er plötzlich vor seinem Sohn stehen.

„Schöne Sachen, die du machst. Was hat dir Norbert getan, daß du ihn mißhandelt hast, rechtfertige dich!“ sprach mit zorniger Stimme Buchner.

„Ich glaube dir darüber keine Rechtfertigung schuldig zu sein, der Kerl widersekte sich meinen Befehlen!“ entgegnete trotzig Heinrich.

„Du wirst dich rechtfertigen und mir Rede stehen, das bist du als Sohn dem Vater gegenüber schuldig! Welcher Art waren deine Befehle? rede!“ schrie der Alte.

„Ich habe dem Burschen verboten, unsere Wälder zu durchstreifen,“ sagte in höhnischem Tone Heinrich.

„Das hast du ihm verboten? Merke, solange ich Herr auf Hirschberg bin und solange noch ein Blutstropfen in meinen Adern rinnt, bin ich Gebieter hier und sonst keiner. Norbert hat dasselbe Recht wie du, unsere Wälder zu betreten, solange er dort keinen Unfug treibt,“ brauste Buchner auf.

„Dasselbe Recht!“ wiederholte Heinrich, „der Sohn deiner Konkubine, den du samt seiner Mutter von unserem, einmal mir nach Gesetz und Recht zustehenden Vermögen erhältst, den Burschen von deinem Gelde studieren läßt, was schon schwere Geldsummen kostet, die mir als einstigen rechtmäßigen Erben verloren gehen, dieser Mensch hat also dasselbe Recht, wie der einzige Sohn des Hauses! Aber soviel sage ich dir, Vater, daß ich nicht früher rasten noch ruhen werde, bis dieses Pack, Mutter und Sohn, aus dem Schlosse hinausgejagt sind und müßte ich beide eigenhändig mit meiner Reitpeitsche zum Hause hinausprügeln.“

Buchner trat mit geballten Fäusten auf seinen Sohn zu:

„Unterstehe dich, Frau Malwine und ihrem braven Sohn nur noch das Geringste zuleide zu tun, dann will ich nichts mehr von dir wissen! Du hast durch dein Lotterleben schon Riesensummen von meinem Vermögen in liederlichen Gesellschaften und am Spieltisch verschwendet und dein Reid dem andern gegenüber, deine unmenschliche Roheit stehen dir schlecht an,“ sprach Buchner mit zornheiferer Stimme.

„Da höre einer den Herrn Vater als Moralprediger! Erinnerst du dich nicht mehr an jene Zeit, wie du als junger Gutsherr auf Hirschberg gehaust hast, wie die Gäste zu den Festgelagen aus der Stadt in hellen Scharen gezogen sind, darunter Damen von zweifelhaftem Rufe, die alle nach Hirschberg geladen waren, um deinen Festen, die du häufig veranstaltet hast, Glanz und Ansehen zu verleihen. Dabei warst du deinen Untergebenen gegenüber ein mehr als gestrenger Herr, ein Tyrann!“ sagte hämisch Heinrich.

„Halt ein! Kein Wort mehr!“ schrie Buchner und sein Gesicht färbte sich blau. „Du bist nicht berufen, über mich zu richten!“

„Ich richte nicht! Andere haben dich schon gerichtet und meine Mutter hat dich verlassen. Dein ehemaliger Freund, der alte Hauptmann Friedrich Nobel, hat mir dieses alles erzählt. Warum machst du mir wegen meinem Lebenswandel Vorwürfe? Ich gestehe ja, daß ich leichtsinnig bin, habe ich aber nicht das gleiche Recht mein Leben zu genießen, solange ich jung bin und genießen kann, ebenso gut wie mein Herr Vater, der seine jungen Jahre auch voll und ganz genossen hat oder will man an mir das ersparen, was andere verbrauchen? Ich bin dein Sohn und das Sprüchwort sagt, der Apfel fällt nicht weit vom

Stamme," sprach Heinrich und ein boshafte Feuer leuchtete aus seinen Augen.

Der alte Buchner antwortete nicht, er war auf einen Sessel gesunken und sein stierer Blick haftete auf dem Fußboden. So saß er eine Weile, dann richtete er sich wieder stramm empor und trat auf seinen Sohn zu.

„Höre Heinrich! Was du jetzt zu mir gesagt hast, die Vorwürfe, die ich aus deinem Munde, dem Munde meines Sohnes, hören mußte, sind ja im allgemeinen wahr, aber du kennst die Ursachen und Beweggründe nicht, die mich damals gezwungen haben, so zu handeln und dein Benehmen gilt mir als sicherer Beweis, daß du keinen Funken Liebe zu mir in deinem Herzen hegst und daß es Menschen gibt, die mir ihre Existenz, ja sogar ihr Leben verdanken, trotzdem aber verworfen genug sind, mir die Liebe meines Kindes durch falsche Darstellungen von Geschehnissen aus meinem früheren Leben zu rauben.

Ich war Offizier wie du, zog mich aber anfangs von allen Ausschweifungen des Lebens zurück, bis ich diesen Friedrich Nobel kennen lernte, der damals Leutnant wie ich war. Durch seine tadellosen weltmännischen Umgangsformen und sein einschmeichelndes Wesen verstand er es, mich immer mehr und mehr in seine Kreise zu ziehen. Wir wurden bald gute Freunde. Er führte mich in seine Gesellschaften ein, zog mich an den Spieltisch heran, obwohl ich vorher kein Spieler war und auch beim Spiel kein Glück hatte. Bei einer Gesellschaft in einem vornehmen Hause, zu welcher mein Freund Nobel und ich geladen waren, lernte ich die Opernsängerin Charlotte Gruber kennen. Ich verliebte mich in das schöne,

lebenslustige Weib. Charlotte wurde von der Männerwelt dieser Gesellschaftskreise viel umworben, auch Nobel versuchte es, sich in ihre Gunst zu setzen, aber schließlich gab mir Charlotte vor allen andern den Vorzug, was ich nur meinem Reichtum und den kostbaren Geschenken zu verdanken hatte, wie mir Charlotte später selbst gestand. Denn wahrhaft geliebt, wie ich sie liebte, hat sie mich nicht. Es kam zur Heirat, obwohl mein Vater von einer Theaterdame, einer Schauspielerin als Schwiegertochter anfangs nichts wissen wollte. Charlotte Gruber wurde meine Gattin, deine Mutter. Ich war stolz auf meine schöne Frau und umgab sie mit aller Pracht meines Reichtums, und so lebten wir ein volles Jahr hindurch in der glücklichsten Ehe. Friedrich Nobel, der gleich mir im Laufe dieser Zeit zum Hauptmann befördert worden war, besuchte uns oft und galt bei uns als vertrautester Hausfreund. Aber nach und nach schien es mir, als ob Nobels Freundschaft mehr meiner Frau als mir gelte. Nobel erlaubte sich auch in meiner Gegenwart meiner Frau gegenüber Freiheiten, die sich ein lediger Mann bei einer verheirateten Frau schon anstandshalber nicht erlauben darf. Meine Frau ließ sich aber von Nobel alles ruhig gefallen, regte und reizte ihn vielmehr zu unstatthafter Vertraulichkeiten an, obwohl ich ihr öfter darüber Vorstellungen machte. In mir erwachte die Eifersucht. Es kam zwischen mir und Friedrich Nobel mehrmals zu heftigen Austritten, sogar zu einem Säbelduell, bei welchem ich eine schwere Hieb- wunde über den Kopf erhielt und wochenlang im Spital lag, ehe ich wieder hergestellt war. Wie ich erfuhr, besuchte Friedrich Nobel während der Zeit täglich meine Frau. Als ich einmal von einem längeren

Übungssritt zurückkehrte, überraschte ich meine Frau
 in den Armen des Hauptmanns Nobel. Mein Zorn
 und mein Schmerz kannte keine Grenzen. Ich riß den
 Säbel aus der Scheide um beide zu töten, aber schon
 flüchtete Nobel mit meiner Frau durch die Thür und
 aus dem Hause. Er war zu einem anderen Regiment
 versetzt worden, und am selben Abend noch mit meiner
 Frau, dich, Heinrich, bei mir zurücklassend, nach seinem
 neuen Garnisonort abgereist. Ein volles Jahr lang
 hörte ich nichts mehr von meiner Frau. Dich gab ich
 als halbjähriges Kind einer mir bekannten Familie
 in Pflege und sorgte für dich. Mein innerer Friede
 war gestört. Da starb mein Vater. Als einziger Erbe
 mußte ich meinen Militärdienst quittieren und die
 Güter meines Vaters übernehmen, denn die Mutter
 war schon seit Jahren tot. Meine herben Lebensschick-
 sale hatten aus mir einen anderen Menschen gemacht.
 Ich hatte den Glauben an Liebe und Treue verloren,
 betrachtete die Menschen als boshafte Geschöpfe und
 behandelte in diesem Glauben auch meine Untergebenen
 mit rücksichtsloser Strenge. Und doch sehnte ich mich
 nach Zerstreuungen, um die mir widerfahrene Unbill
 zu vergessen. Aus diesem Grunde veranstaltete ich auf
 Schloß Hirschberg glänzende Feste und gesellige Ver-
 anstaltungen und lud dazu, ohne Auswahl, ehemalige
 Bekannte und Freunde ein, die ich aber in meinem
 Innern ebenso verachtete wie meine Untergebenen.
 Daß sich unter meinen Gästen oft nicht ganz einwand-
 freie Persönlichkeiten befanden, darüber machte ich
 mir keine weiteren Bedenken, denn ich lebte in jener
 Zeit wie in einem ununterbrochenen Rausche. Eines
 Tages erhielt ich von meiner Frau einen Brief aus
 Ungarn, wo Hauptmann Nobel in einer größeren

Stadt in Garnison stand. Der Brief enthielt die Bitte, ich möchte Charlotte wieder in Gnaden aufnehmen, Friedrich Nobel habe sie verstoßen und sie befände sich in größter Not. Es widerstrebte mir in meiner Seele, die mir entlaufene und von ihrem Verführer nun fortgejagte Frau wieder als meine Lebensgefährtin zu betrachten. Ich mietete ihr in der Stadt eine Wohnung und gab ihr die Mittel zu einem anständigen Leben. Sie nahm dich wieder in Pflege, bis sie dich dann nach einigen Jahren zu mir brachte und nach Amerika auswanderte. Seit jenem Tage habe ich von meiner Frau, deiner Mutter, nichts mehr gehört, sie ist verschollen.

Während der Zeit, als meine Frau mit dem Hauptmann Nobel lebte, lernte ich die Tochter meines Försters Michler zufällig kennen. Das schlichte aber energische und arbeitsame Mädchen gefiel mir. Da es im Schlosse trotz meiner Strenge oft bei der Dienerschaft drunter und drüber ging und nicht immer, wie ich überzeugt war, nach meinem Willen und zu meinen Gunsten gehandelt und geschaffen wurde, so nahm ich Malwine Michler als Haushälterin zu mir aufs Schloß. Sie wurde dadurch auch deine zweite Mutter, der du Dankbarkeit schuldig bist!"

Heinrich stand bei den Enthüllungen seines Vaters betroffen da, jetzt erschien ihm das Vorleben des Vaters freilich in einem anderen Lichte, wie es ihm Hauptmann Friedrich Nobel geschildert hatte. Über Norbert Michler stieg aber in Heinrich eine Ahnung auf, als er etwas befragte:

„Und was ist mit Norbert?"

„Norbert ist der Sohn Malwinens und mein Sohn!" entgegnete mit fester Stimme Buchner.

„Also meine Ahnung hat mich nicht betrogen, der junge Michler ist mein Bruder,“ entgegnete Heinrich.

„Ja, das ist er, und ich wünsche, daß du ihn auch brüderlich behandelst, denn es ist nicht seine Schuld, daß es so gekommen ist, sowie auch mir niemand eine Schuld beimessen kann. Die Schuld an allem trägt deine leichtsinnige Mutter und ihr Verführer, der Hauptmann Nobel, den ich heute noch imstande wäre niederzuschießen wie einen Hund, ohne Gnade und Erbarmen, wenn er mir je wieder unter die Augen kommen sollte,“ sagte Buchner, und Zornesblitze leuchteten aus seinen Augen.

4.

Der Herbst hatte seine Herrschaft angetreten und in bunter, leuchtender Farbenpracht zeigte sich bereits das Laub der Bäume, in den Wäldern war der Vogelgesang verstummt und die munteren Sänger sammelten sich in großen Scharen zum Zuge nach dem fernen Süden, während kühle Herbstwinde über die kahlen Stoppelfelder strichen.

In der Gegend bei Schloß Hirschberg herrschte emsiges Leben und Treiben. Man hatte das Landgebiet zur Abhaltung der diesjährigen Herbstmanöver gewählt und im weiten Umfange wimmelte es von Militär aller Waffengattungen und immer neue Regimenter zu Fuß und zu Pferd kamen an und wurden in den Ortschaften einquartiert.

Auch Schloß Hirschberg bekam Einquartierung, und zwar einige Offiziere und Buchner hatte für dieselben mehrere Zimmer herrichten und entsprechend ausstatten lassen. Als gewesener Offizier wollte er den Herren eine besonders gute Aufnahme bereiten. Schon

am halben Vormittag ritten die mit ihrem Regiment eben angekommenen Offiziere in den Schloßhof ein und Buchner eilte ihnen entgegen um sie zu empfangen. Ein schon ziemlich gealterter, wohlbeleibter Hauptmann trat auf Buchner zu, grüßte und sprach:

„Wir sind gekommen, wie Ihnen bereits bekannt gemacht wurde, um während der Manöverzeit hier im Schlosse Quartier zu nehmen, ich nehme an, mein Herr, in Ihnen den Besitzer des Schlosses vor mir zu haben.“

Buchner war beim Anblicke des Hauptmanns unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten. Vor ihm stand Friedrich Nobel, jener Schurke, der sein Lebensglück untergraben, ihm Charlotte verführt und ihm durch seine schändlichen Verleumdungen die Liebe des Sohnes geraubt hatte. Nobel schien Buchner nicht zu erkennen, denn er stand gänzlich unbefangen vor ihm.

„Ich bitte die Herren nur einzutreten und sich in die Zimmer zu bemühen,“ sagte Buchner, der seiner Erregung bald wieder Herr geworden war und trat ins Haus zurück, während ein Diener den Offizieren ihre Zimmer anwies.

Ohne irgend welchen Zwischenfall gingen die Tage der militärischen Übungen vorüber und die im Schlosse Buchners einquartierten Offiziere rüsteten wieder zur Abreise. Da erschien plötzlich der Schloßherr im Zimmer des Hauptmanns Friedrich Nobel, den Revolver in der Rechten.

„Kennst du mich, Schurke?“ kam es zischend über Buchners Lippen. Nobel warf einen prüfenden Blick auf Buchners Gesicht, dann einen solchen auf den Revolver in dessen Hand und Todesblässe überzog sein Antlitz, als er in höchster Bestürzung sagte:

„Buchner, du?“

„Gut, Glender, daß du mich erkannt hast, wir wollen heute Abrechnung halten,“ sprach Buchner mit vor Zorn zitternder Stimme. Blitzschnell hatte Nobel seinen Revolver gezogen, so standen sich beide einige Augenblicke gegenüber.

„Sund! Verführer meines Weibes! Zerstörer meines Lebensglückes, fahre zur Hölle!“ schrie Buchner und hob schußbereit seine Waffe, aber im selben Augenblicke krachte aus Nobels Revolver ein Schuß und Buchner, mitten in die Brust getroffen, stürzte mit einem lauten Aufschrei zu Boden.

Wie von wilden Furien verfolgt, stürzte Nobel davon. Im Schloßhofe stand sein Reitbursche, welcher das zur Abreise gesattelte Pferd bereit hielt. Nobel schwang sich in den Sattel und ritt mit den anderen Offizieren, die keine Ahnung von dem Vorgefallenen hatten, von dannen.

Der Schuß hatte die Dienerschaft und das Gesinde alarmiert, man eilte in das Zimmer und fand Buchner mit dem Revolver in der Hand, sterbend auf dem Boden in seinem Blute liegend. Als man aus der Ortschaft einen Arzt herbeiholte, konnte dieser nur mehr den bereits eingetretenen Tod des Gutsherrn feststellen.

Es wurde wohl über den plötzlichen, unter besonderen Umständen erfolgten Tod des alten Buchner eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet, dieselbe förderte aber nichts besonderes zu Tage. Auch Hauptmann Nobel und die übrigen Offiziere, die zur Zeit von Buchners Tod im Schlosse gewohnt hatten, wußten bei ihrer Einvernahme keinen anderen Bescheid, als daß sie Buchner an diesem Tage vor ihrer Abreise nicht ge-

sehen hatten, und so gewann die allgemeine Ansicht immer mehr Wahrscheinlichkeit, Heinrich Buchner, der ein zurückgezogenes, von der Welt abgeschlossenes Leben seit Jahren geführt hatte, habe Selbstmord begangen, da man in der Hand des Sterbenden den Revolver gefunden hatte.

Zum Leichenbegängnisse Buchners erschienen auch Heinrich und Norbert. Heinrichs feindselige Haltung hatte sich trotz der Eröffnungen seines Vaters nicht geändert, eher noch verstärkt, und er sprach während Norberts Aufenthalt mit ihm kein Wort, auch Malwine Michler gegenüber zeigte er sein stolzes, herrisches Wesen und besprach mit ihr nur das Allernotwendigste.

Bei Buchners Rechtsanwalt in der Stadt fand sich ein Testament vor, nach dem Heinrich zum Universal-erben eingesetzt war. Norbert und Malwine erhielten je ein Legat von fünfzigtausend Kronen und die Studiengelder für Norbert bis zur Vollendung seiner Studien hatte Heinrich auszubezahlen. Malwine erhielt außerdem noch ein Buchner gehörendes Haus in der Stadt als Ruhesitz für sie, im Falle sie das Schloß verlassen sollte. Auch für Buchners Frau, Heinrichs Mutter, war im Falle, daß dieselbe noch am Leben sein sollte, ein Legat von fünfzigtausend Kronen ausgesetzt.

Heinrich quittierte nun den Militärdienst, um als Gutsherr auf Hirschberg zu walten. Die Bestimmungen des Testamentes seines Vaters gefielen dem jungen Buchner nicht, sein neidisches Gemüth lehnte sich dagegen auf und die Folge davon war, daß Malwine das Schloß verlassen und das von dem alten Buchner ererbte Haus in der Stadt beziehen mußte. Eine andere Wirtschafterin nahm ihre Stelle im Schlosse ein.

Nach einem Jahre hatte Norbert Michler seine Universitätsstudien mit bestem Erfolge beendet und wurde zum Doktor der Philosophie promoviert. Bald fand er auch einen Dienst als Schriftleiter bei einem großen Zeitungsunternehmen. Er befaßte sich mit schriftstellerischen Arbeiten und bald wurde der Name des jungen geistreichen Gelehrten allgemein bekannt. Norbert gewann Zutritt in die besten und vornehmsten Familien der Residenz, bei denen er stets ein gern gesehener und geachteter Gast war.

Ganz anders ging es seit dem Tode des alten Buchner auf Schloß Hirschberg zu. Der junge Gutsherr kümmerte sich wenig um die von seinem Vater ererbten Güter und ihre Verwaltung, diese überließ er vollständig dem Gutsverwalter und dessen Beamten, die unbeschränkt schalten und walten konnten, wie es ihnen beliebte. Das einsame Leben auf Hirschberg gefiel Heinrich für die Dauer nicht. Er war die Vergnügungen der Großstädte gewöhnt, im Trubel des Großstadtlebens fand er allein nur Zerstreuung, in Gesellschaft von Lebemännern, bei wohlbesetzten Gastmählern und schäumenden Champagnerpokalen befand er sich in seinem Element. Mehr noch wie früher lockte ihn jetzt der Spielteufel und er verlor große Summen im Spiel. Binnen kurzer Zeit hatte Heinrich das von seinem Vater geerbte, bedeutende Barvermögen bis auf einen kleinen Rest durchgebracht. Diesen Rest nahm Heinrich und fuhr damit nach Monte Carlo, in der Hoffnung, das bisher verlorene Geld bei der dortigen Spielbank wieder zu gewinnen. Aber auch hier war ihm Fortuna nicht hold; er verlor auch diesen Rest. Um die Heimreise antreten zu können, telegraphierte er an seine Gutsverwaltung, man solle ihm alles halb-

wegs in den Wirtschaftskassen entbehrliche Geld nach Monte Carlo senden. Nach einigen Tagen traf auch schon eine Geldsendung ein, die in ihrer Höhe dem Heinrich Buchner erlaubte, noch einige Zeit in Monte Carlo zu verweilen, ehe er die Reise nach der Heimat antrat. Als Heinrich aus dem Postgebäude trat, wo er das Geld behoben hatte, sah er in der Ferne auf der Straße eine Staubwolke aufwirbeln, die sich immer mehr näherte und offenbar durch einen schnellfahrenden Wagen verursacht wurde. Heinrich schenkte einer solchen alltäglichen Erscheinung keine Beachtung und schlenderte auf der Straße weiter, um sich die Langeweile zu vertreiben.

Aus der Staubwolke schälte sich nun ein von zwei feurigen Rappen gezogenes Gefährt, das rasselnd auf der Straße Heinrich entgegenkam. Im Fond des mit blauem Seidenstoff ausgeschlagenen Wagens ruhte eine Dame. Sie zeigte in ihrem feingeschnittenen Antlitz die Spuren ehemaliger Schönheit. Heute waren die Tinten verblaßt, die Linien well, energielos und verschwommen. Jeder Wille, jedes Mark war verwischt. Die schlaffen herabhängenden Lider bedeckten fast völlig das Auge. Aber Heinrich schien es, als wenn etwas wie Interesse, wie Wahrnehmungsfähigkeit in ihr aufglomm, als das Gefährt an ihm vorüberrollte. Sein Denkungsvermögen arbeitete noch an der Erscheinung dieser Begegnung. Hatte er diese Gesichtszüge schon jemals in seinem Leben irgendwo gesehen, als sie noch jünger und schöner waren? Doch nein! Das konnte doch nur Täuschung sein. Da wälzte sich auf der Straße eine zweite Staubwolke heran; diesmal hob sich dieselbe rascher, intensiver von dem Hintergrunde ab. Fast gleichzeitig konnte Heinrich eine Reiterin und ihren

Begleiter erkennen. Beide lenkten Pferde vorzüglichster Rasse und bewiesen darin eine Meisterschaft, daß Heinrich als Sportsmann völlig darüber erstaunt war, denn es schien, als ob beide mit ihren Rossen verwachsen seien.

Um eine Rosseslänge war die Reiterin voraus. Ein eben erst den Kinderschuhen entwachsendes Jungfräulein mit leicht gewellten Zügen und dem Gepräge reinsten Jungfräulichkeit in ihrem ganzen Wesen. Ihr schönes blasses Gesichtchen, das Ebenmaß ihres Wuchses verlieh ihr das Bild einer vollendeten Schönheit, das die Mutter Natur in ihrer besten Geblanne geschaffen haben mußte, was jeden Meister des Meißels zum Vorbild dienen konnte. Wie sie dahinsprengte, schien sie mit ihrem Begleiter ein Wettspiel zu begehen. Dieser war ein schon bejahrter, grantköpfiger Mann mit scharfen Gesichtszügen und einem schon weiß gewordenen Schnurrbart. Obwohl sein behäbiger Körper in einem Sportanzuge steckte, so konnte man doch sofort nach seiner Haltung und dem ganzen Wesen in ihm den ehemaligen Offizier erkennen. Auch die Erscheinung des Reiters, welcher rasch an ihm vorüberflog, kam Heinrich bekannt vor, ohne daß er sich in seinen Erinnerungen Klarheit darüber verschaffen konnte. Die Reiter sowie der vorausgefahrne Wagen mit der Frau verschwanden vor Heinrichs Blicken in den Häusern der Stadt, er selbst wanderte auf der Straße weiter hinaus ins Freie.

5.

Obwohl sich Heinrich Buchner vorgenommen hatte, nicht mehr an dem Spiel in Monte Carlo teilzunehmen, so konnte er doch seine Begierde nicht bemeistern, wenig-



stens demselben als Zuschauer beizuwohnen und er betrat einige Stunden später den Spielsaal. Bei einem Spieltische sah er die Frau, welche vorher an ihm vorübergefahren war, wie sie am Spiele und, wie es schien mit Erfolg, Anteil nahm. Sie war jetzt nicht mehr dieselbe schlaffe Gestalt wie sie vorhin im Wagen gesessen, sondern sie stand hochaufgerichtet da, ihr Gesicht hatte die kränkliche gelbe Farbe verloren und war leicht gerötet, ihre Augen blizten, wenn sie wieder einen Gewinn einzog, ihre raschen, oft unwillkürlichen Bewegungen zeigten eine nervöse Unruhe. Heinrich hatte eine Weile das Spiel beobachtet und als die Frau wieder einen großen Gewinn einzog, trat er näher zum Spieltisch. Unentschlossen, ob er noch einmal das Glück versuchen sollte, überlegte Heinrich Buchner einige Minuten lang, dann zog er seine Börse und schob etliche Goldmünzen auf den Spieltisch. Das Spiel begann und Heinrich gewann eine größere Geldsumme. Die Frau neben ihm warf ihm einen finstern, neidischen Blick zu. Heinrich setzte wieder und gewann, dann verlor er.

„Ja, mein junger Herr,“ begann die Frau in englischer Sprache, „immer ist einem Fortuna nicht hold, Sie haben ehemals heute schon viel Glück gehabt.“ Heinrich Buchner, der des Englischen nicht mächtig war, nickte als Antwort nur mit dem Kopfe, setzte wieder und gewann. So ging es länger als eine Stunde mit wechselndem Glücke fort. Trotzdem Heinrich auch mehrmals größere Einsätze verloren hatte, so machten doch seine Gewinste eine bedeutende Geldsumme aus, die mehr als das Doppelte betrug, was er nach Monte Carlo gebracht hatte. Die Frau, durch mehrere auf-

einanderfolgende große Verluste mißmutig gemacht, zog sich vom Spiel zurück.

Plötzlich hörte Heinrich hinter sich seinen Namen rufen. Als er sich rasch umsah, stand der Herr hinter ihm, der Nachmittag mit dem jungen Mädchen war angeritten kommen.

„Welch ein seltsames Zusammentreffen!“ rief der Herr. „Ich mußte genau sehen, um Sie wieder zu erkennen, Herr Buchner,“ und streckte Heinrich die Hand hin. Dieser starrte den Sprecher, dessen Gesichtszüge ihm schon im Vorüberreiten so bekannt vorgekommen waren, mit großen Augen an.

„Wie ich sehe, können Sie sich meiner nicht mehr recht erinnern,“ bemerkte der Herr, „und ich stelle mich Ihnen als Hauptmann Nobel vor.“

„Ach, Herr Hauptmann Friedrich Nobel! Ich hätte Sie in Zivilkleidung kaum wieder erkannt, denn es sind Jahre verflossen, seitdem wir uns nicht mehr gesehen haben,“ entgegnete mit kalter Höflichkeit Buchner, da er sich dessen bewußt wurde, was ihm sein nun verstorbener Vater über den Hauptmann erzählt hatte.

„Nun, wie gehts beim Regiment? Sie sind gewiß schon zum Hauptmann befördert worden, Herr Buchner?“ fragte Nobel.

„Nein, das nicht! Ich habe nach dem Tode meines Vaters die Uniform ausgezogen und bin Gutsbesitzer geworden,“ erklärte Heinrich.

„So, Ihr Herr Vater ist schon tot? Schade. Er war ein guter Bekannter zu mir,“ heuchelte Nobel. Aus Heinrichs Augen schoß ein finsterner, fast feindseliger Blick, so daß es der Hauptmann, der Heinrichs innere Erregung bemerkt haben mochte, für geraten

fand, das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken.

„Sie reisen wohl jetzt viel und sind als reicher Mann gewiß nicht des Spieles wegen nach Monte Carlo gekommen, um hier das Glück zu versuchen, Herr Buchner? Bei Ihnen sind wohl sicher Zerstreuung und Erholung die Beweggründe der Reise hierher gewesen. Bei mir steht die Sache, mit meiner geringen Pension als Hauptmann, freilich anders und so ein Spielgewinn kommt mir sehr zu statten. Ich hatte gottlob im vergangenen Jahre Glück und will es heuer nochmals versuchen. Größere Summen aufs Spiel zu setzen darf ich freilich nicht wagen, denn ich habe dieses Jahr auch meine Tochter mitgebracht,“ sagte Nobel.

„Ihre Tochter?“ fragte Buchner erstaunt, „die junge Dame, die Sie bei Ihrer Ankunft begleitete, war Ihre Tochter? Ich habe nicht gewußt, daß Sie, Herr Hauptmann, verheiratet waren,“ bemerkte Buchner.

„Ja, ich war zwei Jahre lang verheiratet, meine Frau starb aber kurze Zeit nach der Geburt meiner Adelheid; haben Sie meine Tochter schon gesehen, Herr Buchner?“ fragte Nobel.

„Sie sind mir mit dem Fräulein bei Ihrer heutigen Ankunft begegnet, ohne daß ich Sie erkannt habe,“ erklärte Buchner.

„Sie entschuldigen mich wohl, wenn ich mir noch eine Frage gestatte, Herr Buchner: Haben Sie jemals wieder etwas von Ihrer Mutter gehört?“ fragte Nobel.

„Nein, nichts mehr seit meinem fünften Lebensjahre! Ich erinnere mich nur noch dunkel an sie. Mein Vater sagte mir, sie sei nach der Scheidung ihrer Ehe mit meinem Vater nach Amerika ausgewandert

und seitdem verschollen," entgegnete Buchner. Die Frau mit den verfallenen Gesichtszügen, die vorhin neben Heinrich Buchner gestanden und am Spieltisch dem Spiele gefröhnt hatte und jetzt abseits auf einem Stuhle saß, mußte Buchners Worte verstanden haben. Plötzlich stieß sie einen heiseren Schrei aus, sprang von ihrem Sitz empor und mit dem Ausrufe: „Mein Sohn!“ schlangen sich ihre Arme um Buchner. Heinrich stand eine Weile schreckensstarr wie eine Bildsäule, während das Weib ihr Haupt an seine Brust lehnte. Auch Friedrich Nobel war über das unverhoffte Zusammentreffen mit Charlotte aufs höchste bestürzt, fand aber bald seine Fassung wieder, indem er näher zu Buchner und seiner Mutter trat und sagte:

„Meine Herrschaften, es ist hier nicht der Ort länger zu verweilen, ich lade sie demnach ein, mir ins Hotel und in mein Zimmer zu folgen.“

Mechanisch, keines Wortes mächtig, nahm Buchner den Arm seiner Mutter und führte sie, dem Hauptmann folgend, der voraus schritt, aus dem Spielsaale hinaus, ins nahe gelegene Hotel nach der Wohnung Nobels. Hier folgte nun eine unbeschreibliche Szene des Wiederfindens. Immer wieder schlang die alternde Frau ihre Arme um den Hals des Sohnes und küßte ihn; die so lange in ihrem Herzen geschlummerte Mutterliebe war nun mit einemmale mit elementarer Gewalt erwacht. Als man sich etwas beruhigt hatte, erkannte auch Charlotte den ehemaligen Hauptmann Friedrich Nobel wieder, den Mann, dessenthalben sie im jugendlichen Leichtsinne ihren Gatten verlassen hatte, um mit ihm zu fliehen, und der sie dann verstoßen in Schmach und Schande, als er im Begriffe stand, eine andere, Adolheids Mutter,

zu heiraten. Aber sie fand Zeit und Verhältnisse nicht dazu geeignet, ihm heute Vorwürfe zu machen, denn sie trug doch einen Teil der Schuld selbst, daß es so gekommen war. Als Charlotte ihre Fassung einigermaßen wiedererlangt hatte, erzählte sie über den Abschnitt ihres Lebens, den sie in Amerika verbrachte.

„Als ich dich, mein Heinrich, zu deinem Vater gebracht hatte und die Scheidung meiner Ehe mit deinem Vater gerichtlich durchgeführt war, zahlte mir mein Gatte eine Abfertigungssumme aus, womit ich dem Räte einer Freundin und früheren Kollegin, die Engagement im Theater in Boston genommen hatte, wo es ihr sehr gut ging, Folge leistete und nach Amerika auswanderte. Dort fand ich in demselben Theater wegen meiner schönen Stimme sofort Aufnahme. Ich erhielt ein hohes Honorar, von dem ich trotz meines luxuriösen Lebens immer noch ein hübsches Sümmdchen zurücklegen konnte. Ich muß sagen, ich hatte Glück drüben über dem Weltmeer und wurde eine wohlhabende Frau. Ich hatte das irdische Glück in Wohlleben und Reichthum gesucht und auch gefunden. Die Menschen glaubten, daß ich es sei. Ich selbst suchte es mir einzureden. Aber umsonst! Immer und immer mehr kam ich im Laufe der Jahre zu der Überzeugung, daß Ruhm und Beifall nichts sind im Vergleich zu der Liebe von Gatten und Kind, im eigenen Familienglück. Mir wurde oft bange, zum Sterben bange draußen in der weiten, fremden Welt, ich sehnte mich nach Liebe, nach wahrer, wirklicher Liebe, die ich von den Menschen meiner Umgebung nicht erhoffen, nicht verlangen konnte. Diese Menschen kannten meinen Seelenschmerz, meine Reue, die Sehnsucht meines Herzens nicht. Der Glanz des Theaterlebens, das

wilde Tosen des Beifalls, den mir die große Menge der Theaterbesucher spendete, tat meinen Ohren weh, wirkte ermüdend auf mich und konnte mir mein verlorenes Glück nicht ersetzen, das ich im unbegreiflichen Leichtsinn von mir geworfen hatte und das ich mir nicht mehr zurückzuerwerben vermochte. Wie gerne wäre ich heimgekehrt zu Vatten und Kind, um das ihm verursachte Unrecht gut zu machen, aber es war zu spät — ich fand den Weg nicht mehr.

Meine Schönheit verblühte, meine Stimme verlor den Klang, das Alter mit seinen Gebrechen stellte sich bei mir ein, meine Gesundheit litt unter einem empfindlichen Nervenleiden und so war ich gezwungen, die Bühnenlaufbahn zu verlassen. Existenzsorgen standen mir bei meinem bedeutenden Vermögen fern, aber das Alleinsein, die lange Weile plagten mich, nichts konnte mir Zerstreuung bieten. So entschloß ich mich zum Reisen. Ich verließ meine zweite Heimat Amerika und fuhr nach Europa. Hier suchte ich die Spielbank von Monte Carlo auf, um mich durch die Aufregungen des Spiels zu zerstreuen und habe hier einen Gewinn gemacht, einen Schatz gefunden, der mir alle Gewinste, alle Schätze der Welt aufwiegt: dich mein Sohn. Als ich dich zum erstenmale sah, beschlich mich ein unbestimmbares Gefühl, ich fühlte mich zu dir hingezogen wie zu keinen anderen Menschen, obwohl ich dich, mein Sohn, nicht kannte und du mir als Fremder galtest, so war es doch die Verwandtschaft des Blutes, die sich in mir regte.“ Charlotte schwieg und umarmte und küßte wieder ihren Sohn, dann fragte sie hastig:

„Heinrich, willst du mich bei dir behalten? Ich habe zwar ein solches Opfer um dich nicht verdient,

aber du würdest mir dadurch das größte Glück bereiten, wenn ich den Rest meines Lebens bei dir sein könnte."

„Lassen wir das Vergangene der Vergessenheit anheimfallen, ich bin froh, dich, meine Mutter, wiedergefunden zu haben. Du bleibst für immer bei mir und fährst mit mir zurück in die deutsche Heimat, dort wirst du auf Schloß Hirschberg sicherlich wieder an Leib und Seele genesen," sagte Heinrich.

„Habe Dank, tausend Dank, mein Sohn, für deine Güte, du träufelst Balsam in mein zerrissenes Herz, ich will dir nun für den Rest meines Lebens eine gute, liebende Mutter sein," entgegnete unter Liebkosungen Charlotte.

Um den Tag des Wiederfindens von Mutter und Sohn festlich zu begehen, wurde ein kleines Festmahl veranstaltet, welchem auch Hauptmann Nobel mit seiner Tochter Adelheid bewohnte. Bei dieser Gelegenheit lernte Heinrich erst recht die bezaubernde Anmut und Schönheit des Mädchens kennen. Ihre hohe Bildung und Eleganz, ihre gefälligen schlichten Umgangsformen machten auf ihn einen tiefen Eindruck.

Durch diese unverhofften Zu- und Zwischenfälle verlängerte sich Heinrich Buchners Aufenthalt in Monte Carlo. Eines theils wünschte Frau Charlotte noch einige Zeit in Monte Carlo zu verweilen, andernteils war es Heinrich selbst, der ein längeres Zusammensein mit Adelheid suchte. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er die hübsche Tochter des gewesenen Hauptmanns, trotz der Abneigung, die er gegen diesen empfand, vom ganzen Herzen liebe und von ihr auf Gegenliebe rechnen konnte. Den Vater Adelheids schien die Annäherung Buchners an seine Tochter ganz nach seinen

Willen und Plänen zu gehen, denn er ließ kein Mittel außer acht, um die zwei jungen Leute immer wieder zusammenzuführen. Man wohnte gemeinsam Konzerten und Theatervorstellungen bei, machte Ausflüge in die Umgebung Monte Carlos, besuchte Bälle und andere Unterhaltungen. So kam es, wie es vorausszusehen war. Ehe Heinrich Buchner mit seiner Mutter und Friedrich Nobel mit seiner Tochter Monte Carlo verließen, fand zwischen Adelheid und Heinrich die Verlobung statt, welche mit einer Festtafel endete, zu der man auch einige Bekannte heranzog.

6.

Auf Schloß Hirschberg war die Vermählung Heinrich Buchners mit Adelheid Nobel unter großen Festlichkeiten vorübergegangen und nach einer kurzen Hochzeitsreise hatte sich das junge Paar auf dem Schlosse häuslich eingerichtet. Heinrichs Mutter, Charlotte, war überglücklich, bei ihrem Sohne und dessen jungen Gemahlin bleiben zu können. Die alternde Frau lebte wieder auf, ihre bisher so verfallene Gestalt bekam wieder Kraft und Energie und die kränkliche Blässe ihres Gesichtes machte einer gesunden Lebensfarbe Platz. Ihr bedeutendes Vermögen hatte sie sich aus Amerika kommen lassen und in einer sicheren Bank der Residenz angelegt. Auf Adelheids Bitte hatte Buchner auch ihren Vater, Friedrich Nobel, auf Hirschberg behalten, da er ohne die Tochter allein auf der Welt stand. Der alte Herr suchte sich für die ihm bewiesene Gunst nützlich zu machen und übernahm freiwillig die Rolle eines Gutsinspektors. Er inspizierte häufig, wie er sagte, zu seinem Vergnügen und Zeitvertreib die Forste, die

Meierhöfe, den Feldbau und die Kanzleien, und zwar nicht ohne Erfolg. Überall fand er Mißstände und Fehler, auch Unredlichkeiten der Beamten deckte er bei genauer Revision der Buchführung auf; es war in der gesamten Gutsverwaltung ein nicht geringer Schlendrian eingerissen, der einen guten Teil des Nutzens verschlang und die Einkünfte schmälerte.

Ein halbes Jahr war seit der Vermählung Heinrichs mit Adelheid vergangen und beide lebten auf Hirschberg in Glück und Frieden. Nach einem langen strengen Winter war der Frühling wieder ins Land gezogen mit Blütenpracht und Vogelgesang, milde Lüfte wehten durch Feld und Wald und vom blauen, wolkenlosen Himmel sandte die Sonne ihre alles belebenden Strahlen.

Angeregt durch das herrliche Frühlingswetter, ließ Buchner einen Wagen anspannen, um mit Adelheid eine Spazierfahrt auf der Straße zu machen und ihr bei dieser Gelegenheit einen Teil der Guts Herrschaft Hirschberg zu zeigen, wozu er den langen Winter über und bei den meterhoch die Erde bedeckenden Schnee keine Gelegenheit gefunden hatte. Den Wagen zogen ein Paar edelrassige, junge, feurige Rösse, die zu zähmen dem Kutscher alle Mühe machte. Während auf freiem Feld die Straße schön und trocken war, war dies das Gegenteil, als der Wagen in den Wald einfuhr. Hier war die Straße noch naß und kotig und an einzelnen Stellen mit Eis bedeckt. Auf einer solchen eisigen Stelle glitt das eine Pferd aus und fiel mit den Vorderbeinen auf die Knie nieder. Dadurch schon geworden, sprang es auf und beide Pferde rasten wie der Sturmwind mit dem Wagen davon, der Kutscher hatte über die Tiere, so viel er sich auch mühte und

mit Leibeskräften an der Leine zog, die Herrschaft verloren, Heinrich und Adelheid befanden sich in Todesangst. Mehrmals war der Wagen dem Umstürzen nahe. Heinrich hielt die vor Angst zitternde Adelheid fest, an ein Herabspringen war bei der Schnelligkeit, mit der das Gefährt dahinsaupte, nicht zu denken. Jetzt führte die Straße an einem großen Fischteich vorüber, welcher in Folge der vor kurzer Zeit stattgefundenen Schneeschmelze mit Wasser überfüllt war, das bis an die Straße heranreichte. Hier schleuderte der Wagen an das beim Teiche angebrachte Straßengeländer, das schon morsche Holz des Schutzgeländers brach ab und das Gefährt stürzte über die Böschung hinab, wo es in den Fluten verschwand.

In demselben Augenblicke kam aus der entgegengesetzten Richtung in rascher Fahrt ein Wagen bei der Unfallstelle an. Ein junger, elegant gekleideter Herr stieg aus demselben und sprang dem verschwundenen Gefährte nach in den Teich. Jetzt tauchte Buchners Wagen wieder an der Oberfläche des Wassers empor, die Kasse hatten sich mit demselben zu einer leichten Stelle emporgearbeitet, dort blieben die zitternden Tiere wasserschraubend stehen. Heinrich und Adelheid lagen bewusstlos im Wagen und hielten sich fest umschlungen. Der Kutscher war in den Fluten verschwunden. Der Herr, der den Verunglückten nachgesprungen war, schien ein guter Schwimmer zu sein und gelangte eben an jener Stelle an, wo die Pferde mit dem Wagen aus dem Teiche emportauchten. Rasch klammerte sich der Retter an dem Wagen fest und schwang sich in das Innere desselben. Erstaunt sah er die Verunglückten an. „Heinrich Buchner,“ kam es über seine Lippen. Dann ergriff er mit seinen kräftigen Armen die wie

leblos im Wagen liegende Frau, sprang mit ihr ins Wasser zurück und schwamm ans Ufer, wo er sie mit Hilfe seines Kutschers in seinen Wagen bettete und mit Decken einhüllte, denn der leise Schlag ihres Herzens überzeugte ihn, daß sie noch lebte. Dann wurde Buchner aus dem Wagen über das Wasser gebracht und neben seiner Frau in den Wagen gelegt und in Decken gehüllt. Während Adelheid bewußtlos verblieb, erholte sich Heinrichs kräftige Natur bald wieder, er schlug die Augen auf und sah starr in das Gesicht seines Retters. Da schien bei ihm die Erinnerung zurückzukehren.

„Was ist geschehen?“ fragte er leise.

„Ein Unglück, das Ihnen und der jungen Dame hier leicht das Leben gekostet hätte, als Sie mit dem Gefährt in den Teich stürzten. Gottlob kam ich noch zu rechter Zeit, um Rettung zu bringen,“ sagte der Herr, von dessen Kleidern das Wasser sickerte.

„Norbert! Norbert Michler, Sie? Ihnen haben wir unser Leben zu verdanken?“ kam es fast schreiend über Heinrichs Lippen.

„Regen Sie sich darüber nicht auf, Sie bedürfen, sowie die junge Dame hier, nach dem aufregenden Vorfall der Ruhe. Wir wollen bald nach Schloß Hirschberg fahren und von dort Leute an den Unfallsort senden, damit auch die Kasse und der Wagen aus dem Teiche geborgen werden. Ihr Kutscher ist ertrunken,“ sagte Norbert und schwang sich zu seinem Kutscher auf den Kutschbock. Giltig fuhr der Wagen davon.

Nach einer kaum viertelstündigen Fahrt traf man auf Schloß Hirschberg ein. Heinrich und Adelheid, die mittlerweile auch wieder die Besinnung erlangt hatte, wurden in ihre warmgeheizten Zimmer gebracht, entkleidet und mit trockener Wäsche und Kleidung ver-

sehen. Adelheid fühlte sich aber so angegriffen, daß sie sich zu Bette begeben mußte. Norbert sandte vor allem einen Boten in die Stadt, um einen Arzt herbeizuholen, dann vertauschte auch er seine nasse Kleidung mit trockenerer Wäsche und da er mit Heinrich von fast gleichem Wuchse war, mit einem aus Heinrichs Kleidervorrath entnommenen Gewande, das Charlotte herbeigeschafft hatte. Nachher fuhr auch er in die Stadt zurück.

Während Heinrich nach dem Unfall mit einem leichten durch die Erkältung im Wasser zugezogenen Fieber davonkam, versiel Adelheid in eine hitzige Krankheit und schwebte Tage lang in Lebensgefahr. Heinrich und Charlotte wichen nicht von dem Bette der Kranken. Die Kunst des Arztes, die sorgsame Pflege und Adelheids jugendliche widerstandskräftige Natur brachten ihr auch nach einigen Wochen die Genesung wieder.

Der alte Hauptmann Friedrich Nobel versah noch immer mit militärischer Pünktlichkeit sein selbstgewähltes Amt auf dem Gute, ob in allen Verwaltungsangelegenheiten Ordnung eingehalten würde und er hatte bereits bei der Beamten- und Arbeiterschaft eine strenge militärische Disziplin eingeführt. Er galt bei allen als ein gefürchteter Mann von eiserner Strenge.

Eines Tages, als er, eine prächtige Doppelflinte über den Schultern tragend, durch eine einsame Gegend des Waldes schritt, erblickte er zwischen niedrigem Gebüsch hindurch einen Mann, der außer einer Flinte ein erlegtes Reh über den Schultern trug; ein Wildddieb. Nobel nahm sein geladenes Gewehr schußbereit und rief mit Kommandostimme:

„Halt, Kerl, oder ich schieße dich nieder!“

Der Wilderer ließ das Reh fallen und sprang nach dem nahen Dickicht.

Nobel stieß einen Fluch aus, vor seinen Augen begann es in roten Farben zu flimmern, er drückte sein Gewehr los und krachend fiel der Schuß, dessen Echo weithin im Forste wiederhallte; gleichzeitig stieß der Wilderer einen gellenden Schrei aus, griff einen Augenblick mit den Armen in die Luft, dann stürzte er zu Boden.

„Kerl, du hast deinen Denkfzettel!“ brummte Nobel und stand im Begriffe, ohne sich weiter um den Gefallenen zu bekümmern, den Schauplatz seiner That zu verlassen, als in nächster Nähe eine Stimme rief: „Was geht hier vor?“ und der Förster, von seinen Jagdgehilfen begleitet, zwischen den Bäumen hervortrat.

„Ihr kommt mir wie gerufen, Förster,“ sagte Nobel mit etwas erregter Stimme, ohne die Grüße der beiden Jäger zu erwidern. „Ich habe soeben einem vor mir fliehenden Wildddieb eine Kugel aufs Leder gebrannt, glaube aber dem Kerl nicht allzu wehe getan zu haben. Kommen Sie, wir wollen nachsehen.“

„O wir hörten den Schuß von Euer Gnaden und sind darauf zugegangen,“ bemerkte der Förster.

„Aber den Wilderer hättet Ihr beide sicherlich nicht erwischt, dazu seid Ihr zu feige und zu dumm!“ meinte Nobel. Die Jäger zuckten schweigend ihre Achseln. Nun war man bei dem Verwundeten angelangt.

Raum hatte der Förster dem Wilderer ins totenblasse Antlitz geblickt, so rief er erstaunt aus:

„Peter Melcher! Ist es möglich! Was hat Euch bewogen, hier in diesen Forsten zu wildern? Ich habe

Euch doch immer als braven Mann gekannt und Euch zu keiner Freveltat fähig gehalten.

Der Angeschossene stöhnte laut, dann erwiderte er mit schwacher heiserer Stimme:

„Ja, Herr Förster, ich war immer ein ehrlicher, braver Mann, aber das Unglück, das Unglück! Mein Weib liegt schon über ein Jahr lang krank und es geht jetzt mit ihr zu Ende. Ich kann sie nicht allein und ohne Pflege lassen und deshalb konnte ich keiner Arbeit und keinem Verdienst nachgehen. Alles was ich und mein Weib halbwegs entbehren konnten, habe ich verkauft und dafür trockenes Brot angeschafft, aber jetzt haben wir nichts mehr. Ich, mein krankes Weib und meine fünf unmündigen Kinder hungern schon mehrere Tage. Da nahm ich in der Verzweiflung meine alte verrostete Flinte, lud sie und schlich mich in den Wald, um, wenn möglich, etwas zu schießen, mit dem wir uns den Hunger stillen könnten. Nach langem vergeblichen Umherirren sah ich ein Reh, lange zögerte ich auf das Tier zu schießen, aber der Hunger meiner Familie gab mir endlich den Mut, ich wagte den Schuß und traf es tödlich. Rasch lud ich die Beute auf meine Schultern und wollte nach Hause eilen, da traf mich mitten in die Brust Eure Kugel, Herr Förster.“

„Nein, der Förster hat Euch nicht niedergeschossen, das habe ich getan,“ bestätigte Nobel.

Peter Melcher stöhnte wieder, seine Hände krampften sich eine Weile im Todeskampf zusammen, dann starrte er den Hauptmann an. Plötzlich rief er, alle seine letzten Kräfte zusammenfassend:

„Hauptmann Nobel, Ihr seid mein Mörder! Das ist nicht Euer erster Mord! Ihr habt auch den früheren Gutsherrn auf Schloß Hirschberg ermordet,

ich war Augenzeuge, wie Ihr Heinrich Buchner, den Vater des jetzigen Gutsherrn, mit Eurem Revolver im Zimmer niedergeschossen habt.“

Durch Peter Melchers Körper ging ein krampfartiges Zittern. Friedrich Nobel stand leichenbläß wie ein Steinbild. Noch einmal erholte sich der Sterbende und mit schwacher Stimme sprach er weiter:

„Ich war während meiner Militärdienstzeit ein Jahr lang Bursche beim Hauptmann Nobel. Wir zogen ins Manöver, das damals in der Gegend bei Schloß Hirschberg abgehalten wurde und wir erhielten unser Quartier auf Schloß Hirschberg. Als wir nach Beendigung der Manöver wieder abzogen, erhielt ich vom Hauptmann Nobel den Auftrag, das Gepäck fortzuschaffen. Ich hatte zuvor noch eine andere Berrichtung und als ich nachher leise die Thür zum Zimmer des Hauptmanns öffnete, schoß im selben Augenblicke Hauptmann Nobel den Gutsherrn nieder, der auch mit schußbereiter Waffe ihm gegenüberstand. Ich konnte nur noch einen Sprung zur Seite machen, da stieß Hauptmann Nobel die Zimmertür auf und eilte davon; ich ergriff das neben der Thür liegende Gepäck und lief ihm damit nach. Jahre lang habe ich dieses Geheimnis in meiner Brust bewahrt, nun soll es die Welt erfahren. — O, mein armes Weib! Meine unglücklichen Kinder!“

Peter Melcher röchelte laut, seine Finger krallten sich in den Waldboden, die Augen wurden starr. Nach wenigen Minuten war er verschieden.

Hauptmann Friedrich Nobel stand noch eine Weile regungslos und starrte die Leiche an, plötzlich begann er zu wanken und ehe ihn der Förster erfassen konnte, stürzte Nobel lautlos zusammen; ein Schlag-

fluß, durch die ungeheurere Aufregung hervorgerufen, hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Tief ergriffen durch dieses Walten des Schicksals, das sich wie ein Gottesgericht ausnahm, wobei tiefe, im Herzen schlummernde Schuld gesühnt wurde, über die sonst menschliches Recht keine Strafe fällen konnte, trat der Förster den Heimweg an, während der Forstgehilfe als Hüter bei den Leichen zurückblieb.

Wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel wirkte die Kunde von dem Vorgefallenen auf die Bewohner des Schlosses Hirschberg. Die Leiche des Hauptmanns Nobel wurde ins Schloß gebracht, um in der Familiengruft bestattet zu werden. Peter Melcher wurde ins Leichenhaus des Friedhofes getragen, um zur ewigen Ruhe im einfachen Grabe beerdigt zu werden.

Heinrich Buchner und dessen Mutter nahmen sich der unglücklichen Familie Peter Melchers an und sorgten für dieselbe, hatten sie es doch den Enthüllungen des Verstorbenen zu danken, daß die Schmach des Selbstmordes von dem alten Buchner genommen war.

Mit seinem Stiefbruder Norbert Michler söhnte sich Heinrich Buchner vollständig aus, verdankten er und Adelheid seiner mutigen That doch ihr Leben. Auch Malwine war von nun an ein gern gesehener Gast auf Schloß Hirschberg. So hatten endlich auf Schloß Hirschberg Friede und Liebe ihren Einzug gehalten, wo durch ein Menschenalter hindurch die Dämonen des Hasses und des Unfriedens gewaltet hatten.



Der Kohlenfund in Tüpfelhausen.

Eine lustige Geschichte.

„Ach diese unglückselige Kohlentenerung richtet uns am Ende noch Alle zugrunde! Denn mit den Kohlen steigen auch die Holzpreise und es wird noch so weit kommen, daß man mit der ganzen aufreibenden Bäckerei für sich selbst das tägliche Brot nicht mehr verdienen wird,“ lamentierte der behäbige Bäckermeister Mehlwurm am Stammtische des „Gasthauses zur blauen Gans“ in Tüpfelhausen.

„Ja, wenn man jetzt so ein Kohlenlager auffinden könnte, man würde in kurzer Zeit Millionär,“ meinte der Schulmeister.

„Das wäre das Richtige!“ bemerkte der Hufschmied Vielhauer, „dem Bäcker kommt sein Backholz noch lange nicht so teuer wie mich die Schmiedekohle.“

„Donnerwetter!“ rief der Bäcker, „du verkaufst deine Schmiedwaren so teuer und so hoch wie du Lust hast, Schmied! Unsereiner muß sich an die Lagen halten, da bekommt man jahraus jahrein für ein Laib Brot fünfundzwanzig Kreuzer, und für ein Kippel oder einen Wecken zwei Kreuzer, und dabei denkt niemand daran, daß das Backholz, Mehl, Schmalz und Milch fast täglich teurer werden und die Steuern und Abgaben immer höher; ich wiederhol's nochmals, die Bäckerei ist ein Geschäft, rein zum Zugrunde gehen.“

„Oho! so schlimm stehts mit dem Bäckergeschäft noch nicht!“ schrie der Schmied, „denn Brot und

Ripfel werden täglich immer kleiner, die Bäcker dagegen immer dicker und wohlhabender! Es ist eine Sünde und Schande! Unsereiner aber muß alles, sei es ein Hufeisen oder ein Wagenreifen, genügend groß und vollgewichtig machen.“

„Ist dir mein Gebäck zu klein, dann geh' und kauf es bei einem andern, der es größer macht!“ sagte gereizt der Bäcker.

„Laßt euren Streit, er hat keinen Zweck,“ sprach der Pfarrer, „reden wir lieber von der Auffindung von Steinkohlen. Mein Freund, der Professor Steinbeißer, welcher voriges Jahr bei mir zu Besuch war, behauptet steif und fest, daß in unserer Gegend, nebst anderen nützlichen Mineralien auch Steinkohlen vorkommen können; es hat sich nur noch niemand die Mühe genommen nach denselben zu suchen.“

„So ist es,“ fiel der Schulmeister ein, „auch ich behaupte, daß in der nächsten Umgebung von Tipfelhausen Steinkohlenlager sind; zu dieser Überzeugung haben mich meine geologischen Kenntnisse gebracht; nur suchen und schürfen sollte man, das wäre die Hauptsache.“

„Suchet, so werdet ihr finden!“ steht es in der Heiligen Schrift, bemerkte der Pfarrer dazu.

„Das ist ja alles richtig! Aber wo und wie man suchen soll um Kohle zu finden, das ist eine andere Frage, denn den Feldern und Wäldern sieht man es nicht an, daß unten Steinkohle liegt,“ meinte der dicke Gastwirt und Fleischhauer Kugelman.

„Wahr ist es, die Sache ist nicht so einfach, ein Kohlenflöz zu entdecken,“ sagte der Schulmeister, „aber mit etwas Kenntnis, Fleiß und gutem Willen wäre eine solche Entdeckung kein Ding der Unmöglichkeit.“

Erstens müßte die ganze Umgebung von Tipfelhausen nach Kohle abgesucht werden. Findet man an einer Stelle der Erdoberfläche größere oder kleinere Stückchen Kohle, dann kann man auch sicher sein, daß dieselbe in der Nähe auch unter der Erdoberfläche vorkommt. Zweitens müßten in diesem Falle, um das Kohlenflöz aufzuschürfen, Bohrlöcher in die Erde gemacht werden; stößt man in einem solchen Bohrloch mit dem Erdbohrer auf Kohle, dann Glück auf! dann ist das Kohlenflöz entdeckt, und der Glückliche, dem dies gelingt, wird ein steinreicher Mann.“

„Wissen Sie, Herr Schulmeister, wie ein Erdbohrer aussieht?“ fragte der Schneider Lachmeier.

„Gesehen habe ich zwar noch keinen, aber ich kann mir einen solchen beiläufig vorstellen. Jeder von euch hat wohl schon gesehen, wie die Zimmerleute die hölzernen Röhren zur Wasserleitung, wie solche unten im Gemeindeteiche liegen, mit einem langen eisernen Bohrer ausgebrochen; ein ähnlicher Bohrer muß auch der Erdbohrer sein, aber es gehören zu einem Bohrloche in die Erde mehrere Bohrer, immer einer länger als der andere, damit, wenn der eine zu kurz wird, mit zunehmender Bohrlochtiefe ein längerer nachgeschoben werden kann; so wird wohl das Erdbohren sein.“

„Ja, ja! so wird es sein!“ erscholl es in der Runde, und der Schneider klopfte dem Schulmeister auf die Schulter und sagte: „Unser Herr Schulmeister ist halt ein grundgescheiter Mann!“

Es wurde Zeit zum Nachhause gehen. Zuerst ging der Pfarrer und der Schulmeister, dann folgten die übrigen Stammgäste, nur der Schneider Lachmeier ließ sich noch einmal sein Glas voll schenken und blieb sitzen. Nach und nach gingen auch die anderen Gäste,

und die Wirtsstube wurde leer, aber Lachmeier rückte sich noch immer nicht vom Flecke. Als er mit dem Wirt allein war, winkte er ihn zu sich heran und sprach lange und eindringlich mit heftigen Handbewegungen zu Kugelmann, welcher ruhig zuhörte und nur von Zeit zu Zeit zum Zeichnen, daß er das Gesagte billige, mit dem Kopfe nickte. Mitternacht war bereits vorüber, als sich Lachmeier vom Wirt trennte und in bester Laune den Heimweg einschlug.

Der erste Mensch, welcher leichtfüßig in aller Morgenfrühe sein Heim verließ, und beim ersten Sonnenstrahl aus den Häusern von Tüpfelhausen hinaus ins Freie wanderte, war Lachmeier, der Schneider, welcher nur nach wenigen Stunden Schlaf, in welchen er von sonst nichts als von Steinkohlen und Erdbohrungen geträumt hatte, eine Steinkohlenentdeckungsreise antrat. Unter seiner braunen langen Kaputtjacke mit blanken Knöpfen, welche noch ein Erbstück vom Großvater war, lugte unten der Stiel einer Spitzhaue hervor, und die umgehängte Ledertasche barg eine reichliche Mahlzeit aus Brot, Schinken und Wurst neben einer Flasche mit Wacholderschnaps, alles Geschenke seines Freundes und künftigen Mitbesizers beim Kohlenbergbau, zu dessen Gründung er heute die ersten Schritte tat: des Gastwirtes „zur blauen Gans“.

Lachmeier stieg die Lehne des sogenannten Köhlerberges empor, denn der Name des Berges flößte ihm schon Vertrauen zu einem glücklichen Funde ein. Er untersuchte alle Steinhalden, welche sich längs den Feldern hinzogen, von Steinkohle fand er aber keine Spur.

Es war ein heißer Julitag. Die Sonnenstrahlen

brannten dem Schneider Nacken, Gesicht und Hände braun, und dicker Schweiß bedeckte seinen Körper, aber nur vorwärts, immer vorwärts! Die Belohnung kann ja nicht ausbleiben, wenn man solche Mühen nicht scheut. Endlich erreichte Lachmeier den Waldsaum. Überhaupt hatte der Schneider mehr Hoffnung im Walde Kohle zu finden als auf den Feldern, wo das Getreide alles verdeckt.

Nach einer kurzen Ruhepause im Waldesschatten schritt der Schneider zwischen den Fichten und Tannen, den Buchen und Birken weiter, dabei aufmerksam den Waldboden prüfend. Manche bemooste Knolle hatte Lachmeier schon mit der Spitzhaue zer schlagen, aber jedesmal war er enttäuscht, er fand nichts als faule Baumstöcke und harte Steine, aber keine Kohle.

Nach stundenlangem Suchen und Umherlaufen stieg bei Lachmeier mit der Müdigkeit auch die Hoffnungslosigkeit. Er begann an dem Auffinden eines Steinkohlenlagers zu zweifeln. Jetzt hatte er eine Waldlichtung erreicht. Ein klares Bächlein schlängelte sich murmelnd am Rande derselben hin. In bunter Farbenpracht blühten Vergißmeinnicht, Hahnenfuß, Knabenkraut und Eisenhut an seinen Ufern, während einige muntere Rehe im hohen Grase lagerten.

Verdrießlich über seinen Mißerfolg, lagerte sich auch Lachmeier im Schatten einer alten Tanne, suchte seinen Mundvorrat aus der Ledertasche und hielt Mahlzeit.

„Ja, ja!“ sprach er zu sich selbst, während er einen tüchtigen Schluck Wacholderschnaps nahm, „das Auffinden von Steinkohle ist nicht so leicht wie man denkt, solls einmal ein anderer probieren, ich hab mich genug müde, hungrig und durstig gelaufen.“ Zur Bestätigung

dieser Worte schob er einen großen Bissen mit Schinken belegtes Butterbrot in den Mund und spülte ihn mit Wacholderbranntwein hinunter. Wie das schmeckte hier oben im schattigen Walde! Das Steinkohlensuchen hat doch auch seine gute Seite; und Angelmann, der Wirt „zur blauen Gans“, das muß man ihm nachsagen, die beste Wurst, den besten Schinken und den vorzüglichsten Branntwein weit und breit hat er. Im Verhältnis wie Brot, Wurst, Schinken und Schnaps abnahmen, so hob sich auch wieder die Hoffnung und Zuversicht auf einen glücklichen Kohlenfund in der Brust des Schneiders. Nach beendigtem Mahle streckte sich Lachmeier behaglich der Länge nach auf den weichen Moosboden aus, blickte seelenvergnügt nach den sonnenbeglänzten Baumwipfeln empor und dachte an Steinkohle und Erdborher.

War es der genossene Wacholderschnaps, oder eine gütige Fee, welche ihren Schleier über seine Sinne breitete, es währte nicht lange, da wurden schnarrende Töne in regelmässiger Reihenfolge unter der alten Tanne hörbar, bei welchen die Rehe im Grase die Ohren spikten, und als die Töne immer stärker wurden und schließlich wie das Rasseln und Pusten einer Lokomotive sich anhörten, eilig davonliefen.

Vor Lachmeiers geistigem Auge stieg aber ein seltsames Traumbild auf. Er sah mehrere Zwerge, welche einen Erdborher schleppten, der genau so aussah wie ihn der Schulmeister am gestrigen Abend beschrieben hatte, auf sich zukommen. Als dieselben nahe an die Stelle herangekommen waren, wo Lachmeier lag, sagte der größte von den Zwergen: „Hebe dich, Faulpelz! Du liegst auf unserer Steinkohle.“ Lachmeier wollte der Aufforderung des Zwerges Folge

leisten und sich erheben, aber er war steif und starr wie ein Holzkloß und konnte nicht von der Stelle. „Wird's bald?“ fragte der Zwerg mit zorniger scharfer Stimme. Der Schneider machte abermals vergebliche Anstrengungen, ohne daß es ihm gelang aufzustehen. „Was? Du willst nicht aufstehen und weggehen von unserem Steinkohlenlager und uns das Bohren verhindern! Warte du Tagedieb, wir werden dir fort-helfen!“ schrie der Zwerg wieder; dann wandte er sich an seine Gefährten und rief: „Blast ihn weg!“ Die Zwerge bliesen sich die Backen auf und es entstand ein rasender Sturmwind, welcher Lachmeier von der Erde aufhob und hoch empor in die Lüfte wirbelte, währenddem die Zwerge in ein höllisches Gelächter ausbrachen. Über die Wipfel der Bäume flog Lachmeier eine Strecke weit fort, dann begann er zu fallen, und im Augenblicke, als er wieder den Erdboden berührte, fuhr er im Schrecken empor und erwachte. Da lag er noch ruhig unter der Tanne, neben sich die Spitzhaue und seine Ledertasche.

Aber dieser Traum! Was konnte der bedeuten? Hatte ihm dennoch ein guter Geist die Stelle angedeutet, wo Steinkohle liegt? Leicht möglich! Das wird sich gleich zeigen. Lachmeier sprang auf, ergriff die Spitzhaue und begann ein Loch zu graben. Kaum hatte er das Moos und die Tannennadeln weggeräumt und einige Hiebe in den Erdboden gemacht, da stieß er auch schon einen Freudenschrei aus, denn vor ihm lag es schwarz, kohlen-schwarz. Was konnte das anders sein als Kohle, wirkliche Kohle.

Lachmeier hob eine Handvoll von dem schwarzen Zeng auf und betrachtete es genau. Es sah zwar aus wie schwarze Erde, aber ebenso ist auch die Kohle,

welche der Schmied verbraucht. Er nahm ein größeres Stückchen und zerrieb es, richtig, es färbte ihm die Finger schwarz, da war kein Zweifel mehr, er hatte ein Kohlenlager entdeckt, und in nicht mehr allzuferner Zeit wird er ein steinreicher Mann sein. Jetzt erst bemerkte Lachmeier, daß die Sonne dem Untergange nahe, und daß er den Heimweg antreten müsse.

Hastig sackte er seine Rocktaschen voll von der neuentdeckten Kohle, nahm die Spitzhaue und wanderte gegen Tüpfelhausen.

Kugelman, der Wirt und Fleischhauer, saß eben beim Abendessen, als mit hastigen Schritten Lachmeier in die Stube trat und sich dicht neben den Wirt stellend diesem zuflüsterte: „Ich habe sie gefunden.“

„Was?“ fragte Kugelman.

„Das Steinkohlenlager hab' ich gefunden,“ berichtete etwas deutlicher Lachmeier. Dem Wirt blieb vor Staunen der Bissen im Halse stecken und er setzte das zum Trinken erhobene Weinglas wieder auf den Tisch. Dann erhob sich Kugelman, nahm Lachmeier bei der Hand und sagte: „Das hätte ich nicht gedacht, daß du ein solcher Glücksvogel bist! aber Freund, merke dir: Reden ist Silber und Schweigen ist Gold. Wir wollen das lezte befolgen und niemanden ein Sterbenswörtchen von unserem glücklichen Kohlenfund sagen, bis wir das ganze Gebiet des Köhlerberges für uns eingemutet haben und nach dem Gesetze die ausschließlichen Besitzer des Kohlenlagers sind.“

Lachmeier hätte lieber seinen Ruhm als Entdecker eines Kohlenlagers im ganzen Orte laut verkündet, aber nach der Rede des Wirtes sah er ein, daß Stillschweigen vernünftiger sei, wollte man sich nicht der Gefahr aussetzen, daß ein anderer zuvorkam und sich

das Eigentumsrecht auf sein Kohlenlager erwarb; dann hätte er und der Wirt das Nachsehen, und der andere steckte das Geld ein. Nein, das darf nicht geschehen, lieber wolle er verschwiegen sein wie das Grab.

Der Schneider leerte seine mit Kohle gefüllten Taschen aus, und der Wirt prüfte sorgfältig das schwarze Zeug, warf auch ein paar Handvoll davon in das Feuer des Zimmerofens, wo es bald zu glühen anfang und knisternd verbrannte; er war vollkommen überzeugt, der Schneider hatte wirklich ein Kohlenlager entdeckt.

In einem Winkel des Nebenzimmers, wo man vor Lauschern ganz sicher war, schmiedete bei verschlossener Thür der Wirt mit dem Schneider einen Plan bezüglich Erwerbung, Untersuchung und Ausbeutung des entdeckten Kohlenlagers. Nach mehrstündiger Beratung einigte man sich dahin, daß das künftige Kohlenbergwerk gemeinschaftliches Eigentum der beiden Unternehmer bleiben solle. Da der Schneider das Kohlenlager entdeckt, so habe für seinen Teil der Wirt für die Geldauslagen und die Einrichtung des Bergwerkes zu sorgen, bis dasselbe einen Gewinn abwerfe.

Zwei Tage später sahen die Bewohner von Tipfelhausen den Wirt und den Schneider mit der Eisenbahn abreisen; niemand hatte eine Ahnung, daß diese Reise in Sachen des Kohlenbergwerkes in der Nähe von Tipfelhausen geschah. Fast eine Woche blieben sie fort, und als sie wiederkamen, waren sie glückliche Besitzer aller unterirdischen Schätze an Kohle und Erzen im Innern des Köhlerberges, denn sie hatten die vom Bergamt ausgestellten Mutungsurkunden schon in der

Tasche. Jetzt konnte der Beginn des Kohlenbergbaues am Köhlerberge bei Tüpfelhausen losgehen.

Aus der Stadt kamen zehn Stück Erdborhrer, in Form und Gestalt wie dieselben der Schulmeister beschrieben hatte, immer einer um etwas länger wie der andere, welche die Unternehmer dort bestellt hatten. Die Bohrer wurden bis zur Waldlichtung am Köhlerberge geschafft, und für die Bohrung einige kräftige Arbeiter aufgenommen; Lachmeier übernahm die Betriebsleitung.

Ganz Tüpfelhausen war über Lachmeiers Kohlenfund in größter Aufregung. Die reichen Bauern, welche früher den Schneider keines Blickes würdigten, wetteiferten jetzt in Gunst- und Ehrbezeugungen um die Freundschaft Lachmeiers; und die reichsten und geizigsten kamen zu Lachmeier und dem Wirte und baten förmlich um Aufnahme als Teilnehmer bei dem neuen Kohlenbergbau. Lachmeier war seit der Auf- findung der Kohle nicht wenig stolz geworden. Die ihm dargebotenen Grüße beantwortete er mit einem leichten gnädigen Kopfnicken, und den Bauern, welche ihm ihre Teilnehmerschaft am Kohlenbergbau anboten, sagte er kurz und herrisch: „Bitte mich mit solchen Anträgen nicht zu belästigen, wir brauchen keine Teilnehmer.“ Dasselbe sagte auch der Gastwirt Rugelmann, und fügte dann noch bei: „Soviel wie die Unternehmung kostet, habe ich eigenes Geld, und noch etwas mehr.“

Kein Wunder also, daß sich in Tüpfelhausen im Geheimen bald eine feindliche Partei gegen die Kohlenbergbau-Unternehmer bildete. Viele konnten vor Neid keine ruhige Nacht mehr schlafen, und man wünschte der Unternehmung alles, nur nichts Gutes. Auch ein wahres Kohlenentdeckungsfieber beschlich den

größten Teil der Bewohner von Tipfelhausen und der Nachbarorte. In Feld und Wald, auf Bergen und in Tälern begegnete man Kohlensuchern, welche eifrig im Schweiße des Angesichtes mit Hauen und Schaufeln Löcher in den Boden scharren: natürlich ohne Erfolg. Auch die Bohrarbeiten am Köhlerberge gingen nicht ganz nach Wunsch und Willen der beiden Unternehmer. Hatte der Erdborhrer die weiche obere Schicht des Waldbodens durchbohrt und traf auf die darunter liegende festere Bodenschicht, dann vermochten ihn die Arbeiter bei aller Kraftanstrengung nicht mehr weiter zu drehen; zwei Bohrer waren bei diesen Versuchen schon mitten entzwei gebrochen. Auch der Schulmeister, welchen der Gastwirt um Rat fragte, wußte keinen.

Kohlen Spuren hatte man aber noch an mehreren Stellen auf der Waldlichtung gefunden, Kohle war da, und das war die Hauptsache. Aber was tun? Auf diese Art und Weise ging das Erdborhren nicht, das sahen Lachmeier und Kugelman ein. Da wußte der Schulmeister einen guten Rat und meinte, man sollte sich um einen tüchtigen Fachmann im Bergbau umsehen, welcher den Betrieb leiten, und die Bohrungen durchzuführen imstande sei. Dieser Vorschlag fand den ungetheilten Beifall beider Unternehmer und einige Tage später konnte man im Volksblatt auf der letzten Seite folgendes lesen:

„Gesucht wird von einer Kohlenbergbau-Unternehmung ein tüchtiger und erfahrener Betriebsleiter zum sofortigen Eintritt. Gefällige Angebote mit Gehaltsansprüchen sind an die Kohlenbergbau-Unternehmung von Kugelman und Lachmeier in Tipfelhausen zu richten.“

Schon nach wenigen Tagen meldete sich ein solcher

Sachmann zum Eintritte und berichtete in einem langen Briefe über sein beispielloses Wissen und Können. Sofort wurde derselbe nach Tüpfelhausen bestimmt und gebeten, seine Ankunft baldmöglichst bekannt zu geben.

Am zweiten Tage nach Abgang dieses Schreibens kam ein Telegramm, welches lautete: „Kohlenbergbau Tüpfelhausen. Komme morgen Vormittag 10 Uhr Tüpfelhausen an, erwartet mich am Bahnhof. Lok.“

„Nun also, die Angelegenheit hat sich ja sehr rasch und glatt erledigt,“ sagte Kugelman zu Sachmeier, „ich hoffe, der Mann wird seiner Stellung gewachsen sein.“

Am folgenden Vormittage fuhren Kugelman und Sachmeier zum Empfange des Betriebsleiters hinaus zum Bahnhof. Es dauerte auch nicht lange, so kam der Personenzug angepustet und als er in der Station Halt machte, stieg ein unansehnliches Männchen aus einer Wagenabteilung dritter Klasse und erkundigte sich bei dem ersten besten Eisenbahnbediensteten nach der Kohlenbergbau-Unternehmung in Tüpfelhausen.

„Soll das unser Betriebsleiter sein?“ Diese Frage stieg gleichzeitig in den Köpfen von Kugelman und Sachmeier auf. Doch beide faßten sich in dem Augenblick und ließen ihre Bedenken fahren, schritten auf den Ankömmling zu, und Kugelman sagte: „Haben wir die Ehre unsern Herrn Betriebsleiter zu empfangen?“

„Mein Name ist Lok, Bergingenieur und Hütten-techniker!“ stellte sich der kleine Unscheinbare vor, indem er seinem Gesichte einen so viel als möglich freundlichen Ausdruck verlieh; dann fuhr er mit sehr ge-

läufiger Zunge fort: „Also es freut mich unendlich, daß die verehrliche Tipfelhauser Kohlenbergbau-Unternehmung Sie, meine sehr geehrten Herren, zu dem Empfange meiner Wenigkeit entsendet hat; ich danke Ihnen, meine hochverehrten Herren, für Ihre Güte und kann Sie versichern, daß Sie an mir den rechten Mann gefunden haben, der ihr Kohlenbergwerk zu hoher Blüte und Glanz bringen kann! Ja, meine Herren, Sie haben wirklich Glück! ein Schweinsglück! wie man zu sagen pflegt.“ Die beiden Bergbauunternehmer mit ihrem Betriebsleiter bestiegen den Wagen und fuhren ins Gasthaus „zur blauen Gans“.

Kugelman, der stets gastfreundlich war, hatte für den Herrn Betriebsleiter ein ausgiebiges Mittagsessen herrichten lassen, und Herr Lok erwies sich im Vertilgen von Speisen und Getränken auch als ein ganz tüchtiger Mann. Dabei schränkte er seine Redseligkeit nicht im mindesten ein, im Gegenteil, dieselbe wurde durch den vom Wirte freigebigst dargebotenen Wein noch bedeutend gehoben. Wie ein Lauffeuer hatte sich in Tipfelhausen die Kunde verbreitet, der Betriebsleiter für die Kohlenbergbau-Unternehmung von Kugelman und Lachmeier sei angekommen.

Das war ein Ereignis! Jung und alt, groß und klein, arm und reich strömte ins „Gasthaus zur blauen Gans“, um den Herrn Betriebsleiter zu sehen. Einige reiche Bauern hatten dabei sogar ihre Hintergedanken, denn der in Bergwerksfachen gewiß recht hochgelehrte und erfahrene Betriebsleiter mußte es doch auf den ersten Blick erkennen, wo Steinkohle zu finden sei, ihn wollten sie zu Rate ziehen, heimlich ausforschen und so auf Grund seines Wissens und seiner Erfahrungen neue Steinkohlenlager auffinden.

Dann wäre es ein leichtes, dem hochmütigen Schneider Lachmeier und dem prokigen Gastwirt Kugelmann ein Schnippchen zu schlagen und ein zweites Kohlenbergwerk zu gründen; auch dürfte es nicht allzu schwierig sein, den Betriebsleiter der jetzigen Unternehmung abspenstig zu machen und für sich zu gewinnen.

Der Großbauer Rothäuser war das Haupt der neuen Verbindung zur Auffindung von Kohlenlagern in der Gegend von Tüpfelhausen, und die reichsten Bauern, alle geheime Gegner von Lachmeier und Kugelmann, gehörten dieser Verbindung an.

Eben hatte Herr Lok sein reichliches Mittagsmahl beendet und seit seiner Ankunft wohl schon ein Duzend Viertel Wein hinter die Binde gegossen, als Rothäuser mit seinem Anhang die Gaststube betrat und ohne viel Umstände am Tische, wo der Betriebsleiter saß, Platz nahm.

„Guten Mittag! Wohl gespeist zu haben!“ sagte Rothäuser zum Betriebsleiter, und die anderen Bauern wiederholten dasselbe. „Wie gefällt es dem Herrn Betriebsleiter bei uns in Tüpfelhausen?“ fragte Rothäuser, indem er sich neben Lok setzte.

„Vortrefflich! sehr gut!“ entgegnete dieser.

„Das freut mich, daß es dem Herrn bei uns gefällt! Hoffentlich werden wir noch zueinander recht gute Freunde und Bekannte; bitte mich nur recht bald einmal zu besuchen, mein Haus steht neben der Schule, gegenüber der Kirche!“ sprach Rothäuser, dann wandte er sich an die Kellnerin: „He, Kesi! Jedem von uns ein Viertel Wein und dem Herrn Betriebsleiter eine Flasche vom besten!“

Kesi brachte, was verlangt wurde, und man trank

auf das Wohl des Betriebsleiters und der Bergbau-Unternehmungen in Tüpfelhausen.

„Sie haben wohl schon große Kohlenbergwerke geschaffen, Herr Betriebsleiter?“ fragte einer der um den Tisch sitzenden Bauern.

„Nun ja, so manches habe ich schon ausgeführt, was ein anderer Mensch für unmöglich halten würde,“ entgegnete Lok, bei dem der Wein schon zu wirken begann. „Mein letztes Unternehmen, ehe ich hierher gekommen bin, war die Herstellung eines Schachtes, welchen ich in einem Monat mit zehn Arbeitern hundert Meter tief bis auf das Kohlenlager niedergebracht habe. Diesen Schacht hatte ich an der Sonnenseite eines Berges so vorteilhaft angelegt, daß man bei sonnenhellen Tagen unten im Schachte kein Licht brauchte, weil die Sonne bis auf den Schachtgrund niederschien; dadurch ersparte ich den Bergwerksbesitzern viel Geld, das diese sonst hätten für Beleuchtungsmaterial ausgeben müssen. Die Bergarbeiter wußten diesen Umstand auch noch dadurch praktisch zu ihrem Vorteil auszunützen, daß sie unten im Schachte an der Nordseite eine Sonnenuhr anbrachten, welche die Zeit genau auf die Minute anzeigte. Vor zwei Jahren,“ so fuhr Lok zu erzählen fort, „wurde ich zu einem Gold- und Silberbergwerke berufen, in welchem es in Folge der ungeheuren Tiefe, welche die Grube erreicht hatte, und wegen der Nähe des Erdfeners so heiß war, daß es die Bergleute beim Arbeiten nicht mehr aushalten konnten; ich sollte Abhilfe schaffen, weil das Bergwerk noch viele reiche Erze enthielt. Nun, ich habe dem Uebelstand sofort abgeholfen. Ich stellte Gismaschinen eigener Erfindung am tiefsten Punkte der Grube auf, welche das Grubenwasser binnen

wenigen Minuten in Eis verwandelten; dadurch wurde eine solche Abkühlung in allen Theilen der Grube bewirkt, daß sich an den Wänden dichter Reif bildete; und wollten die Bergleute nicht elend erfrieren, so durften sie die Eismaschinen täglich nur kurze Zeit in Betrieb setzen. Ja, meine Herren, praktisch muß man sein! immer praktisch!"

Die Bauern hatten mit offenem Munde den Erzählungen des Betriebsleiters zugehört. Auch Lachmeier und Kugelman, welche herbeigekommen waren, sahen einander mit großen Augen an. Ja wenn dies, was der Betriebsleiter erzählte, alles der Wahrheit entsprach, dann war der Mann nicht bloß Betriebsleiter, sondern zugleich auch Herrenmeister. Nur der Schmied Vielhauer, welcher bei einem Nebentische saß, brummte etwas vor sich hin in seinen Bart, was sich wie „Aufschneiderei“ anhörte.

Es war schon hoher Nachmittag, und die beiden Kohlenbergbau-Unternehmer hätten es gerne gesehen, wenn der Betriebsleiter heute noch die Besichtigung des Kohlenfundes vorgenommen hätte; aber der hatte richtiges Sitzpoch und war nicht vom Tische wegzubringen. Der Schneider erlaubte sich endlich die schüchterne Anfrage, ob der Herr Betriebsleiter gesonnen sei, mit nach dem Kohlenfelde zu gehen. Dieser aber entgegnete, er sei noch von der weiten Reise hierher zu stark angegriffen und müsse heute erst ausruhen, morgen in aller Frühe würde er die Sache in Augenschein nehmen. Dagegen ließ sich nichts einwenden und die beiden Unternehmer fügten sich in den Willen ihres Betriebsleiters. Herr Lok aber erzählte den staunenden Bauern Wundergeschichten von seiner Geschicklichkeit und seinen Kenntnissen bis spät

in die Nacht hinein und feuchtete sich dabei fleißig die Kehle mit Wein an, welchen die Bauern freigebig zahlten.

Nach einer stürmischen Gewitternacht brach der Morgen des nächsten Tages an; aber was für ein Morgen! Ein grauer, regenschwangerer Himmel hing über der Erde, und es regnete, nein, es regnete nicht bloß, sondern es goß wie aus Kannen.

„Guten Morgen! Schweinwetter heute!“ sagte der Schneider, als er in der Frühe beim Wirt eintrat.

„Hätte es nicht gedacht, gestern war es so schön,“ meinte Rugelmann.

„Schläft unser Betriebsleiter noch?“ fragte Lachmeier.

„Ja,“ erwiderte der Wirt, „ich war soeben oben an der Zimmertür und hörte ihn noch schnarchen; er hatte gestern zum Schlafengehen einen starken Affen im Genick sitzen.“

Der Schneider lachte und meinte, der Betriebsleiter müsse aber nach dem, was er gestern abends erzählte, ein tüchtiger Bergmann sein. Der Wirt zuckte die Achseln und sagte, das würde wohl erst die Zukunft lehren, jetzt könne er sich über den Mann noch gar kein Urteil bilden. Vieles was er ihn gestern erzählen hörte, scheine ihm nicht ganz glaubwürdig zu sein.

Die beiden Kohlenbergbau-Unternehmer warteten Stunde um Stunde, aber ihr Betriebsleiter geruhte immer noch nicht aufzustehen; auch das Regenwetter ließ nicht nach.

„Donnerwetter!“ sprach der Wirt, als es vor-mittags zehn Uhr schlug, „die Geschichte mit diesem Menschen wird mir doch schon zu dumm; wir haben

ihn doch zur Dienstleistung und nicht zum Schlafen bei Tage hierher kommen lassen. Resi!“ wandte er sich an die Kellnerin, „geh Sie hinauf in den ersten Stock, und klopfen Sie an die Zimmertür, wo der Herr Betriebsleiter schläft und sage Sie ihm, wenn er sich meldet, wir lassen ihn bitten aufzustehen und herunter zu kommen, es sei an der Zeit, das Kohlengebiet zu besuchen.“

Die Kellnerin führte den Auftrag aus, und nach Verlauf einer halben Stunde erschien Loh mit kazenjämmerlichem Gesichte in der Gaststube. Er war heute sehr einsilbig und wortkarg, frühstückte und sagte nachher, er wäre nun bereit, den Kohlenfund in Augenschein zu nehmen.

Man brach bei strömendem Regen nach dem Köhlerberge auf. Als die beiden Unternehmer mit ihrem Betriebsleiter durch den Ort schritten, gab es neugierige Gesichter genug; auch ein Haufen Bauern, darunter Rothhäuser mit seinem Anhang, folgten in einiger Entfernung, von Neugierde und Neid getrieben, nach. Nach einem recht beschwerlichen Wege erreichte man den Köhlerberg und die Waldlichtung mit der Kohlenfundstätte.

Loh musterte die Gegend, untersuchte und betrachtete eingehend die aufgeschürfte Kohle, bemühte sich sichtlich ein recht gelehrtes Gesicht zu machen und sagte dann zu Angelmann und Lachmeier gewendet: „Meine Herren, ich beglückwünsche Sie, Kohle ist da! Es ist zwar keine richtige Steinkohle, sondern nur Braunkohle, welche an der Erdoberfläche noch stark verwittert erscheint, aber das ist ohne Belang, in einer Tiefe von nur vier bis fünf Meter wird diese Kohle sehr gut und in großen Stücken vorkommen;

wir wollen sofort mit der Ausmessung des Schachtes beginnen."

Nun wurde den Arbeitern der Auftrag erteilt, Holzpflöcke zum Verpflöcken der Vermessung herzustellen. Rothhäuser und seine Genossen wußten nicht, sollten sie sich über den guten Erfolg der Besichtigung des Kohlenfundes durch den Betriebsleiter freuen oder ärgern, denn einesteils stieg ihre Hoffnung, für sich ein Kohlenlager durch die voraussichtliche Mithilfe des Herrn Lok ausfindig zu machen, gewaltig, andernteils kam der blasse Neid in seiner ganzen Größe zur vollen Geltung. Was doch der Schneider und der Gastwirt für großartige Glücksvögel sind, kaum glaublich, aber wahr. Nun, das kann ja noch ganz anders werden in Tipfelhausen. Das Glück ist bekanntlich blind und kommt oft im Traume. Sollte es die Güte haben und Rothhäuser mit seinen Freunden in Form eines Kohlenlagers zulächeln, dann freut euch, Rugelmann und Lachmeier, dann ist Herr Lok am längsten euer Betriebsleiter gewesen; Rothhäuser ist reich, sehr reich, und mit Geld macht sich Alles.

Jetzt erschien ein Arbeiter mit den erforderlichen Holzpflöcken. Lok begann mit einem Meterstabe ein Rechteck zur Anlage eines Schachtes auszumessen, während der Arbeiter nach Angabe des Betriebsleiters die Pflöcke schlug.

Da kam die alte, von Almosen lebende Klatsch-Lene, wie man sie gewöhnlich nannte, durch das regennasse Gesträuch gekrochen, einen Korb voll Pilze tragend, welche sie gesammelt hatte. Die Lene, welche eigentlich Magdalena Dickkopf hieß, und weil sie an jedem Ortsklatsch beteiligt war, die Klatsch-Lene genannt wurde, und wie es hieß, mehr als Brotesen,

auch hegen konnte, war selbstverständlich von den Bergwerksunternehmern kein gern gesehener Gast.

„Was hast du da zu suchen, alte Hexe?“ schrie sie der Schneider an.

„Was ich suche, das kann der Herr Lachmeier ja sehen, Schwämme und Pilze suche ich, die im Regen aufschließen, und ich habe eben so gut das Recht die Kohlenstätte meines seligen Großvaters zu betreten, als alle die Herren hier. Ja, was suchen denn die Herren auf meines Großvaters Kohlenstätte?“

„Was! Kohlenstätte?“ rief der Schneider.

„Gi, freilich!“ fiel die Klatsch-Lene ein, „als ich noch ein kleines Mädchen von sieben oder acht Jahren war, da hatte mein Großvater hier auf der Lichtung seine Kohlenmeiler und brannte Holzkohle von hartem und weichem Holze; da seht her, hier hat man ja überall die alte mit Moos überwachsene Kohlenlöschte wieder aufgescharrt, und just auf der Stelle, wo die Herrschaften stehen, stand früher die Köhlerhütte, in welche ich oft als Kind meinem Großvater das Essen getragen habe.“

„Also meine Herren!“ begann Lok, „der Kohlenfund klärt sich in ganz anderem Sinne auf; der hiesige Platz ist eine alte Kohlenstätte, wir alle waren im Irrtum. Ihr Kohlenfund ist weder Stein- noch Braunkohle, meine Herren, sondern wirklich sonst nichts anderes, als Kohlenlöschte — ganz wertlose Kohlenlöschte; das Abfallprodukt einer alten Kohlenstätte. Damit entfällt, nachdem wir die Sache richtig erfaßt, beurteilt und festgestellt haben, auch meine fernere Mitwirkung an dem Tipfelhausener Bergbau-Unternehmen, und ich bitte die Herren, mir den bedungenen Lohn auf ein Vierteljahr in der Höhe von

dreihundert Gulden, und die Spesen der Her- und Rückreise, in der Höhe von hundert Gulden, zusammen also vierhundert Gulden, auszubezahlen."

Lachmeier knihte ein wie ein altes Taschenmesser, und Rugelmann rollte die Augen fürchterlich wie ein den Räuberhauptmann spielender Komödiant, schob dem Schneider alle Schuld an dem verfehlten Unternehmen des Tüpfelhausener Kohlenbergbaues zu, nannte seinen bisherigen Mitkompagnon einen dummen, alten, einfältigen Esel, der alles verstehen wolle, aber in Wahrheit gar nichts verstehe, und sprach schließlich die Verbannung aus dem Gasthause „zur blauen Gans" in Tüpfelhausen über Lachmeier aus; der Schneider sollte sich nur ja nicht mehr bei ihm sehen lassen, er schlage ihm alle Knochen im Leibe entzwei.

Das war für den Schneider eine herbe Strafe, aber sie hatte keinen Sinn, denn in Tüpfelhausen wurde bis zum heutigen Tage sonst wirklich keine andere Kohle entdeckt, als die vom Schneider Lachmeier auf der Waldlichtung des Köhlerberges.

Rugelmann mußte an den Herrn „Bergingenieur" Lok nach langem Hin- und Herstreiten, und nachdem der Betriebsleiter mit einer Klage bei Gericht gedroht hatte, hundert Gulden Reisespesen und dreihundert Gulden Gehaltabfertigung ausbezahlen.

Das war das Ende des Tüpfelhausener Kohlenfundes.



Das Manöver der Schöpsheimer Bürgergarde.

Humoreske.

War das ein Zusammenlauf von Männern, Weibern und Kindern in der guten alten Stadt Schöpsheim, denn ein großartiges, bisher noch nicht dagewesenes Ereignis stand bevor, ein Manöver der städtischen Bürgergarde, dieser uralten bewaffneten Macht, welche, wie behauptet wird, die Stadt Schöpsheim schon gegen die Schweden verteidigt haben soll. Große Plakate an allen Straßenecken machten Folgendes kund:

B e f e h l.

Vom Kommando der hiesigen Bürgergarde wurde der Beschluß gefaßt, nebst dem gewöhnlichen Exercieren der gemeinen Mannschaft und zur weiteren kriegerischen Ausbildung derselben nächsten Sonntag auf dem und beim Galgenberg vor der Stadt ein Manöver, wie es jährlich einmal bei jeder bewaffneten Macht üblich ist, abzuhalten.

Um aber bei dieser Kriegsübung einen Gegner zu haben, hat sich das Kommando der hiesigen freiwilligen Feuerwehr in der liebenswürdigsten und freundlichsten Weise bereit erklärt, mit der Feuerwehrtruppe den Feind vorzustellen.

Es ergeht deshalb an alle Bürgergardisten der strenge Befehl, Sonntag Nachmittag in vollständiger

Ausrüstung am Versammlungsorte, bürgerliche Schießstätte, zu erscheinen; unbegründetes und unentschuldigtes Ausbleiben wird strengstens bestraft. Gleichzeitig haben sich auch diejenigen beim Bürgergarde-Kommando zu melden, welche Speisen und Getränke an die kriegsübende Bürgergarde und Feuerwehr verabreichen wollen.

Der Bürgergardehauptmann:

Peter M i c h e l b e r g e r, Fleischhauer.

Es war demnach kein Wunder, daß ganz Schöpshheim über den Befehl des Bürgergardehauptmanns in die größte Aufregung geriet. Also ein wirkliches Manöver, ein militärisches Schauspiel sollte der Bewohnerschaft von Schöpshheim und Umgebung geboten werden, da durfte niemand fehlen und man begann sofort umfassende Vorbereitungen im größten Maßstabe für den bedeutungsvollen Tag. Vor allen Türen der Bürgerhäuser wurden Gardeuniformen ausgefloßt und gebürstet, Knöpfe und Waffen gepuht, damit es die Vorübergehenden sehen und sagen sollten: „Hier wohnt ein Bürgergardist“.

Der Bürgergardehauptmann Peter Michelberger, Fleischhauer und Seldhermeister, eine untersekte Gestalt mit einem recht stattlichen Schmerbauch stand von früh bis abends in seiner Ladentür, drehte sich den rotblonden Schnurrbart und musterte alle, die vorübergingen, mit militärischen Blicken. Da kam Hans Schromm, der dicke Gastwirt „zum goldenen Ochsen“, die Gasse entlang, stellte sich vor Michelberger, grüßte militärisch, indem er die rechte Hand an die Hutkrämpe legte und begann:

„Halt es zu Gnaden, Herr Hauptmann, wenn ich infolge des Befehles heute bei dir vorspreche; ich komme

mit der untertänigsten Bitte um Bewilligung, nächsten Sonntag beim Manöver am Galgenberge einen Wein-, Bier- und Brantweinschanf während der Kriegsübung halten zu dürfen, wir waren ja immer gute Freunde und wie du selbst weißt, schenke ich stets einen guten Tropfen.“

Michelberger räusperte sich, nahm eine stramme militärische Haltung ein und erwiderte: „Kamerad! Du bist doch selbst Gardist?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann,“ sagte Schromm, sich kerzengerade stellend.

„Nun also!“ fuhr Michelberger fort, „das vereinbart sich durchaus nicht, daß ein Bürgergardist bei der Waffenübung den Markfetender macht!“

„O, ich habe meine Leute, Kellner und Kellnerin und kann die Übung ungestört mitmachen,“ wandte Schromm ein.

„Geht nicht, geht rücksichtslos nicht!“ sprach Michelberger in ablehnendem Tone.

„Aber Herr Hauptmann! Freundchen Michelberger! wenn du willst, so geht alles; fünfundzwanzig Flaschen alten Ungarweines will ich dir opfern, die schicke ich dir sofort mit meinem Hausmeister; nun gehts?“

Michelberger machte eine Weile ein nachdenkliches Gesicht, dann plakte er heraus:

„Aber mit der Kundschaft bist du mir auch ausgerissen und kaufst dein Fleisch anderswo.“

„Nun, ich kann ja bei dir auch wieder kaufen,“ bemerkte Schromm.

Wieder dachte Michelberger kurze Zeit nach, dann sagte er:

„Nun meinswegen, kannst schenken beim Ma-

növer, ich denk, es wird sich vereinbaren lassen und bei der Mannschaft kein böses Blut machen."

„Danke schön! Herr Hauptmann, werde mein möglichstes tun. Heute bekommst du noch die fünfundzwanzig Flaschen Ungarischen. Adjes, Herr Hauptmann!“ sprach Schromm und marschierte seelenvergnügt weiter.

Raum war Schromm um die Ecke verschwunden, so wurde von der anderen Seite ein großer lagerer Mann sichtbar, welcher mit langen Schritten auf Michelberger zukam.

„Herr Michelberger,“ begann der Neuangekommene, „wie Sie wissen, bin ich der Pächter des Gasthauses „zum schwarzen Bär“ und frage mich an, ob Sie mir erlauben, kommenden Sonntag beim Ausflug der Bürgergarde und Feuerwehr einen Ausschank am Galgenberg zu halten.“

„Was, Ausflug!“ Mensch, wie können Sie eine Waffenübung einen Ausflug nennen, wie kommen Sie dazu von mir zu verlangen, daß ich Sie während der Manöverzeit draußen schenken lasse? Ich wüßte wahrlich nicht, durch was Sie sich einen solchen Vorteil bei mir schon verdient hätten,“ erwiderte Michelberger mit zorniger Stimme.

„Oho! Bei Ihnen muß man es erst verdient haben, ehe man draußen schenken darf, das ist ja ein sehr deutlicher Wink mit dem Zaunpfahl,“ entgegnete aufgebracht der Gastwirt, „da sind Sie, Herr Michelberger, schön auf dem Holzwege, wenn Sie glauben, ich würde mir durch eine Bier- oder Weinspende bei Ihnen die Erlaubnis zum Ausschank erwerben, da mache ich lieber mit meinen Gästen selbst einen Ausflug nach dem Galgenberge und schenke meine Ge-

tränke aus, an wen ich will! — Verstanden, Herr Michelberger? — Nun leben Sie wohl!“ und fort war er, der Bärenwirt. Michelberger sandte ihm nicht die freundlichsten Blicke nach. Der Mensch war ja ein Grobian erster Qualität, das steht fest. Der soll sich am Sonntag nur mit seiner Schankbude am Galgenberge sehen lassen! Michelberger als Bürgergardehauptmann hoch zu Ross, würde ihm in höchsteigener Person Schanktisch und Bude übern Haufen reiten, aber heute ist keine Zeit sich zu ärgern; wer kommt denn dort schon wieder? Oho, das ist ja Moritz Goldmann, der Schnapsfabrikant.

„Gott zum Gruß, Herr Hauptmann Michelberger! Ich komme heut zu Ihnen, um zu machen ein Geschäft!“ redete Goldmann Michelberger an.

„Und das wäre?“ fragte noch immer etwas mürrisch der Bürgergardehauptmann.

„Nehmen Sie es nicht übel, Herr Michelberger,“ fuhr Goldmann fort, „es handelt sich um einen Schnapschank am Sonntag Nachmittag am Galgenberge, Sie erlauben doch?“

„Donnerwetter!“ brauste Michelberger auf, „glauben Sie denn, ich lasse meine Gardisten eine Waffenübung machen, damit sich dieselben an Ihren Schnäpsen betrinken sollen? Bombenelement, das geht nicht!“

„Aber es wird gehen,“ fiel Goldmann ein, „lassen Sie sich erst machen von mir einen Vorschlag.“

„Was für einen?“ fragte Michelberger.

„Lassen Sie mich erst reden, Herr Hauptmann,“ fuhr Goldmann fort, „erlauben Sie mir, daß ich mir Sonntag mitten im Feldlager der Bürgergarde eine Schnapsbude aufstelle.“

„Mensch, sind Sie vom Teufel besessen?“ schrie Michelberger.

„Durchaus nicht! Aber lassen Sie mich doch erst zu Ende reden, Herr Hauptmann,“ sprach Goldmann. „Also ich schenke meine Schnäpse im Gardistenlager aus und zahle vom Reingewinn eine Provision von zehn Prozent für die Überlassung des Geschäftes und spendiere nebstdem Ihnen noch ein großes Fäßchen Wacholderbranntwein vom besten und stärksten. Nun, sind Sie einverstanden, Herr Hauptmann, mit meinem Vorschlag?“

„Aber ich befürchte Herr Goldmann, die Leute betrinken sich und es setzt nachher Skandale,“ versuchte Michelberger einzuwenden.

„Was, Skandal? Nichts wird es geben! Dafür lassen Sie mich sorgen und denken, ich habe auch die Bewilligung zum Aufstellen einer Schnapsbude im Lager der Feuerwehr vom Feuerwehrkommandanten erhalten und geben Sie acht, Sie werden nicht einmal einen betrunkenen Feuerwehrmann, umsoweniger erst einen betrunkenen Bürgergardisten zu sehen bekommen,“ beteuerte Goldmann.

„Gut, was der Feuerwehrkommandant tun kann, kann ich auch tun, Sie können in unserem Lager eine Schnapsbude errichten,“ sagte großmütig Michelberger.

Goldmann verabschiedete sich mit der Versicherung, er wolle das versprochene Fäßchen Wacholderbranntwein sofort schicken. Es kamen noch mehrere Gast- und Schankwirte, auch andere Geschäftsleute um die Erlaubnis ein, im Lager der Bürgergarde Getränke aus-
schenken oder Waren verkaufen zu dürfen; einigen wurde es erlaubt, anderen wieder nicht, denn Bürgergardehauptmann Peter Michelberger hatte bibelfeste

Grundsätze, welche nach seiner Auslegung lauteten: Mit dem Maße, wie du mir einmißt, werde ich dir auch ausmessen, oder wie du mir tust, werde ich auch dir tun; Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Je näher der inhaltschwangere Sonntag kam, der ein ruhmreiches Blatt in der Geschichte der Schöpsheimer Bürgergarde werden sollte, umso größer wurde der Trubel und das hastige Leben und Treiben in der Stadt. Triumphbögen wurden auf der Straße errichtet, auf welcher die Bürgergarde ihren Aus- und Einzug halten sollte, Tafeln mit sinnigen Versen und Willkommensgrüßen an die siegreiche Schar der Bürgergarde überall angebracht, denn es war ausgemachte Sache, daß die Bürgergarde siegen, und die den Feind darstellende Feuerwehr unterliegen müsse. Die Häuser wurden mit grünen Zweigen, Reisig, Kränzen und Blumen geschmückt und schon am Sonnabend flatterten verschiedenfarbige Fahnen von den Dächern der Häuser und vom Kirchturm.

Im Hofe des Rathauses strich der Maler Fuchschwanz zwei alte schwedische Kanonen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, die von den Schweden damals in Schöpsheim vergessen wurden, mit Goldbronzefarbe an und der Schmied Knorrich legte neue eiserne Reifen um die Radkränze der Lafetten.

Am Sonnabend nach dem Abendläuten veranstaltete die Bürgergarde einen Fackelzug durch die Stadt. Voran ging die Musikkapelle, hinten nach die Gardisten, die, das bajonettgefrönte Gewehr geschultert, mit der Rechten jeder eine flackernde, rotleuchtende Pechfackel trugen. Allen voran trabte auf einem alten lendenlahmen Gaul Peter Michelberger in glänzender

Hauptmannsuniform, einen langen, klirrenden Säbel an der Seite.

Bum! — Bum! — Bum! krachten außerhalb der Stadt die Pöllerschüsse, um den Nachbarorten kund und zu wissen zu tun, daß die Helden von Schöpsheim ihren Kriegstanz begonnen haben.

„Herr Hauptmann!“ sagte nach beendigtem Fackelzuge der Fähnrich Kofmeier, im Privatleben Fiafer, zu Michelberger, „morgen bei der Waffenübung sollten Sie und Ihr Adjutant anstatt solch alte Mähren doch etwas jüngere und mutigere Pferde reiten. Ich besitze zwei ausrangierte Kavalleriepferde und biete Ihnen dieselben während des Manövers zur gefälligen Benützung an.“

„Schön! sehr schön, Herr Kofmeier! Ich nehme Ihr freundliches Anerbieten mit Vergnügen an, ich sehe es selbst ein, daß mein alter Fleischergaul, der schon Jahrzehnte lang den Kälberwagen gezogen hat, für einen Bürgergardehauptmann nicht mehr zum Reitpferde paßt,“ sagte herablassend Michelberger.

„Gut, so werde ich morgen früh die Kavalleriepferde satteln und Ihnen, sowie Ihrem Adjutanten zur Verfügung stellen.“

„Wissen Sie was, Fähnrich!“ hub Michelberger an, „die Fahne kann morgen ein anderer tragen, Sie sind mein Adjutant.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, danke bestens für die Beförderung, werde meinen Platz schon ausfüllen,“ meinte Kofmeier salutierend.

Sonntag früh beim ersten Morgenstrahl zogen Hornisten und Tamboure durch alle Gassen von Schöpsheim, bliesen und schlugen aus Leibeskräften „Tagwache“, daß jung und alt frühzeitig aus den

Betten sprang. Diesen folgte wieder die Musikkapelle mit klingendem Spiel und brachte den Bewohnern die Bedeutung des neubegonnenen Tages ins Gedächtnis. Bald wurde es in allen Gassen und Straßen lebendig. Bürgergardisten in hellblauen Uniformen nach dem Schnitte des Siebenjährigen Krieges, mit breiten roten Aufschlägen und hohen Kragen, federgeschmückte Bogenhüte auf dem Kopfe und rasselnde Schleppsfäbel an der Seite, schritten über das Pflaster, Fuhrwerke, mit Fässern, Kisten und Körben, Tischen, Bänken Brettern und Balken beladen, zogen dem Galgenberge zu. Feuerwehrmänner in voller Ausrüstung, blinkende Helme auf den Häuptern, liefen eilig hin und her, als gälte es einen Brand zu löschen. Der Bürgergardefanonier Kraus, der als Artillerist aus den Kriegs- und Sturmjahren 1848 und 1849 mit Kanonen umzugehen verstand, mühte im Verein mit mehreren Bürgergardisten seine alten, morschen Knochen damit ab, die zwei mit Goldfarbe angestrichenen Kanonen rechts und links vor dem Tore des Rathhauses aufzupflanzen, was nach langen Anstrengungen auch gelang. In den Räumen der bürgerlichen Schießstätte versammelten sich die Mannschaften der Bürgergarde, denn das Programm lautete: „Vormittag Kirchparade, Nachmittag Manöver.“

„Gewehr rrr—aus!“ schrie der ausgestellte Posten, der auf einigen auf der Erde liegenden Brettern mit aufgepflanztem Bajonett pfeifenartig auf- und abschnitt. Hornisten und Tamboure bliesen und schlugen den Generalmarsch, die Mannschaften stürzten zu den an einem Geländer angelehnten Gewehren und stellten sich in Reih' und Glied.

Bum! — Bum! — Bum! — Bum! durchdröhnten

erderschütternde Pöllerschüsse die Luft. Jetzt kam der denkwürdige feierliche Augenblick. Hoch auf einem edlen übermütig trabenden und tänzelnden Rosse erschien Hauptmann Michelberger, hinter ihm sein Adjutant Kofzmeier. „Sabt acht! Reihen rechts um! Marsch!“ kommandierte Michelberger. Die Tamboure schlugen einen Marsch, nach einigen Taktten fiel die große Trommel und nach dieser die Musikkapelle ein. Unter den Klängen des Kadekky-Marsches zog die Bürgergarde zur Kirche.

Nach der Kirchenparade war im Saale der bürgerlichen Schießstätte große Festtafel, wobei die Mannschaften sich zu den bevorstehenden kriegerischen Leistungen mit vorzüglichen Speisen und Getränken in ausgiebigster Weise stärkten.

Punkt zwei Uhr nachmittags erschollen schrille, Mark und Bein durchdringende Töne im Marschtempo von der Straße her, sie wurden von den Hornisten der freiwilligen Feuerwehr hervorgebracht, die nach dem Galgenberge zog. Sofort ließ Michelberger zum Ausbruch blasen und trommeln. Rasch wurden die Wein- und Biergläser ausgetrunken, und bald nachher marschierte die kampfsbegeisterte Truppe unter der Führung ihres heldenmütigen Hauptmannes in der Richtung nach dem Galgenberg. Dorthin begann nun aus der Stadt eine förmliche Völkermwanderung. Jung und alt, reich und arm, hoch und niedrig zog der Bürgergarde nach, um Augenzeuge der Waffenübung zu sein. Es bot sich dem Auge auch ein wirklich interessantes Schauspiel dar.

Auf der über den Berg führenden Straße marschierte die Feuerwehr, hinter ihr fuhr die von Pferden gezogene Feuerspritze, in etwa fünfhundert Schritten

Distanz folgte die Bürgergarde, die beiden schwedischen Kanonen, jede mit vier Pferden bespannt, rasselten gar fürchterlich auf dem Straßenschotter.

Der Bürgergarde voran sprengte Michelberger mit seinem Adjutanten Kossmeier, alle zwei Minuten mußte dieser zurückreiten, um der Truppe die Befehle des Herrn Hauptmanns zu überbringen.

Jetzt richtete sich rechts und links von der Straße, wo bereits eine bedeutende Anzahl Schank- und Verkaufsbuden errichtet waren, die Feuerwehr lagerartig ein. Etwa zweihundert Schritte unter dem feindlichen Lager ließ Michelberger Halt machen und ließ seine Gardisten bei dort aufgestellten Schank- und Krämerbuden lagern. Die Bürgergardekapelle konzertierte seitwärts auf einer Wiese, wo man einen Tisch und mehrere Bänke aufgestellt hatte.

Das größte Gedränge von Gardisten und Zuschauern herrschte bei Goldmanns Schnapsbude, wo Herr Goldmann und seine Tochter alle Hände voll zu tun hatten, um den Schnapsforderungen der Menge Genüge zu leisten; eben solche glänzende Geschäfte machten auch Goldmanns Frau und Sohn in der anderen Bude im Lager der Feuerwehr. Auch die anderen Schankbuden, wo Wein, Bier, Schnaps und Zigarren verkauft wurden, waren von großen Menschenmassen umlagert, ebenso machten auch die Leute, welche Brot, Semmeln, Würsteln, Zuckergebäck und dergleichen Sachen mehr feilboten, durchgehends vortreffliche Geschäfte. Es hatten sich aber auch Händler mit Waren eingefunden, die durchaus nicht in ein Kriegslager paßten. Da handelte ein Mann mit Kinderwagen, ein anderer mit Dreschflegeln, Sensen, Holzsägen, Stoppelrechen und Mistgabeln, wieder ein

anderer mit Gehstöcken und Kinderspielwaren und so weiter, sogar eine Geschirrhändlerin hielt Töpfe, Schüsseln, Schalen und gebrechliche Waren mehr mitten im Feldlager feil.

Hauptmann Michelberger wies alle diese Handelsleute an, sich mit ihren Waren außerhalb des Feldlagers zu begeben, wobei es vonseite der Angewiesenen zu argen Protesten und Schimpfereien kam. Bald griff bei der Bürgergarde, ebenso auch bei der Feuerwehr eine allgemeine Begeisterung um sich, und Michelbergers Feldherrnblick erkannte sofort, daß der richtige Augenblick gekommen sei, die Übung zu beginnen und den Feind anzugreifen. Trompetengeflüster und Trommelwirbel wurden vernehmbar. Alles griff zu den Waffen und die Bürgergarde formte sich zu Sturmkolonnen, um das Lager der Feuerwehr zu stürmen. „Kanonen vor!“ donnerte die Kommandostimme Michelbergers, dessen Kopf vor Kampflust die Erde aufscharrte. Kraus und seine Kanoniere taten ihr möglichstes, und richteten die Tod und Verderben speienden Rohre gegen den Feind. Kraus schüttete jeder der alten Kanonen eine Zuckerbüchse voll Pulver in den dunklen Rachen und stieß mit einem Mohnstampfer einen Stöpsel aus Wergpuken nach, dann schüttete er eine Handvoll Pulver auf die beiden Zündlöcher, machte Feuer an die an einer langen Stange befestigte Lunte und schrie mit lauter Stimme: „Fertig!“ — „Die Mannschaft hat sich auf die Zehenspitzen zu stellen und den Mund zu öffnen, damit der Kanonendonner dem Gehör nicht schadet, und die Erd- und Lusterschütterung nicht einen oder den anderen umwirft,“ belehrte Michelberger seine Krieger, dann brüllte er aus Leibeskräften „Feuer!“ Kraus fuhr

mit der Lunte auf die Pulverpfanne der ersten Kanone. Zihiii! machte das Pulver, aber die Kanone blieb stumm und ging nicht los, ebenso tückisch erwies sich die zweite. Die Feuerwehr, welche in geschlossenen Reihen den Angriff erwartete, brach in ein johlendes Gelächter aus.

Michelberger wetterte und Kraus fluchte das Blaue vom Himmel und verwünschte die Kanonen in die tiefste Tiefe der Hölle, während er frisches Pulver auf die Pfannen streute. Wieder erscholl das Kommando „Feuer!“ abermals senkte Kraus die Lunte auf die Pulverpfannen, die Gardisten stellten sich auf die Beine und sperzten die Mäuler auf, aber es kam nichts, das Pulver luschte weg, und die Kanonen blieben stumm, die Feuerwehr lachte noch unbändiger.

„Himmelstausendjapperment!“ fluchte Michelberger, „das geht schon unter der Kanone, Kraus, ich habe immer geglaubt, du verstehst etwas von der Artillerie, einen Schmarren verstehst du, ein alter Esel bist du!“

„Das sag mir kein zweites Mal mehr, Michelberger! Du Rindvieh!“ tobte Kraus, zog sein Taschmesser aus der Tasche, machte das Federmesser in demselben auf und bohrte damit eine Weile wütend in den Zündlöchern der Kanonen herum, dann gab er abermals Pulver auf die Pfannen und ohne erst Michelbergers Kommando abzuwarten, fuhr er mit der Lunte nieder. Buum! Buum! krachten die Schüsse und eine dichte Wolke von Pulverrauch hüllte Geschütze und Mannschaft ein. Die Wirkung der Kanonade war eine furchtbare.

Bürgergardisten und Feuerwehrmänner, welche sich zuvor infolge des reichlich genossenen Alkohols nur

mühsam auf den Beinen gehalten hatten, kugelten nun einzeln und zu Knäueln vereinigt ächzend und fluchend auf dem Erdboden umher.

Räder und Lafetten der Kanonen waren in tausend Trümmer gegangen, und die goldig angestrichenen Rohre lagen unter einem Haufen wurmstichigen Holzes.

Weit unten, schon nahe den Häusern der Stadt, flogen im gestreckten Galopp zwei Reiter, sich nur mühsam an den Mähnen der scheugewordenen Pferde festhaltend: es war der Bürgergarde-Hauptmann Michelberger und sein Adjutant Kofzmeier, die auf höchst unfreiwillige Art und Weise den Kampfplatz verlassen mußten.

Kraus stand aber hoch aufgerichtet, jeder Zoll ein Held, neben den Trümmern seiner Kanone, und überblickte den Schauplatz seiner That mit freudestrahlenden Augen, als wollte er sagen: „Seht mich nur an, was ich alles kann, ich bin Kraus“.

Nach und nach erholten sich Bürgergarde und Feuerwehr von dem ausgestandenen Schrecken, und Kraus durch den Erfolg seiner Schüsse kühn gemacht, übernahm in Abwesenheit des Hauptmannes und seines Adjutanten, Kommando und Oberleitung des Manövers.

Sofort ließ er die Trompeter Sturm blasen. Auf sein Kommando luden die Gardisten ihre noch mit Feuersteinschlössern versehenen Gewehre mit Pulver und bald knatterte ein ausgiebiges Gewehrfeuer nach der Front der Feuerwehr; diese ließ sich aber das Schießen nicht lange gefallen.

„Acht Mann an die Spritze, ein Mann an den Schlauch!“ befahl der Feuerwehrrkommandant, und

im nächsten Augenblick traf ein kalter Wasserstrahl die Gesichter der Gardisten in der Vorderfront, daß ihnen der Atem, Hören und Sehen verging. Die gesamte Bürgergarde löste sich in eiliger Flucht auf und stürmte den Abhang hinab, um so schnell als möglich aus dem Bereich der Feuerspritze zu kommen.

„Schweine seid ihr da oben! Schweine!“ schrie Kraus erbozt der Feuerwehr zu, dann sprang er der fliehenden Bürgergarde nach und brachte die Mannschaft zum stehen.

„Halt! Halt!“ brüllte er, „seid ihr Bürgergardisten? seid ihr waffentragende Männer, daß ihr vor dem Wasserstrahl einer elenden Feuerspritze Reißaus nehmt? Seht mich an, den alten Kraus! Naß bin ich wie ein begossener Pudel und doch hab' ich standgehalten! In Reih und Glied! Habt acht! Bildet Sturmkolonnen! Fällt das Bajonett! Trompeter und Tamboure, blaßt und schlägt Sturm!“ kommandierte Kraus.

Die beiden Gardetrompeter bliesen in ihre Instrumente, daß sie rot und schließlich blau im Gesichte wurden, aber sie brachten mit vieler Mühe nur einen frohartigen Ton zustande, denn die Trompeten waren voll Wasser. Zum allgemeinen Spektakel bliesen die Feuerwehrhornisten ein Sturmsignal nach dem andern.

„Unverschämte Bande da oben! Wollt ihr euer blasen lassen! Na wartet, bis ich euch hinaufkomme!“ wetterte Kraus in heller Wut. Ein höllisches Gelächter folgte vonseiten der Feuerwehr, und die Hornisten bliesen noch ärger.

Nun setzten die Tamboure der Bürgergarde zum Sturm schlagen an, aber, o Schicksalsstücke, die schwammnassen Trommelfelle ließen anstatt eines kampf-

begeisternden Trommelwirbels, nur ein dumpfes, tonloses Gepolter vernehmen.

Netzt war's mit Krausens Fassung vorbei. Wutschraubend rief er den Säbel aus der Scheide: „Gerade voran!“ brüllte er heiser und stürmte mit der Truppe todesmutig den Abhang hinauf. Da wurde oben aber auch schon wieder die Feuerspritze in Bewegung gesetzt, neuerdings tuschte ein eisigkalter Wasserstrahl die Reihen der sturmlaufenden Gardisten ab.

Immer schneller arbeitete die Feuerspritze, und immer größer und hastiger wurden die Rückwärtsbewegungen der Bürgergarde; trotz der Ermunterungen und greulichen Flüche des Kommandanten retirierte der größte Teil der Bürgergarde abermals vor den Wirkungen der Feuerspritze den Abhang des Galgenberges hinab; nur Kraus mit einem kleinen Häuflein wassertriefender Gardisten gelangte oben an, und drang wütend in die Reihen der Feuerwehr ein. Kraus spähte mit zornfunkelnden Augen nach dem Feuerwehrkommandanten, der spitzbübisch lachend rückwärts stand, wie ein Sturmwind fuhr er auf denselben los: „Mistvieh, vermaledeites! Da hast du eins!“ zischte Kraus, und schwipp, schwapp, hatte der Feuerwehrkommandant ein paar hausbadene Ohrfeigen rechts und links sitzen. Doch, der nahm die handgreiflichen Beweise von Krausens Tapferkeit und Feldherrntalent nicht so gleichgiltig entgegen, und gab die Ohrfeigen mit reichlich zehn Prozent Verzinsung wieder zurück.

Das war das Signal zu einem allgemeinen Kampfe. Ein fürchterliches Handgemenge entstand, Bürgergarde und Feuerwehr, Mann gegen Mann, machten vom Faustrecht im wahren Sinne des Wortes Gebrauch. Den Gardisten wurden die Gewehre und

Säbel von den Feuerwehrmännern entrissen und zur Seite geschleudert. Bald wälzten sich feuchende, schimpfende und ächzende, uniformierte Menschenhaufen auf der Erde.

Alte Feindschaften wurden ausgetragen, und Redensarten wie: „Wart Lump! hab' ich dich am rechten Fleck, heut zahl' ich dir's heim!“ oder: „Lang geborgt ist nicht geschenkt,“ oder: „Heut' will ich mit dir abrechnen, ich verdreh' dir den Kragen,“ waren allgemein zu vernehmen.

Binnen kurzer Zeit war der Kampfplatz mit Gewehren, Bajonetten, Säbeln, Gardehüten, Patronentaschen, Feuerwehrlhelmen und Gurten, Uniformseken, wie übersäet; hie und da floss auch schon Blut, wirkliches, echtes Menschenblut.

Die Zuschauermenge, die an den Ernst des Kampfes nicht glaubte, brüllte ununterbrochen Beifall und klatschte in die Hände, was die Wut der Kämpfenden nur noch mehr steigerte und zu neuen Angriffen Veranlassung gab.

Dem schon stark angeheiterten Kapellmeister der Bürgergardikapelle fiel plötzlich ein Befehl ein, den ihm Michelberger beim Ausmarsche gegeben hatte, die Musikkapelle habe während des Manövers zu spielen. Um das Versäumte nachzuholen, rief er sofort seine Musiker zusammen.

Aber viele waren berufen, und nur wenige ausgewählt, die meisten, total betrunken, kannten ihre eigenen Instrumente nicht mehr, oder wußten mit denselben nichts anzufangen. Nur etwa fünf Mann, darunter der Bombardonbläser, waren noch imstande, unter großen Anstrengungen Töne hervorzubringen.

Der Kapellmeister legte die Notenblätter zurecht,

die enthielten das Tonstück: „Gebet während der Schlacht,“ dann klopfte er zum Zeichen des Beginnes mit dem Taktierstab auf sein Notenpult, schwang den Stab in die Höhe und ein greulich falscher, ohrenzerreißender Afford durchzitterte die Luft.

„Geht nicht! geht falsch!“ schrie der Kapellmeister die Musiker an.

„Aufgepaßt, es geht nicht!“ entgegnete der Klarinettist und begann: „O mein lieber Augustin!“ auf der Klarinette zu pipsen, der Bombardon und die übrigen Instrumente fielen ein, und der Kapellmeister, der sich selbst nichts anders zu raten und zu helfen wußte, schlug allen Ernstes den Takt dazu.

Mittlerweile hatten doch einige Zuschauer bemerkt, daß das Manövergefecht schon über einen gewöhnlichen Scheinkampf hinausging, und man machte der Gendarmerie davon die Anzeige. Es währte auch nicht lange, so erschien der Gendarmeriewachtmeister mit zwei Gendarmen auf dem Schlachtfeld, und drang auf die sofortige Einstellung des Manövers.

Nach und nach legte sich durch das Einschreiten der Gendarmerie auf beiden Seiten die Kampflust, und es wurde, wenn auch nicht Friede, so doch Ruhe.

Bürgergardisten sowie Feuerwehrmänner suchten nun stillschweigend ihre umherliegenden Waffen und Uniformstücke zusammen.

Die Feuerwehr zog mit der Spritze ab. Auch Kraus rief seine Gardisten zusammen. Es war ein kleines zusammengeschrumpftes Häuflein, denn viele hatten, naß bis auf die Haut, schon vorzeitig das Manöverfeld verlassen, und ein Haufe Pflichtvergessener hatte gar nicht am Kampfe teilgenommen, sie lagen gefällt vom Alkohol auf grüner Wiesenmatte

in sanftem Schlummer und markierten die Gefallenen. Nun war das großartig angelegte und begonnene Kriegsspiel beendet. Wem die Palme des Sieges gebührte, blieb bis auf den heutigen Tag unentschieden.

Gesenkten Hauptes marschierte die Bürgergarde mit ihrem Kommandanten Kraus heimwärts, voran die stark schwankende Musikkapelle, sie ließ es sich nicht nehmen, ohne Unterbrechung mit hartnäckiger Vorliebe „O mein lieber Augustin!“ zu spielen. Erst spät abends hielt ein Bretterwagen mit zwei goldangestrichenen Kanonenrohren vor dem Rathause.

Der Bürgergardehauptmann Michelberger war infolge eines Sturzes vom Pferde mehrere Tage nachher krank; auch Bürgergardisten und Feuerwehrmänner konnte man hie und da mit verbundenen Köpfen und Händen umhergehen sehen. Acht Tage später erhielt der Artillerist und Manöverkommandant Kraus vom Bürgergardekommando den Abschied als Ausgedienter — aber leider ohne Pension.



Geschieden.

Lebensbild.

Mit enttäuschem Herzen nach unglücklicher Liebe, die sie einem Unwürdigen entgegengebracht hatte, der sie dann schnöde verließ um eine andere zu heiraten, reichte Helene auch einem anderen Manne ihre Hand zum Ehebunde. Schon lange hatte der um sie geworben, obwohl sie wußte, daß sie diesem Manne, den sie jetzt zum Ehegatten nahm, keine Liebe entgegenbringen könne. Helene war jung, schön, elegant und gebildet, aber ohne Geld und ohne Beruf; so war die Ehe für sie eine peinliche Nothwendigkeit geworden, trotz ihres öden, liebeleeren Herzens und dem Gefühle der Gleichgültigkeit, wer und was ihr Mann sei, lieben könne sie doch nie wieder.

Helenens Gatte war ein gewöhnlicher Arbeitsmensch von harmlos einfacher Natur. Er hatte von Jugend auf hart kämpfen und schaffen müssen, um sich aus eigener Kraft in die Höhe zu bringen und ein Vermögen zu erwerben. Daß er demzufolge nur nüchtern und praktisch dachte und handelte und tiefere Regungen der Seele und des menschlichen Gefühlslebens als alberne Duselei und überspanntheiten betrachtete, daß er auch das veredelte Liebesleben der Ehe und gegenseitige Zärtlichkeiten zu den modernen Übertreibungen rechnete, durfte bei seiner zurückgebliebenen Bildung und geistigen Entwicklung niemanden verwundern. Er hatte seine Gattin nach seiner

Art lieb, er war stolz auf seine schöne junge Frau — aber ihr innerstes Wesen, ihr Seelenleben zu verstehen war ihm nicht gegeben. Instinktiv fühlte er selbst den Mangel jeder geistigen Zusammengehörigkeit, jeder seelischen Verwandtschaft, aber er war nicht der Mensch, sich lange darüber aufzuhalten oder nachzudenken, lieber Gott, sie war eben anders geartet als er und er mußte sich eben damit abfinden. Das tat er auch. Wer wird denn immer Grillen fangen? Der Anblick seines Weibes freute ihn, die Behaglichkeit seiner Behausung gefiel ihm, sein Beruf brachte ihm Arbeit, Zerstreuung und Gewinn, mehr wünschte er sich nicht. Dabei blieb er ein vergnügter, zufriedener Mann. So war Peter Fellingner, Helenens Gatte — und Helene?

Sie lebte im tollen gedankenlosen Wirbel und Trubel lustig darauf los, sie war jung, genuß- und vergnügungssüchtig und konnte ernste Gedanken und Gewissensregungen nicht brauchen, sie suchte Zerstreuung und Befriedigung im tollen Lebensgenuß als Ersatz für die erste Jugendliebe, welche ihr des Schicksals rauhe Hand so schnöde vernichtet hatte. Wohl stellte sich bisweilen, gleich einem Katzenjammer, die Reue bei ihr ein — grau und ernst wie ein dräuender Dämon und sie empfand in solchen Stunden das Verdammenswerte, Sündhafte ihres unmoralischen Lebenswandels, das Unfittliche ihrer Ehe, das himmelschreiende Unrecht, das sie dem Manne zufügte, dem sie mit steinernen Herzen ohne Liebe die Hand vor dem Traualtar gereicht hatte. Aber der Gewissenswurm mußte betäubt werden und so stürzte sie sich wieder hinein in den Strudel und Taumel eines sitten- und morallosen Lebens, denn sie war ja jung und mußte genießen, immerzu genießen.

Vier Jahre waren vergangen, seitdem Helene Fellingingers Gattin geworden war. Die Ehe war kinderlos geblieben, obwohl es Peter Fellingingers schlichter Wunsch gewesen, wenn ihm Helene ein Kind geschenkt hätte. Trotz ihres tollen Lebens war Helenens Herz in all dieser Zeit unberührt geblieben. Die Macht der Liebe schien bei ihr erloschen zu sein und doch war dies nur Täuschung; unter der Asche glomm der Liebesfunke unbewußt weiter und harrte des Hauches, der ihn wieder anfachte, so daß er zur hellen, sengenden Flamme auflodere.

Eines Tages kam ein junger Geschäftsfreund Fellingingers in dessen Haus und da Fellinginger auf kurze Zeit abwesend war, unterhielt sich der junge Mann mit Frau Helene. Da kam Frau Helene plötzlich die Erkenntnis, daß sie sich in ihrem Ich getäuscht habe, daß sie noch einen Mann lieben könne. Sie lud den jungen Geschäftsfreund ihres Gatten ein, an ihren Festen und Vergnügungen teilzunehmen und so gestaltete sich das Verhältnis der beiden immer inniger, immer herzlicher, bis eines Tages Helene ihren Gatten erklärte, sie wolle die Ehe mit ihm lösen, denn sie könne ohne den andern nicht mehr leben, sie liebe ihn zu heiß, zu leidenschaftlich. Mit schwerem Herzen willigte Peter Fellinginger in die Scheidung mit seiner Frau, denn er hatte sich an das Leben mit ihr gewöhnt, er fühlte sich tief verletzt in seiner Mannesehre, an der von nun an, nach seinen spießbürgerlichen Begriffen, ein Makel haftete, da ihn seine Frau verließ, mit der er stets vor der Welt geprunkzt hatte. Helene wurde das Weib ihres bisherigen Freundes und Verehrers, dem sie sich jubelnd in die Arme warf und mit ihm fortzog in seine Heimat. Es war Helene nicht leicht geworden,

den Mann, den sie zwar nicht geliebt, der ihr nichts gewesen, aber den sie achten gelernt hatte, zu verlassen, dem sie nun seine Ruhe, seine Bequemlichkeit raubte. Es erfüllte sie mit Schrecken, wie dieser sonst so ruhige Alltagsmensch so ganz seinen Halt verlor, sich so unendlich unglücklich fühlte als sie ihm ihren Entschluß bekannt gab, sich von ihm zu trennen. Aber sie mußte ihn um des anderen Willen verlassen, ihr Herz, ihre Liebe gebot es ihr. Sie mußte rücksichtslos fest sein — es galt ihrem künftigen Lebensglück, der neu in ihrem Herzen erwachten Liebe.

Wieder vergingen eine Reihe von Jahren. Peter Fellingner hatte sich mit dem Geschick ausgesöhnt und schließlich eine Frau geheiratet, die besser zu ihm paßte, ein stilles, sanftes Wesen, die nicht allein das Geld, sondern auch den Mann liebte und ihm nach zweijähriger Ehe ein Kind, einen holden blondgelockten Knaben schenkte. Von da ab leuchtete wieder die Sonne des Glückes auf seinen bisher öde und einsam gewesenen Lebensweg und er vergaß alle Unbill, die ihm seine Frau zugefügt, von der er, seit sie ihn verlassen, nichts mehr gehört hatte. Peter Fellingner hatte sich entschlossen, mit seiner Frau und seinem Söhnchen einige Wochen des Sommers in einer Sommerfrische des Altvatergebirges zu verbringen und hatte sich dort eine Sommerwohnung gemietet und seit einigen Tagen bezogen.

An einem heißen Sommertage suchte er, den kleinen Peter an der Hand führend, den nahen schattigen Wald auf, an dessen Saume Bänke zum Niedersetzen einluden. Fellingner ließ sich auf einer Bank nieder, während der kleine, nunmehr fünfjährige Knabe weiter in den Wald lief. Bald kehrte der Kleine zurück

mit einem kleinen schwarzlockigen und schwarzäugigen Mädchen im gleichen Alter. „Sie nur, Papa, hier habe ich eine Gespielin gefunden! Ist sie nicht hübsch und nett? Komm nur, mein Papa ist gut und tut dir nichts!“ ermutigte Peter seine Freundin und zog sie an den Händen zu seinem Vater hin. Peter Tellingner sah das fremde Kind an. Woran erinnerte es ihn, wo hatte er die Form dieses Gesichtes, diese dunklen, ausdrucksvollen Augen schon gesehen?

Da erschien zwischen den Baumstämmen des Waldes eine große, schlanke Frauengestalt. „Lottchen, komm zu mir!“ rief die Dame dem kleinen Mädchen zu, das der Knabe noch immer an den Händen festhielt.

Peter Tellingner zuckte beim Klange dieser Stimme zusammen und sprang vom Sitze auf.

Da stand seine geschiedene Frau vor ihm.

„Peter!“ „Helene!“ kam es gleichzeitig in höchster Überraschung aus beider Munde.

„Welch ein unverhofftes Wiedersehen! Wo kommst du her?“ fragte noch immer bestürzt Tellingner.

„Ich bin mit meinem jetzigen Manne und dem Kinde hier in der Sommerfrische und du?“ forschte Helene.

„Ich bin mit meiner jetzigen Frau und meinem Knaben gleichfalls als Sommerfrischler hier,“ erwiderte Peter Tellingner.

„Bist du glücklich, Peter?“ forschte Helene weiter.

„Ja, ich bin glücklich! Und du?“ fragte Tellingner.

„Ich bin auch glücklich,“ kam es über Helenens Lippen.

Beide reichten sich die Hände. Dann schritten sie, Peter Tellingner seinen Knaben, Helene ihr Mädchen an der Hand, in entgegengesetzter Richtung davon.

Ein Bauernball.

U mundortliche Föschingsgeischicht.

„Na schan, welste denn weder die gonze Fösching vertrandeln und on ka Heierten denken? Die poor Wochen warn bold rim sein und de Fößtnocht eß do,“ säht awing vorwurfsvoll die olde Schoberin zu ihrn Sohn Pepi.

„Ihr hot immer sette Metten eim Kopp met meiner Heiert und a settes Ungetrebelier, wenn ech war wölln heierten, do war ech schun selber Mode mochen,“ derwederte Pepi recht ungenädig.

„Do starb ech vor, eb du Mode mochen werst, dar Boter eß schun gelenka Johre tot und du host unser Wertschafftla noch immer nie übernomme,“ mante de Schoberin.

„Ihr dörfst mirs Wertschafftla jo odj öbergan,“ amperte Pepi.

„Na ja, öbergan, ober holt wie öbergan! Wenn ech dir unser Wertschafftla öberga, do muß a junge Fra eis Haus, a tüchtige Wertin, die a arben konn eim Haus und of'n Feld, nie a sek lasteriches Stoben-fakla, die nisch tun mäg und olle Fünfe grode sein löst,“ säht de Schoberin. „De Arbt of'n Feld und eim Haus hölft Ihr doch mochen, Mutter! Zu wos braucht denn ech doderzu noch a Weib? Ech konn überhaupt de Weibslent nie racht leiden und getrau mech nie of ane oder die ondere zu reden,“ mante Pepi.

„Ach du heiliges Strohmecherla! Wegen dam sollste jo heierten, doß a Wertin und a Arbterin eis Haus kömmt und doß ech mech of die olden Tog nie mehr a sovel schinden und plogen dorf und awing bessere Zeiten genüßen konn,“ explezierte de Schoberin.

„Inne ja, dos eß jo ols wohr! Geplogt hot Ihr Euch de Labenstoge schun genug und de Ruh hot Ihr a schun verdient, ober ech wößt nie wu ech a jöttes Weibsböld harnahme söllt, die mir gefiel und Euch راحت wär?“ derwederte Pepi. De Schoberin docht a Wälla noch, dernochtern säht se weder: „Inne, wie wärs denn met dar Wagner Zilla?“ „Na ja, garstig eß de Wagner Zilla nie, se kriegt a amol an tüchtigen Schüppel Wald met ein Ghestond, se konn a de Pauerarbt, aber huchsfartig eß se wie a Kaleffenpfar, die werd mech nie mägen, do werd schun amol müssen a Großgrundbesetzer, aso a Baron oder gor a Grof wegen dar Heiert bei ihr onfrogen,“ mante Pepi.

„Dos eß grod nie immer aso wie ma denkt!“ tot de Schoberin einwenden, „of mech eß die Wagner Zilla immer راحت freundlich und ech glabs nie, du metsonnt unsern Wertschaftla ihr ward dar Zilla schun gefolln.“

„Ober wie on se kumme, dos eß a ondere Frog?“ säht Pepi. Weder docht de Schoberin a Wälla noch.

„Gch hobs, wie du om ehusten on die Wagnerleut und on de Zilla onkumme konnst. Ei verzehn Togen eß ei Polke Franzens Wertschhaus Bauernball, dort geht a dar olde Wagner Severin met sen Weib und dar Zilla hen und du gehst a. Do mochst du dir met dan Wagnerleuten راحت freundschaftlich zu schossen, setz dech zu dar Zilla, red von jen und dan met ihr und geb' ihr noch und noch zu verstehn, doß du garn

heierten tätst; do werst du jo hörn, wosse für Meinungen und Unsedten hot," derklärte de Schoberin.

„Guer Rot es nie schlacht!" mante Pepi. „Ober aus fahlt mir: wenn ma eim Ball geht, muß ma tonzen kinne, und dos konn ech nie.“

„Do muß du holt dos Tonzen lerne, bis zum Bauernball sein noch zwa Wochen Zeit. Do geh ech zu dar Besche Marie nüber, die es beim Tonzlehrer Heinrich ei de Tonzschul gongen und ga ihr a guds Wort, doß se noch Feierabend über hondsweiln zu uns rüber kömmt und dir dos Tonzen lehrt," säht de Schoberin.

Dar Vorschlog vo dar Mutter, ehm de Besche Marie zur Tonzlehrerin zu bestellen, gefiel Pepi, denn de Besche Marie wor a hübsches junges Madla, racht sittsam und fleßsig bei dar Arbt, und Pepi hott schon längere Zeit awing a Löstla of se, ober orn wor se wie a Kerchenmaus.

Glei om ersten Obend word Tonzstund abgeholden. Koppers Junger, dar Franz, woßt eim Harmonikaspeln Bescheid und dan hot de Schoberin a ei de Tonzstund bestallt, domet ar de Musich mochen tot. Glei noch'n Dunkelwarden kom de Besche Marie ungetrippelt, se tot wohl ols Lehrmasterin a beßla verschamt, ober se woßt sech die Soch einzurechten. Zuerst word a alldentscher Wolzer einstudiert. Do gings eim Dreivertelschrett und es word derbei geschleffen. De Musich nörfelte dan Donauwolzer und de Marie tonzte a poor mol allan ei dar Stob rim, domets Pepi sahn tot, wie se de Fuß soht und de Schrett mocht, und Pepi paßte derbei auf wie a Gastlamocher. Dernochteru stollt de Marie Pepin zum Wolzertonz on, zeigt's ehm, wie ar de Dam beim Tonzen zu holden hot und eht

versuchten se dos Tonzen metnonder, während de Marie zehlte: eins, zwei, drei, eins, zwei drei, und der Harmonikaspeler a dan Taft met'n Fußspöken gob. Gim Onfong ging dos Tonzen bei Pepin wohl gor trompeltanig, ar hoppste wie a junge Zeg, kom immer weder außen Schrett und trot dar Marie velschellige mol of de Füß, die hott aber a Taubengedold met Pepin und tonzte met ehm wetter, bis endlich, wie schun olle Zwa bei dar Rackerei schweken toten wie de Rotschen, Pepi dan Tonz begrefft. Na, do wor bei Pepin und dar olden Schoberin Grad vorhonden und de Beschke Marie mußt mit Hond und Mund versprachen, om nächsten Obend met Pepin weder an Tonzunterrecht vorzunahme und de Schoberin mante, an Krug voll gude Kaffeemelch wär se schun dar Marie für dos Unterrechten gan. Om ndern Obend word mett'n Polkatonzen ongefongen. Dos ging freilich flechtiger wie beim Wolzer, och immer fart: eins zwei, eins, zwei, doß Pepi gonz außer Odem kom und drehnig word. Die olde Schoberin hott zum Brotbocken eingesäuert und de Backdös met dar Tagsauer beim Ofen of dar Ofenbonk stehn. Pepi kom bei dan Polkatonzen met dar Marie ei an gewoltigen Schwung, und Koppss! flugen se on de Ofenbonk und Verdank! log de Backdös ofn Fußboden und de Tagsauer ofn Deln. Dos Tonzpoor kunnt sedh ober eim Moment nie derholden, Pepi gletschte aus, und bumstig logen olle zwa ei dar Tagsauer, de Marie unten und Pepi oben drauf. Dos Malöhr hotte ober nisch zur Soch, die olde Schoberin mochte a a guds Gesedht zum bösen Zufoll und mante, do müßt se holt weder ofs neue zum Brotbocken einsäuern.

Also word bei Schobern eht Obend für Obend
Lonzstund obgeholden, und Pepi tot sedh zu an schar-
manten Tänzer entwickeln. A de Marie gefiel Pepin
von Log zu Log besser und dar Schoberin kom's zum
öftern vür, als wenn Pepi die Marie obbuffeln tät,
aber sahn kunnt se die Bußlerei nie, weils noch dunkel
ei dar Stob und ka Licht ongezunden wor.

„Ja, ja,“ säht die Schoberin mondmol vür sedh
hen, „dos Madla wär jo gor nie unracht, wenn se bei
dan Beschkeseuten och nie gor aso battelorm wärn.“

Endlich wor dar Obend do, wu ei Polke Franzens
Wertschhaus dar Bauernball obgeholden word, und
doderbei sollts heuer bögelhuch zugehn, gor Masch-
keraden sollten aufgeführt werden. Als Pepi ofn Ball
ging, do hielt ar darhem erst noch amol met der
Beschke-Marie a Lonzprob ob und olle worn zufried,
denn Pepi tonzte wie a geschmierter Pliß. Eht suchte
de Schoberin Pepis Ballgewond azu, es wor a grün-
graues Sportgewond, grüne Strömp, Schnürschuh und
a steirisches Hütla met an Auerhohnstrauß, und weil
Pepi a hübscher schlontgewoxener Borsch eß, do steht
ehm dar Dnziehfrom wie ongegoßen, de Schoberin hulß
ehm zurachtmochen, a de Marie legt Hond derbei on
und do dauerts nie long, do stond Pepi do ei völlicher
Galla wie a Groß zum eim Ball gehen, fix und fertig.

„Du worst wohl noch ei kan Ball?“ frogte Pepi
de Marie.

„Beileibe nie, wir sein zum eim Ball gehn zu
orme Leut und an Schoß, dar medh ausführen tät, ho
ech a noch kan gehot,“ derwederte de Marie und Pepin
schens, ols wenn ihr derbei dos Wasser ei de Agen-
traten tät.

Wie Pepi a holbe Stund spöter ei Polke Franzens Wertschhaus eim Tonzfool eintrot, do hott' dar Ball schun begunne. Ar soch sech awing im und im, richtig bei an Tesch eim Nabenzimmer soß dar reiche Wagner Severin met sein Weib und jenner Tochter, dar Zilla. De Zilla war gor verslommeit schön ausgestaffiert, gonz stödtisch, se hott' a weißes Ballklad met Speken und Bändern on, weiße Schuh und Strömp und a gonz neumodische Ballfrisur, se soch werkllich aus wie a vom Himmel geflogener Engel. Pepi trot of de Wagnerfamilie zu, gob jeden sei Hond und frogte obs erlaubt wär, doß ar sech a könnit zu dan Tesch seken.

„Gi freilich!“ amperte dar olde Wagner und Pepi ließ sech bei dam Tesch neder. Wagner und sei Weib worn a nacht freundlich und se singen a glei met Pepin an Diskursch on und von jen und dan, ober de Zilla tot hent gor gewoltig stolz und äppisch und hott' och ihre Agen of Oberförsters Leitenant, dar schun a poor Mol met ihr getonzt hott' und ekt ei jenner nobeln Uniform eim Sool remstolzieren tot. Do sing de Musik on an Schnellpolka zu speln und die Wagnermutter säht: „Na, schan Schober Pepi, warn Sie denn nie amol met onser Zilla tonzen?“ De Zilla worf ihrer Mutter an petterbösen Blect zu, denn dar Harr Leitenant wor schun weder ofn Wag, um de Zilla für sech zum Tonz zu beten, ober Pepi stond rasch auf, verbeugte sich vor dar Zilla und nohm se zum Tonz. Ober Herrjekerla! Die Zilla tonzte nie a so leicht und so gut wie de Besche Marie, Pepi kom amol übers andere met ihr außen Takt und karambolierte bald met dam, hold weder met jen Tonzpoor; Hargod amol! Do ronnt ar weder met dan Harrn Leitenant, dar met Schaffer Hannesens Tilde ekt tonzte, zunonder, kriegte

von dem Unprall des Übergewichts, und Bumstig! lag er mit der Zilla am Fußboden. Da wars Spektakel fertig! Pepi sprang wohl rasch weder auf und reiß die Zilla mit ei der Höh und wollt mit ihr wettertönen, aber die Zilla gab ihm an recht unsanften Stoß, sah wos, wos also anzuhören war wie dummes Trämpeltier und rennt von ihm weg. Da lachten die Ballgäste und Pepi stand da voller Schond und Scham, wie a begossener Fudel. Dennoch schlech er sich stocksteif zur Sooltür raus und ging mit longmächtigen Schritten ein Dorf nauf bis zu Beschkes Häusla, die Beschkeleut hatten noch Licht ei der Stob, und pochte ons Fenster.

„War es denn da?“ fragte drenne die Marie.

„Ich bens, Schober Pepi! Moch auf, ich muß dir wos säh’n,“ gab Pepi Bescheid. Da word die Haustür wohl gar gefirtich aufgeregelt und die Beschke Marie derwoschte och Pepin beim Drm und fuhr ihm ei der Stob. Da olde Beschke saß beim Tsch und tot ei an Gesichtsbuch lasen, die Beschkemutter hochte of der Ofenbank und alle zwa mochten recht verblüffte Gesichter, wie se Pepi mit der Marie eintraten sochen.

„Ich docht, du wärst ofn Bauernball?“ fragte die Marie. „Dort war ich a schun, aber es fiel mir ei, daß ich doch vergassen hott metzunahme, geh, zieh doch geschwind anders on und komm mit, dei Väter und dei Mutter warn wohl nisch dergegen hon,“ mante Pepi. „Beileibe nie, Godlas na, wir hon nisch dergegen, das müssen wir uns arme Leut jo zu der größten Ehr rechnen, wenn unser Marie mit Ehne of den Bauernball gehn konn,“ sah die Beschkin und der olde Beschke stimmte zu. Die Marie hot aber schun, rot wie a Ros ein Gesicht für Grad, a Latern ungezunden und

wor dermet ofs Oberstöbla geronnt, um sech dort für dan Ball onzuziehn und zuracht zu mochen, und es dauerte gor nie long, do stond die Marie fix und fertig ongezogen und frisiert vür Pepin. Als wos wöhr eß, de Besche Marie eß abendst dos schöuste Madla eim gonzen Dorf, dos mant Pepi und ondere Leut manen's a. Of orndliche hübsche Klader und ondern Onzieh- from hot se a immer gedocht, denn de Marie eß Nählerin und konn sech ols selber mochen, de Marie eß a groß und schlonk gewachsen und hot a Gesechtla wie Melch und Blut. Pepi legt sen Arm em dar Maries, na, dos wor a junges Menschenpaarla, dos unser Harrgod eim Himmel kunnt a Grad onne hon, nie och allan die Eltern of Arden. Pepi nohm vo dan olden Besche-Leuten Obschied und marschierte met dar Marie om Arm eim Dorf nunder und ei Polke Franzens Wertschhaus nei. Na, dos wor wetter fa Gegoff, wie Pepi met dar Marie ein Tonzsool trot. De Weibslent zischelten metsomme und mochten mißgön- stige Gesechter of de Marie. Dar Harr Leitenant trot of Pepin zu, gob ehm de Hond und säht: „Entschul- digen Sie, Herr Schober, es ist von mir nicht mit Ab- sicht geschehen, daß ich an Ihnen gestoßen bin und Sie beim Tanz gestürzt sind, das ist mir auch schon passiert und kann jedem anderen auch passieren, deshalb wol- len wir einander nicht böse sein.“ „Nie eim geringsten, Sie kunnten nie derfür, Harr Leitenant,“ derwederte Pepi und olle Zweene worn weder zusomme die besten Freund. Bold drauf spelte die Musich an Wolzer und Pepi tonzte met senner Marie, dos ging freilich gonz aus an ondern Thema, de Marie wor holt a gelorte Tänzerin und noch derzu a Onstonds dame, die sech zu benahme woßt. De Wagner Zilla soß bei ihren Eltern

und mochte a Gesecht, als wenn se ei a Zitron gebessen hätt, de Monnsleut hotten sech awing vo ihr zuröckgezogen, weil se wegen dam tomme Foll met Pepin gleich aso zurock gewast wor und ehm ungerachter Weis vür olln Lenten blamiert hot.

Dar Bauernball wor richtig die schönste Unterhaltung, die Pepi und de Marie jemols ei ihrn Leben metgemocht hotten, und wie de Zwa metsonne gegen Morgen of hamzu gingen, schloß vor Beschkes Haustür Pepi de Marie ei sei Orme, gob ihr an tüchtigen Schmozer Ruß und säht: „Wos manste Mariela, wir warn noch Ostern heierten?“ Do schmiegt sech de Mariela on ehm und derwederte: „D ja, doch mäg ech schun, ech ben dir abendst vom Harzen gut, ober obs holt dei Mutter zugean werd?“ „Do kömmer dich nie, die gebts schun zu, die konn doch jo selber راحت gut leiden,“ verklärte Pepi. Und do eß secher, doß noch Ostern dar Schober Pepi met dar Beschke Marie Huchzet mocht und Oberfürschters Leitenant werd geweiß a unter dan Huchzetsgästen sein.



Das verwachselte Feuerwehrharn.

Mundartliche Humoreske.

De Kramer Seffin, unsern Harggod sei's geklät, hotte holt bei Nochts gor kan Schloß, derbür schluf se ober dan holben, und monchmol dan gonzen Nochnetts, ofs Mettigstündla, denn wenn ihr Moun ei dar Fabrik und de Kinder ei dar Schul worn, do wos mäuslastell ein Häusla; do konn ma a bei Togs gut schlofen. Of die Nochnettigrub ging de Kramer Seffin, nochdam se dan Kindern, wenn se aus dar Schul kumme worn, jeden a Potterschnett zur Basper gahn hott', of a Stündla zu dar olden Zanker Hannesin, die ma ringsrim de „Gemantratsch“ oder de „Dorfzeitung“ hieß, denn die tot nie och Kortenoßschlon und on Menschen und Vieh remdoktern, sondern se woßt a olle Neuigkeiten zu derzehln, die of dar Welt dröber und drunder vürgingen, und do word a Stündla und monchmol a mehr wie zwa getratscht und weil de Kramer Seffin metjsomt dar Zanker Hannesin gor fromme Batschwastern, a so a Ort Dorfheilige worn, die 's gewoltig of dan sündhosten Menschen setzen hotten, do worden die lieben Nächsten a arndlich dorchgehachelt, doß monchen ka guder Flac mehr om Leibe bleb. Do kom de Kramer Seffin a wede amol zur Zanker Hannesin ei de Tratschfund:

„Es ek grod gut, doß du kimmst! Denk och grod, wos ech heut vom Kerchvoter Schober Helmesen gehort ho. Gim heurigen Mai werd a Weltuntergong stott-

fenden und wohrscheinlich hober a gleichzeitig dan jüngsten Tog. Doh God! Doh God derbarm doch unser und noch uns a gudes Plazla eim Himmel. Dos godlose Gefindel, wos die schlachten Zeitungen und Bücher lasen tut, zu kaner Bächt nie geht und on ka Höll und kan Teufel glabt, konn jo meinswegen met Leib und Seel, met Strunk und Stel ei de Höll fohrn, dan geschieht racht, ober sette fromme Weiber wie wir sein, kinne doch nie met dar sündhosten Welt leiden, die dan Weltuntergang verschold hot; ober Morgenstog muß ech hold zur Bächt gehn, ma konns nie wessen!“ säht de Zanker Hannesin. De Kramer Seffin wor so-vel erschrocken, doß se om gonzen Körper zoppelte wie Ospanlab. Se mochte überhondsweiln dos Maul auf, ober es verschlug ihr immer weder de Red; endlich fing se on zu medern:

„Gud, Gud! Wie werd denn dos geschahn? Ech ho mei Labenstog noch kan setten Weltuntergang gesahn!“

„Ech abenst a noch nie!“ mante de Zanker Hannesin. „Unser Kerkvoter säht, es werd a Kometrich aus England kumme, dar haßt Hilar (Halley), ar hot an großen Kopp und an longmächtigen feurigen Schwonz und dar werd unser Ard übern Hassen renne, doß se of hunderttausend Scherben zerfliegt, wie a older Schmettentopp.“

„Doh ihr lieben Heilichen, steht uns bei! Dos muß ech hold, wenn ech hamkun, men Monn sähn; och, och och,“ jommerte de Kramer Seffin. Dosmol hotten de Ortsleut und de Moppern für dan lästermäuligen Weibern Ruh, denn se mußten sedh abenst de Köpp zuvel übern Kometen und dan Weltuntergang zerbrachen, und ols de Zanker Hannesin über de Soch noch

de Korten offschlug, die a of a großes Unglück hewesen, do worden die zwa Weiber vollt ganze Narrn.

Wie de Kramer Seffin obends ihrn Monn ei völliger Rasch dan Weltuntergong bekunnt gob, do lochte Kramer Seff a so töckisch und säht: „Warum nie, dos konn amend olls noch geschahn! Met an setten Kometerich kimmt ka Mensch und ka Tensel und de Ard a nie auf, dos eß a Ludergebündla und siecht ehm olls ahulich, a sogar a Weltuntergong. Ober ichan, les amol gefirtich eis Wertschhaus nöber, hol mir an holben Liter guden Schnops of dan Schroden, ech war dan Brontwein noch dam Obendassen trinken und derbei dröber nochdenken, wos ma onfongen soll, doß ma sech während dam Weltuntergong dos liebe Laben retten konn; die Sod siecht wöcklich recht kritisch aus.“

Obwohl bisshar de Kramer Seffin a nachtschöfener Satan vo an Weib wor und Kramer Seff tonzen muß, wie sei Olde pfeff und ar se nie derzu gebrocht hätt, ehm an holben Liter Brontwein zu holn, wenn ar se hätt met glünichen Zonge eis Senderkastell gezweckt, ober heute wor se moderla stell, suchte a Flosch, spülte se aus und holte Brontwein; Kramer Seff of zum Nochtmohl Butter, Brot und Käs und trouf dan Brontwein derzu, ar wollt wohl senner Olden a dervo schenken, ober die mocht kan Brontwein trinken, je mante, se müßt morgen früh zur Vächt gehn und do dörfsts ihr nie aus'n Maul riechen. Wie Kramer Seff sen Brontwein verkonsumiert hott', spürt ars schon, doß ar a Brummflieg eim Gehern setzen hott'. Ar donkte unsern Harrgod und dan Kometen, dosse hatten aus senner olden Xanthype a gudes Weib gemocht, denn die Kramer Seffin wor abenst ongesichts vo dam Weltuntergong wie imgossen und dos beste Weibla vo dar

Welt, se nohm Kramer Seffen sogar vürn Schlofen-
gehn inne Holz und gob ehni an Puffer of'n Schnau-
zer, wos se seit ihrer Brantzeit noch nie gemocht hott'.
Kramer Seff legte sech dernochtern ei sei Bett und
schlies hold ei, ohne Kummer und Sorgen wegen dem
Kometen und dem Weltuntergang. On dem ganzen
Ding es jo so nisch derhinder, dos hot der Schlosser-
meister ei der Fabrik a gesäht, und der muß sech doch
of Kometen und dergleichen Sochen a verstehn. De
Kramer Seffin bate vor zwa Stunden long, dernoch-
tern ging se a schlofen, ober mit dem Schloß wos holt
heut weder nisch, der wor stabran wag und se kunnt
sech eim Bett rim- oder nimsel'n, sech zudacken oder
blonk legen, es bleb sech gleich, der Schloß kom holt
nie. Es kunnt wohl schon Metternacht verbei sein, wie
die Kramer Seffin awing eidämmern tot und do
tramte ihr a glei vom Kometen. Se soch ehni wie an
feuerichen Trochen ei der Luft gezogen kumme, die
gonze Gegend, Himmel und Ard worn rot vom Feuer-
schein, dem der Komet aus sen longmachtigen Schwanz
ausstrohln tot, derbei pfeff ar wie de Lokomotiv on der
Eisenbohn. Mit an gachen Schrocken dermochte de Kra-
mer Seffin. Oh Godlas! Oh Godlas! Zum Fenster
rei lechte richtig Feuerschein und pfeifen tots a; do
wor jo schon der Weltuntergang fix und fertig.

„Seff, steh auf, de Welt geht unter!“ schrie de
Kramer Seffin of ihrn Monn, ober Kramer Seff
schlies ronfest und schnaubte und schnarchte wie a Loist-
zug, der bargauf fährt. De Kramer Seffin rüttelte
Seffen eim Bett röber und nöber; endlich derwochte ar.

„Wos es denn loß?“ frogte Seff.

„Inne, sich och dem Feuerschein, hör och wie's

pfeift, de Welt geht unter!“ lamentierte de Kramer Seffin und fiel vür Dngst ofn Fußboden of de Knie.

„A Schmornn und ka Weltuntergong eh! Feuer hots eim Ort, de Dompfpfeif ei dar Fabrik pfeift dos Feuer-signal, do muß ech naus und a dos Signal blofen, für wos ben ech erster Feuerwehrrharnist!“ Niet an Soß wor Kramer Seff heffen auß’n Bett und ei an Mu hot ar de Feuerwehrmundur on. Ar greff och noch dan Feuerharn, wos gewöhnlich om Rachen naben dar Stobentür hing, und ohne sich wetter em dos Gebat und Gejommer von sen Weib zu kümmern, stürmte Kramer Seff aus’n Haus naus of de Gofß. Dort soch ars a glei, doß Magisch Florian’s olde Barack Schener, die hübsch weit obwärts vom Häusern of frein Fald stund, ein Brond geroten wor, do wor grad ka großer Schoden und a ka Gil derbei; Magisch Florian wor huch ei dar Feuerversicherung. Kramer Seff soht sei Feuerwehrrharn on de Leppen und wollt das Feuer-signal ei de Nocht neischmettern, ober dos Harn wor heut gonz und gor verheert, ar brocht kan Ton drauf zu Stond. Do komme a schun a Trupp Feuerwehristen eim Dorf runder ofn Sprizenschoppen zu geront. „Blos och, Kramer Seff! blos! blos!“ schriern die Feuerwehrr-monne. Kramer Seff versuchte weder zu blofen, ober es ging holt nie. Do ront ar ohne zu blofen met bis zum Sprizenschoppen. Dort fingen die Feuerwehrr-monne, wie se beim Feuerschein Kramer Seffens Signalharn nünder onsochen, gor lästerbändig on zu lochen. Kramer Seff soch sedh sei Harn a genaer on: O vermoledaite Kröte! Do hott’ ar jo stott sen Feuerwehrrharn dan großen blechernen Kerzenlechter vergresfen. Do drauf kunnt ar freilich ka Feuer-signal blofen.



Schloß und Stadt Freudenthal in Sage und Geschichte.

Im Sachsenlande stand zur Zeit Kaiser Heinrichs des Vierten auf einer Berghöhe die Burg Brunnthal, bewohnt von dem edlen Rittergeschlecht der Grafen Brunnthal. Willibald von Brunnthal war ein getreuer Anhänger des Kaisers gegen dessen Feinde Magnus von Sachsen und Otto von Nordheim gewesen, und hatte als solcher durch die Empörung in blutiger Fehde sein Hab und Gut verloren, sein Stammsitz Brunnthal war von den Feinden zerstört und niedergebrannt worden und Ritter Willibald von Brunnthal war im Heere des Kaisers in der Schlacht an der Unstrut gefallen. Seine gänzlich verarmten drei Söhne, die beim Tode des Vaters noch im zarten Kindesalter standen, wurden in Ritterfamilien aufgezogen und erhielten den Ritterschlag. Als sich Willibald, Kunibert und Konrad zu streitbaren Männern entwickelt hatten, nahmen sie Dienste im kaiserlichen Heere.

Ein Kampfruf hallte durch ganz Europa, der Ruf des Kreuzes zur Eroberung des heiligen Landes, wo der Welterlöser geboren ward und den Kreuzestod für sein Erlösungswerk erlitten hatte. Auf dem Konzil von Clermont hatte der Papst einen allgemeinen Sünden-erlaß für alle jene verkündet, die das Kreuz nehmen und gegen die Heiden kämpfen wollten. Alle Erlassung der Kirchenbußen und der göttlichen Strafen wegen

wie immer Namen habender Verbrechen, wurden den Teilnehmern an dem Zuge nach Palästina in Aussicht gestellt, dazu gesellte sich noch der Glaube an den heran- nahenden Weltuntergang, welcher die Menschheit jener Zeiten um so empfänglicher für religiöse Eindrücke machte, desgleichen die Vorstellungen von der Ehre Gottes und der Kostbarkeit des heiligen Grabes, dazu der fromme Haß der Christen wider die Erbfeinde des Christentums, die Türken, bewogen Millionen Christen das Kreuz zu nehmen. So traten auch die drei Ritter von Brunthal dem Kreuzheere bei, um mit dem ersten der Kreuzzüge, unter Gottfried von Bouillon und den anderen Fürsten nach dem fernen Orient gegen die Sarazenen in den Kampf zu ziehen und das Königreich Jerusalem unter christlicher Herrschaft begründen zu helfen.

Mühselig und gefährvoll war die Fahrt nach dem Morgenlande. Glend, Hunger und Krankheiten lichteteten die Scharen der Kreuzzügler. Hunderttausende blieben unterwegs zurück und sahen die Gefilde des heiligen Landes, die heiligen Stätten nicht, wo der Weltheiland geboren wurde, gelebt und gelitten hatte. Nicäa, Dornlänm, Antiochien, Mesopotamien und Armenien wurden von dem Kreuzheer erobert und endlich erschien dasselbe am lang ersehnten Ziele seiner kriegerischen Pilgerfahrt: vor Jerusalem. Nach einer sechswoöchigen Belagerung der heiligen Stadt wurde nach wechsel- vollen Kämpfen mit der starken Besatzung des fatimi- dischen Kalifen Mostali am 15. Juli 1099 Jerusalem von den Christen im Sturm erobert, das Ziel des Kreuzzuges war erreicht. Nun spielten sich aber gräu- liche Auftritte von Wildheit, Grausamkeit, Raubsucht und Ausschweifung, mit frommer Andacht, Zerknir-

schung, Reue und Lobpreisungen Gottes an der Stätte des Erlösers ab, die in der Weltgeschichte ein eindringliches und wohlgetreues Bild vom Geiste jener Zeit und des ersten Kreuzheeres der Nachwelt hinterlassen haben.

Gleich nach dem Beginn des ersten Kreuzzuges hatten sich die Brüder von Brunnthal von einander getrennt oder waren vielmehr durch die Wirrnisse, die im Kreuzheere herrschten, von einander getrennt worden. Willibald war im Heerhaufen Gottfrieds von Bonillon geblieben, Kunibert gehörte zu den Scharen von Gottfrieds Bruder Balduin, welcher siegreich in Odesa einen Fürstenthum gründete und über Mesopotamien und Armenien herrschte. Der jüngste Bruder, Konrad, war bei einem der vielen Kämpfe verwundet worden und hinter dem vorwärts dringenden Kreuzheere zurückgeblieben. Eine christliche Familie in Ptolemais hatte sich seiner angenommen, wo er wochenlang auf seinem Schmerzenslager zubrachte und als er endlich genesen und seine schwere Wunde vernarbt war, so fühlte er sich zu schwach und elend, um dem Kreuzheere nachzuziehen. Er beschloß deshalb, mit seinem treuen Knappen Gottlob in die ferne Heimath zurückzukehren. Beschwerlich und gefährvoll war die Rückreise, viele, oft lebensgefährliche Abenteuer waren zu bestehen, ehe der Ritter mit seinem Knappen wieder europäischen Boden betrat.

* * *

Überall so weit das Auge reichte, war finsterner, fast undurchdringlicher Urwald. Rudel von Hirschen und Rehwild weidete auf den vereinzelt Lichtungen der mit saftigem Gras und Kräutern überwachsenen Waldwiesen, Bären und Wölfe bewohnten die Höhlen

und Felsengruppen, während Luchse und Füchse in Scharen im Dickicht auf Beute lauerten; so mag unser heimatliches Altvatergebirge gegen das Ende des elften Jahrhunderts ausgesehen haben, als erst hie und da in den Tälern und an den Gebirgsabhängen von Kohlenbrennern, Jägern und Goldwäschern mit schlichten Holzhütten die Uraufänge der Ortschaften errichtet wurden. Schlechte, steinige und sumpfige Fuß- und Karrenwege führten durch die Urwaldwildnis von einer der kleinen Ansiedlungen zur andern, die oft stundenweit von einander entfernt lagen. Gefährvoll war das Wandern auf diesen Waldwegen, wo der Wanderer nicht sicher war, jeden Augenblick mit den Raubtieren des Urwaldes zusammen zu treffen oder von Räubern überfallen zu werden, die ihre Schlupfwinkel tief im Gebirge drinnen hatten, wo sonst keines Menschen Fuß hintrat.

Ein herrlicher Sommertag des Jahres 1100 neigte sich dem Ende zu. Purpurne Wölkchen umgaben die sinkende Sonne, die dem Untergange nahe über den westlichen Gebirgszügen stand, um in kurzer Zeit hinter ihnen zu verschwinden. Ihre letzten Strahlen fielen schief auf den endlos scheinenden Wald, dessen Gipfel in ein goldenes Lichtmeer hüllend, von welchem der Abglanz auf den moosfeuchten Waldboden hundertfältige Lichtgestalten zeichnete.

Auf einer Lichtung des Waldes, über welche ein klarer Gebirgsbach bald leise murmelnd, bald wieder über Steinblöcke und niedergestürzte Baumstämme rauschend und tosend dahin floss, stand nahe an dem vorüberführenden Wege ein großes hölzernes Gebäude, mit fast bis auf die Erde reichendem, mit Moos überwachsenem Schindeldache und kleinen vier-

edigen Fenstern in der wettergrauen Holzwand; es war die Waldschenke „zum blauen Drachen“. An einer auf zwei Pfählen befestigten Holzstange auf dem freien Platze vor der Schenke standen der Reihe nach mehrere Rosse angebunden, die, von Zeit zu Zeit ungeduldig wiehernd, mit ihren Hufen den Boden zerstampften. Wüster Lärm erscholl aus dem Innern des Hauses und bisweilen erschien eine verwildert aussehende Männergestalt in der Haustür um nach den Rossen Umschau zu halten. Die Sonne war untergegangen und die Scheibe des Vollmondes erhob sich über die Baumwipfel und stieg immer höher am Nithimmel, während sich die Schatten der Nacht allmählig über den Wald ausbreiteten. Die wimmernden Klänge eines Glöckleins tönten durch die weltvergessene Einsamkeit, sie kamen von der Anhöhe, wo ein kleines Kirchlein neben einer Eremitenklause stand und der alte Einsiedler zum Abendgebet läutete. Aus den Meilerhaufen der Köhlererei jenseits des Baches stiegen dichte dunkle Rauchsäulen gegen Himmel und erfüllten die Luft mit ihrem brenzligen Geruch, und aus der Ferne des Talgrundes erschollen die kreischenden Geräusche einer Sägemühle. Nach und nach war es Nacht geworden, tiefe Stille herrschte in der einsamen Waldgegend, nur zeitweilig ließ ein Nachtvogel sein Geschrei hören, Fledermäuse flatterten durch die Luft und einförmig rauschten die Gewässer des Baches. Im Gegensatz zu der Ruhe, welche in der freien Gottesnatur herrschte, tobte der Lärm und das wilde Geschrei der Zecher in der Waldschenke. Einige Männer traten aus dem Hause und spähnten den vom Mondenlicht erhellten Weg entlang.

„Wo nur heute Schwarzkopf bleibt?“ Keine Spur

von ihm. Sollte der alten verrosteten Kniescheibe ein Unfall zugestoßen sein?" sagte einer der Männer.

„Ach was, Unfall! So was kommt bei Schwarzkopf nicht vor, der Kerl ist schlau wie der Teufel und vorsichtig wie ein Fuchs," entgegnete ein anderer. „Er hat sicher etwas Rechtes ausspioniert und der Satan soll mich holen, wenn der Rader nicht gute Aussicht auf Beute mitbringt.“ „Nachricht von einem nahenden Kaufherrenzuge mit kostbaren Waren beladener Wagen, oder ein von der Hochzeit heimkehrender hoher Herr, Ritter oder Graf mit seiner Braut, ihrer Ausstattung und ihren Schätzen, ha, das wären Vögel, die sich des Fangens lohnten!" meinte ein dritter. Wieder spähten und horchten die unheimlichen Gesellen in die stille Mondennacht hinaus.

„Fast dünkt es mich, als vernehme ich fernen Hufschlag," sagte der eine, „horch genau, Balzer, du hast ein feines Ohr, du hörst sogar das Gras wachsen.“ Der mit Balzer Angesprochene streckte sich der Länge aus auf den Weg nieder und drückte sein Ohr auf den Erdboden; so lag er eine Weile unbeweglich, plötzlich sprang er auf und sagte hastig:

„Man kommt! Aber es sind zwei oder drei Reiter.“

Bald vernahm man aus der Ferne Hufschläge, die näher und näher kamen, bis endlich drei Reiter aus dem Wald im Mondenschein auftauchten.

„Der erste ist Schwarzkopf," sagte der eine von den wilden Gesellen, „ich erkenne ihn, aber wer sind die anderen zwei?"

„Das werden wir bald hören!" meinte ein Zweiter.

Jetzt waren die Reiter vor der Schenke angelangt.

Schwarzkopf sprang vom Pferde, reichte einem der am Wege stehenden Männer die Zügel und sagte:

„Ich bringe einen verirrtten Rittersmann samt seinem Knappen, Freund Salpatsch, unser Wirt, soll dem hohen Herrn Unterkunft für die Nacht besorgen und einen Imbiß nebst einem Humpen Wein reichen.“

Ritter und Knappe waren gleichzeitig von ihren müden Rossen gestiegen, die Schwarzkopf übernahm und in die Stallungen führte. Da erschien auch schon der Schenkwirt vor der Thür, ein feister, behäbiger Mann mit einem dicken, runden Vollmondgesichte, eine blane Leinwandschürze um den Leib gebunden und ein rundes, stark abgegriffenes Sammetkappchen auf dem Kopfe, unter welchem lange, schon stark ergraute Haarsträhne hervorquollen und bis auf die Schultern herabfielen. Er blickte mit seinen verdunselten kleinen Schelmenaugen den Rittersmann an, verneigte sich tief und sagte mit gröhlender Stimme: „Seid willkommen in meinem Hause, edler Ritter, ein guter Geist hat Euch zu mir geleitet, gebietet über mich, damit ich Euch dienen kann.“

„Mein Name ist Ritter Konrad von Brunnthal. Ich komme als Kreuzfahrer aus dem fernen Morgenlande zurück in meine deutsche Heimat und mein Weg führte mich durch diesen Urwald. Es wurde Abend, ohne daß ich mit meinem Knappen eine Unterkunftsstätte gefunden hätte. Ein glücklicher Zufall ließ mich diesen hilfsbereiten Mann finden, der mich hierher gebracht hat, sonst wäre mir beschieden gewesen, im Walde zu übernachten,“ erklärte der Ritter.

„O, da war Euch, hoher Herr, das Glück sehr günstig. Bei unserem Wirte Salpatsch seid Ihr gut aufgehoben, er ist ein Ehrenmann und der beste Schenk-

wirt ringsum im Lande," sagte einer der um den Ritter stehenden Männer.

„Bitte mir die Ehre zu geben, edler Herr, und in meine Schenke zu treten. Es ist zwar alles sehr schlicht und einfach, aber doch wohnlich eingerichtet," sagte unter vielen Büßlingen Talpatsch und geleitete den Ritter mit seinen Knappen in das Haus. Dort nahm Konrad von Brunnthal mit seinem Knappen Gottlob an einem aus starken Holzpfosten gezimmerten Tische Platz, welcher nebst eben so rohen und plumpen Sesseln an der Hinterwand der niederen rauchgeschwärzten Schenkstube stand. Die Mitte des Raumes nahm ein aus Feldsteinen gemauerter Herd ein, neben dem ein großer brauner Wolfshund lag, der von Zeit zu Zeit knurrend seine schneeweißen, scharfen Zähne nach den Fremdlingen fletschte. Ein Fußtritt des Wirtes brachte das Tier zur Ruhe. Auf der anderen Seite des Herdes saß auf einer Holzbank, das Gesicht dem Ritter zugekehrt, ein altes, häßliches, nur in dürftige Lappen gehülltes Weib und schürte bald die auf dem Herd glühenden Kohlen, bald leuchtete sie wieder einen langen, flachen Buchenspan an und steckte ihn in die Klammer eines Spanleuchters, um damit notdürftig den weitläufigen Raum der Schenke zu erhellen. Das schmale, knochige Gesicht, die gebogene Habichtsnase und die in tiefen Höhlen liegenden, unheimlich leuchtenden Augen gaben dem Weibe das Aussehen einer Hexe. Unwillkürlich wandte der Ritter seine Augen von diesem Ausbund an Häßlichkeit ab. Doch bald fesselte ihn der Anblick einer anderen Gestalt.

Ein bildschönes Mädchen brachte einen Krug mit Wein und zwei Humpen, goß diese voll, stellte sie vor

den Ritter und seinen Knappen und sagte: „Wohl bekomms edler Herr!“ Dann eilte sie davon und kehrte bald wieder mit einer Schüssel voll Fleisch und einem Brote zurück und stellte beides auf den Tisch. Konrad und Gottlob aßen und tranken, denn beide hatten von der beschwerlichen Reise Hunger und Durst, dabei ruhten die Augen des Ritters mit Wohlgefallen auf der entzückenden Mädchengestalt.

„Wohl Eure Tochter?“ fragte der Brunnthaler den neben ihn stehenden Wirt.

„Ja,“ lautete die etwas verlegene Antwort des Schenkwirtes, „die Alte dort drüben ist mein Weib, o sie war auch einstmals schön, nun ist sie alt und häßlich geworden und dazu blöde. Das Alter, das leidige Alter! Das Weib am Herd stieß ein heiseres Gelächter aus und zeigte den zahnlosen Mund. Der Brunnthaler schüttelte sein Haupt. Da warf das Mädchen dem Wirt einen scheuen, finsternen Blick zu und schlich sich von dannen.

Mittlerweile war Schwarzkopf mit den übrigen Gesellen in die Schenke zurückgekehrt und sie hatten an einem gegenüberstehenden Tisch Platz genommen.

„Wenn der edle Herr vom Kreuzzuge aus dem heiligen Lande zurückkehrt, so wird er wohl dort schöne Beute gemacht haben?“ fragte der Wirt in möglichst harmlosen Tone und seine Augen streiften wie zufällig die am anderen Tische zechenden, wild aussehenden Männer. Diese stießen sich verholen an und horchten auf.

„Beute zu machen war nicht der Zweck des Kreuzzuges, sondern der heilige Kampf wurde zur Ehre Gottes geführt, um den heidnischen Sarazenen Palästina mit Jerusalem zu entreißen und ein christliches Königreich zu gründen, über welches nun unser Heer-

fürher Gottfried von Bouillon sein Zepter schwingt. Zwar haben Viele sich vermessen, sich an fremdem Gute, an den goldenen und silbernen Schätzen der Heiden zu bereichern; ich und mein Knappe wir haben dies nicht getan, wir haben uns diese Sünde nicht auf unsere Seele geladen, so wahr uns Gott helfe," sagte mit Eifer Konrad von Brunnthal.

„Wenn Ihr, edler Ritter, beim Kreuzzuge keine Beute gemacht habt, so ist es um so verwunderlicher, von wo Euch die Mittel zur Rückkehr aus dem heiligen Lande zugekommen sind. Eine solche Fahrt kostet doch gewiß viel Geld und Mühe," meinte der Wirt.

Ritter Konrad nahm einen kräftigen Zug Wein aus seinem Humpen, musterte mit mißtrauischen Blicken die Gesellschaft am anderen Tische, wo man sich mit Würfelspiel unterhielt, dann entgegnete er:

„Ihr scheint Zweifel in meine Worte zu setzen und Euch zu verwundern, wie ich den weiten Weg zurückgekommen bin. Zwar bin ich niemanden als Gott allein Rechenschaft über mein Tun und Lassen schuldig, um Euch aber zu beweisen, daß nicht Habgier und Gewinnsucht der Antrieb waren, daß ich mich dem Kreuzheere anschloß, daß ich nicht als Dieb und Räuber das heilige Land wieder verließ, wie es nicht nur mancher gemeine Mann, sondern auch viele Adelige und Ritter getan haben, will ich Euch erzählen, wie ich zu Geld kam, mit welchem ich die Heimreise antreten konnte. Ich hatte einen Waffengefährten, einen fränkischen Ritter aus alter edler Familie, Emmerich von Stollberg. Bald schlossen wir innige Freundschaft und Waffenbrüderschaft und in jedem Kampfe, den wir mit den Sarazenen schlugen, war Emmerich an meiner Seite. Ich war arm, Emmerich hingegen reich, denn

er führte mehr als einen Zentner gute Goldmünzen in seinem Mantelsack mit sich. Emmerich war gut und freigebig, er sorgte für mich und meinen Knappen und gab mir Geld, wenn ich es benötigte. Bei Ptolemais trafen wir auf ein Lager sarazenischer Kriegshorden und es kam zu einem blutigen Kampfe, welcher vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergange dauerte und mit dem Siege der Christen endigte. Aber der Sieg hatte dem Kreuzheere große Verluste an Leben und Blut gekostet, das Schlachtfeld war nicht nur mit toten und verwundeten Sarazenen, sondern auch mit Tausenden von Gefallenen des Christenheeres bedeckt, unter diesen befand sich auch Emmerich von Stollberg und ich. Ein riesig starker Sarazene hatte mit einem Hieb seines krummen Säbels den Hinterteil meines Helmes durchgehauen und mir eine tiefe Wunde am Hinterhaupte beigebracht. Bewußtlos war ich vom Pferde gestürzt. Mein Freund Emmerich hatte einen tödlichen Lanzenstich in die Brust erhalten und als ich nach längerer Betäubung wieder zur Besinnung kam, lag Emmerich von Stollberg sterbend neben mir.

Konrad, es geht mit mir zu Ende, ich fühle es, wie mich der Tod schon mit seinen dunklen Fittichen überschattet, wie mein Herz erstarrt. Sollte dir Gott seine Gnade schenken, daß du wieder Heimkehr halten kannst, so grüße mir mein deutsches Vaterland. Meinen Mantelsack, in dem sich mein Goldschatz in barem Gelde nebst einigen Kleinodien befindet, schenke ich dir, wenn du am Leben bleibst, da es sonst den Sarazenen zur Beute fällt. Noch einige röchelnde Atemzüge, ein jähes Strecken des jugendkräftigen Körpers und mein Freund Emmerich war verschieden, er lag als Toter neben mir und ich weinte seiner entflohenen guten

Seele bittere Tränen in die Ewigkeit nach. Gottlob, mein treuer Knappe, war im Trubel des Kampfes mit fortgerissen worden und als er zu mir zurückkehrte, schaffte er mich, mein Pferd und den mir von Emmerich geschenkten Mantelsack mit den lederen Geldbeuteln in eine nahe Ortschaft, wo ich bei Christenleuten Aufnahme und Pflege fand. Emmerichs Leichnam begrub Gottlob unter einem Ölbaum in fremder Erde.“

„Ei, solche Geschichten höre ich gern!“ rief der Wirt aus, „Geschichten von Kampf und Sieg und Wunderlichkeiten. So habt Ihr die Erbschaft Eures Freundes angetreten, von welcher Euch wohl jetzt noch ein hübsches Sümmdchen übrig geblieben ist?“

Ritter Konrad von Brunnthal schwieg eine Weile und musterte die Zecher am anderen Tische, die das Würfelspiel beiseite gelegt und ihm zugehört hatten, jetzt aber wieder ihre Krüge ergriffen und sie in langen Zügen leer tranken. Dann nahmen sie das während der Erzählung des Ritters unterbrochene Würfelspiel wieder auf.

„Wer sind jene Leute dort drüben am Tisch?“ fragte leise Ritter Konrad den neben ihm stehenden Wirt.

„O, ganz brave, harmlose Gesellen, die von der Jagd in unserm wildreichen Gebirge leben und auch Fremde, die sich ihrem Schutze anvertrauen, durch die Wälder geleiten,“ entgegnete eben so leise der Schenkwirt.

„So, so!“ sagte befriedigt der Ritter, „da ist man bei Euch wohl sicher aufgehoben?“

„So sicher wie in Abrahams Schoß! Gefindel, das

raubt und stiehlt, dulde ich in meiner Schenke nicht!" erwiderte der Wirt und machte ein scheinheiliges Gesicht.

Die Alte am Herd stieß wieder ein blödes, krächzendes Gelächter aus und schürte die Kohlenglut zusammen, daß die Funken stoben.

„Geh schlafen, Alte, ich werde selbst den Herd und Spanlicht unterhalten, die Mitternacht naht!" befahl Talpatsch. Die Alte erhob sich und humpelte, auf einen Stoß gestützt, aus der Stube.

„He, alter Talpatsch! Alte verschimmelte Weinseele, einschenken!" erscholl es vom andern Tisch. Der Wirt verließ den Ritter, nahm die leeren Weinkrüge der zechenden Männer und ging damit hinaus, um dieselben aufs neue zu füllen. Kaum hatte der Wirt die Stube verlassen, so kam, kaum hörbar, das schöne Mädchen hereingeschlichen und trat schüchtern zu dem Ritter am Tisch. Sie warf zuerst einen scheuen Blick zu dem andern Tisch hinüber, wo die wildaussehenden Männer sich in ihr Würfelspiel vertieft hatten, und als sie sicher war, daß man sie nicht beobachtete, neigte sie sich zu dem Ritter hin und flüsterte ihm ins Ohr:

„Nehmt Euch in acht, Herr Ritter! Trinkt keinen Wein mehr, den ich Euch nicht einschenke, der Wirt würde Euch einen Schlaftrunk verabreichen und das wäre Euer Unglück und Euer Tod. Ich bin nicht die Tochter der Wirtleute, sondern ich wurde von jenen dort drüben geraubt und hierher gebracht."

In demselben Augenblicke ging die Thür auf und der Wirt, die gefüllten Humpen in den Händen, trat ein. Angstlich ging die Jungfrau zur Seite. Der Wirt stellte den Wein vor die Männer auf den Tisch und seine Augen bemerkten das Mädchen, das sich betroffen am Herd zu schaffen machte.

„Was hast du noch hier zu suchen? Marsch in deine Kammer!“ herrschte der Wirt die Jungfrau an. Diese schlich sich davon und Talpatsch wandte sich freundlich an den Ritter: „Euer Edlen, noch ein Wein gefällig?“

Ehe aber Konrad von Brunnthal entgegen konnte, hatte Talpatsch schon die Humpen ergriffen und eilte damit fort. Der Ritter raunte einige Worte seinem Knappen zu.

„Der Schurke!“ murmelte Gottlob zwischen den Zähnen hervor. Nach einer Weile erschien der Wirt wieder und stellte die frischgefüllten Humpen vor den Ritter und den Knappen.

„Wohl bekomms euch! Der Wein ist frisch, soeben habe ich ein volles Faß entspundet,“ sagte Talpatsch.

„Her da, alter Schafskopf, zahlen! Rechnet unsere Zechen zusammen, Talpatsch! Es wird an der Zeit sein, daß wir unsere Nester aufsuchen und uns schlafen legen, unsere Kasse draußen auf der Gasse werden wohl auch schon recht ungeduldig sein und sich nach dem Stall sehnen,“ schrie Schwarzkopf, während sein Gesicht im Weinrausche glühte. Der Wirt nahm ein Stückchen Kreide vom Fensterbrett, trat zu seinen Gästen und begann Zahlenreihen auf den Tisch zu schreiben, dazu unverständlich brummend. Bald erscholl das Klirren von Geldstücken, welche die Männer auf den Tisch als Zahlung ihrer Zechen warfen, dann erhoben sie sich und verließen einer nach dem andern die Schenke. Der Wirt begleitete Schwarzkopf und seine Gefellen hinaus ins Freie und als er zurückkehrte, trat er auf den Ritter zu und sagte:

„Meine Herren, wenn ihr nun auch der Ruhe

pflegen wollt, so werde ich euch eure Lagerstätten anweisen, damit meine edlen Gäste eine recht geruhlsame Nacht in meinem Hause verbringen."

Ritter Konrad und Gottlob standen von ihren Sichen auf und als der Wirt dienstfertig ein Öllämpchen zurecht machte und am Spanlicht entzündete, gossen beide den Inhalt ihrer Humpen unter den Tisch, wo der trockene, dielenlose Fußboden bald die Feuchtigkeit aufsaugte. Der Wirt öffnete, das brennende Lämpchen in der Hand, die Thür eines Nebengemaches und Ritter Konrad mit seinem Knapen traten ein.

„Sanfte Ruhe und gute Nacht wünsche ich den edlen Herrn!" sagte Talpatſch und schloß die Thür. Das Lämpchen, welches der Wirt auf eine Truhe gestellt hatte, erleuchtete den engen Raum nur spärlich. Zwei Lager aus Heu und trockenem Moos, auf welche man zwei Bärenfelle gebreitet hatte, befanden sich nächst der Thür auf dem Fußboden. Ohne ihre Rüstungen abzu- legen, die gezogenen Schwerter kampfbereit, ließen sich Ritter und Knappe auf der Truhe nieder, neben sich den Mantelsack mit dem Gelde, den Gottlob bei ihrer Ankunft vom Pferde genommen und in Sicherheit gebracht hatte; so harreten beide, was nun kommen würde.

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, da kehrte der Wirt in die Schenkstube zurück, die er vorher verlassen hatte, um mit den noch vor der Schenke stehenden Räubern Rat zu halten. Vorsichtig schlich er zur Thür des Nebengemaches und horchte. Bald kam auch Schwarzkopf mit seinen Gefellen, acht an der Zahl, wieder in die Schenkstube. Der Wirt machte eine Handbewegung sich ruhig zu verhalten, dann trat er von der Thür weg und sagte, nach derselben zeigend:

„Die schlafen wie die Schlangen im Winter! Ich hatte jeden eine tüchtige Portion Schlaftrunk in den Wein gegeben, so daß eure Kasse davon auf der Stelle einschliefen, sie haben die Humpen bis auf die Nagelprobe geleert; nun vorwärts ans Werk, damit wir noch bevor der Morgen graut, die Leichname beider hinaus in den Wald schaffen können.“

Die Räuber, voran ihr Hauptmann Schwarzkopf, stellten sich kampfbereit mit den Schwertern in den Fäusten rechts und links bei der Thür des Nebengemaches auf, langsam näherte sich vorsichtig Talspatsch der Thür und öffnete sie leise um einzutreten. Im nächsten Augenblicke erfolgte ein dumpfer Schlag und mit gespaltenem Schädel stürzte der Wirt rücklings in die Stube zurück. Die Räuber brüllten laut auf und drangen mit geschwungenen Schwertern über den Körper des Wirtes hinweg nach der Thüröffnung. —

Während sich dies in der Waldschenke „zum blauen Drachen“ zutrug, trabte draußen im Walde eine Reiterschar langsam und vorsichtig auf dem schlechten, steinigen Wege vorwärts: voran ein großer, starker Mann in hellblinkender Rüstung mit wehendem Helmbusch; es schien ein fahrender Ritter mit seiner Knappenschar zu sein.

„Bei Gott! Das ist doch schon zum verzweifeln in dieser Wildnis. Nimmt denn der Wald kein Ende mehr? Schon zwei Tage ziehen wir durch das Waldgebirge und noch immer ist keine Ortschaft, kein Haus und keine Hütte zu sehen,“ sagte der Ritter zu dem hinter ihm kommenden Reiter.

„Ja, diese Gebirgswälder dauern lange. Wenn wir nicht bald einer Schenke oder einer Ortschaft begegnen, so müssen wir nochmals im Walde übernachten,

der Abend ist schon längst hereingebrochen, Mann und Roß sind müde," meinte der andere. Langsam bewegte sich der Zug weiter, weithin schallte der Hufschlag und das Geflirre der Schwerter durch den Wald. Plötzlich hielt der Ritter sein Roß an, er war aus dem Walde ins Freie getreten.

„Gott sei Dank!“ rief er und spähte in der mond-
hellen Landschaft umher, ob sich ihm eine menschliche
Wohnung zeige. Einige Schritte oberhalb des Weges,
an der sanft abfallenden Berglehne, nahe am Wald-
saume erblickte der Ritter ein vom Monde beschienenes
Kirchlein und eine Eremitenklaufe dabei. Der Ritter
stieg vom Pferde, gab die Zügel desselben dem zweiten
Reiter und sagte: „Ich will zu jenem Kirchlein und
der Klaufe hinaufsteigen, um Rundschaft einzuziehen,
wo wir hier eine Unterkunft für die Nacht finden
können,“ und sporenflirrend stieg er den schmalen
Fußsteig hinauf. Oben angekommen, war es ruhig
und still, kein Laut des Lebens war zu vernehmen.
Leise klopfte der Ritter an die geschlossene Thür der
Klaufe, eine Weile noch war es ruhig, dann wurden
im Innern schlürfende Schritte vernehmbar und eine
tiefe Männerstimme fragte:

„Im Namen Gottes und seiner heiligen Mutter
Maria, frage ich, wer seid Ihr und was begehrt Ihr?“

„Gott zum Gruß! Ein durch die Wälder ziehender
Rittersmann mit seinen Knappen bittet Euch um
Auskunft, wo man hier eine Herberge für diese Nacht
finden kann,“ antwortete der Ritter.

Im Innern der Klaufe wurde ein Kiegel zurück-
geschoben, die Thür öffnete sich und ein alter, ehr-
würdiger Greis mit langem, schneeweißen bis über die
Brust wallenden Bart und die Schultern bedeckendem

Kopfsaar, in eine härene Kutte gekleidet, erschien in der Türöffnung.

„Gott segne Euch und Eure Schar!“ begann der Klausner. „Wäret Ihr, edler Rittersmann, allein, so würde ich Euch meine Klausse als Herberge anbieten, so ist aber in der kleinen Hütte kein Raum für Eure Knappen und Knechte. Es gibt jedoch eine kurze Strecke weiter am Wege eine Schenke zum übernachten, aber Wirt und Schenke stehen in keinem guten Ruf: Raubgesindel soll dort seinen Unterschlupf haben und Meister Traugott, der Kohlenbrenner, erzählte mir grausige Dinge, die sich im „blauen Drachen“, so heißt nämlich die Schenke, zugetragen haben. Aber der Ritter ist ja nicht allein und gut bewehrt und hat demnach nichts zu fürchten. Ich sah auch heute beim Abendwerden einen Ritter mit seinem Knappen des Weges zur Schenke ziehen.“

„Einen Ritter mit einem Knappen?“ wiederholte fragend der Rittersmann. „Ziehen öfter Ritter hier vorüber?“

„Sehr selten, man scheint die meilenweiten Urwälder zu scheuen, auch genießt die Gegend keinen Schutz von den Landesherren, man weiß überhaupt nicht, wer hier Landesherr ist, der König von Böhmen oder der König von Polen, es gibt weder ein Recht noch ein Gesetz für die wenigen Bewohner dieses Gebirges, hier gilt nur das Recht der Faust des Stärkeren. Erlaubet mir zu fragen, edler Ritter, wohin führt Euer Weg? Vielleicht kann ich Euch noch manchen guten Rat zur Sicherheit und Bequemlichkeit mit auf die Reise geben,“ sagte der alte Eremit.

„Ich kehre mit meinen Knappen vom Kreuzzuge aus dem heiligen Lande zurück und ziehe nach dem

Norden des Deutschen Reiches, um bei einem deutschen Fürsten Dienste zu suchen. Das heilige Land und die heilige Stadt Jerusalem mit dem Grabe des Erlösers sind von den Kreuzfahrern erobert worden und ein christlicher König herrscht über Palästina," erklärte der Ritter.

Der alte Klausner war in die Knie gesunken und, die Hände auf die Brust gekreuzt, sagte er: „O Herr, wie danke ich Euch für diese freudenvolle Kunde, daß die heiligen Stätten im Besitze der Christenheit sind. Wäre ich nicht schon so alt und gebrechlich, ich würde nochmals den Pilgerstab ergreifen und nach dem heiligen Lande zum Grabe des Erlösers ziehen, um dort den Rest meines Lebens in Andacht zu beschließen!"

Der Ritter überreichte dem alten Klausner ein reichliches Geldgeschenk und als Reliquie einen getrockneten Ölweig vom Ölberge bei Jerusalem. Unter Dankesworten und Segenswünschen des Einsiedlers stieg der Ritter von der Anhöhe des Berges hinab, wo die Knappenschar schon seiner wartet: „Nun vorwärts! Nur noch ein kurzer Ritt und wir sind bei einer Herberge," sagte der Ritter und bestieg sein Roß.

In wenigen Minuten stand der Reitertrupp vor der Schenke „zum blauen Drachen". Wildes Getümmel, Lärm und Geschrei, untermengt mit Waffengeklirr drang aus dem Innern des Hauses. Ein junges Mädchen eilte mit aufgelösten Haaren, nur notdürftig gekleidet, mit allen Anzeichen der Angst und des Entsetzens ins Freie und als sie die ankommenden Reiter erblickte, rief sie mit gellender Stimme: „Zu Hilfe! Zu Hilfe! Man mordet den Ritter! Räuber und Mörder! Zu Hilfe!"

Blitzschnell fuhr dem Ritter der Gedanke durch den Kopf, der alte Klausner hatte ihm ja von dieser Waldschenke nichts Gutes gesagt, ihn zur Vorsicht gemahnt und ihm mitgeteilt, daß beim Einbruch der Nacht ein Ritter mit seinem Knappen den Weg nach der Schenke eingeschlagen habe. Ein kurzer Befehl des Ritters, und die Reiterschar sprang von ihren Rossen und drang mit gezückten Schwertern und zum Stoß bereiten Lanzen in das Haus. Dort bot sich ihnen ein schrecklicher Anblick. Mit dem Rücken an die Wand gelehnt, kämpften zwei Männer, ein Ritter und ein Knappe, gegen neun wilde Gefellen, die mit ihren Schwertern auf die beiden eindrangten. Schon bluteten Ritter und Knappe, während auf dem Boden der Leichnam eines Erschlagenen mit gespaltenem Schädel lag. Als die Räuber die eindringenden Reiter, voran den fremden Ritter gewahrten, eilten sie zu den Fenstern der Schenkstube, rissen dieselben auf, um ins Freie zu fliehen, aber schon wurden sie von derben Fäusten gepackt, zu Boden gerissen und entwaffnet.

„Was geht hier vor?“ fragte der fremde Ritter.

„Räuber haben uns überfallen um uns zu töten und zu berauben,“ entgegnete stöhnend der andere.

Einen Augenblick sahen die Ritter einander an.

„Konrad! Mein Bruder Konrad!“ schrie der fremde Ritter. „Gott segne diese Stunde, in der ich dich wiederfinde.“

„Willibald! Lieber Bruder! Dich hat ein Engel Gottes uns zur Hilfe gesandt!“ rief Konrad von Brunnthal, und die Brüder lagen einander in der Armen.

Raum war diese erste Freude des Wiedersehens vorüber und Konrads sowie Gottlobs glücklicherweise

nicht schweren Wunden verbunden, so wandte sich Willibald den überwältigten Räubern zu und sagte:

„Nun laffet uns über diese Unholde ein gerechtes Gericht halten, so wie es sich für Raubgesellen ziemt. Nehmt, Knappen, diese Schurken und hängt sie an die erstbesten Bäume auf, zur Strafe für ihre Missetaten. Betet ihr Räuberpaß, wenn ihr das Beten gelernt habt, damit Gott euch eure Laster vergibt und euren schwarzen Seelen gnädig ist, denn noch ehe die Morgenstunde graut, sollen eure Leiber entseelt an den Ästen der Bäume baumeln, den Naszvögeln zur Nahrung, zur gerechten Sühne eurer Verbrechen.“

Die Räuber brüllten in ihrer Angst vor dem nahenden Tode, einige beteten, andere blieben verstockt. Die Knappen suchten Stricke aus ihren Mantelsäcken, machten Schlingen daran und legten dieselben den Bösewichtern um die Hälse. Dann wurden die Räuber ins Freie vor die Schenke geschleift und an die der Schenke zunächst stehenden Bäume aufgehängt. Darauf begab man sich, nachdem man noch einige Knappen als Wachen aufgestellt hatte, zur Ruhe. —

Ein herrlicher Sommermorgen hatte sich über die Gebirgswelt gelagert, vom klaren, wolkenlosen Himmel strahlte das Tagesgestirn nieder, als Ritter und Knappen aus tiefem, erquickenden Schlafe erwachten und ein neues geräuschvolles Leben in der Waldschenke „zum blauen Drachen“ wieder seinen Anfang nahm. Die Leichen der gerichteten Räuber wurden von den Bäumen genommen und samt der Leiche des Schenkwirtes Talpatzsch am Waldrande begraben. Die Schenkswirtin, das wahnsinnige, blöde Weib, humpelte, anscheinend teilnahmslos über das, was um sie vorging und was sich in der verflossenen Nacht in der Schenke

zugetragen hatte, im Hause umher und ließ von Zeit zu Zeit ihr heiseres abscheuliches Gelächter vernehmen. Willibald und Konrad von Brunnthal waren aus der Schenke getreten, während die Knappen in der Schenkstube am Herde ein Frühstückmahl für alle bereiteten.

Konrad lugte, einen Arm und den Kopf verbunden, wo ihm die Räuber Wunden geschlagen hatten, nach der schönen Jungfrau aus, deren Warnung er sein Leben verdankte.

Endlich erschien sie vor dem Hause und näherte sich schüchtern den Rittern.

Konrad erfaßte ihre Hand und sagte, während seine Augen mit Wohlgefallen auf der schönen Mädchengestalt ruhten: „Holde Jungfrau, Euch danke ich mein Leben! Ohne Eure liebevolle Warnung hätte ich den Becher mit dem Schlastrunk geleert, den der schurkische Wirt mir gestern abends vorsezte und meine wie meines Knappen Ermordung wäre den räuberischen Scheusalen gelungen. Sagt an, schönes Kind, wie kommt Ihr in diese wilde Gebirgsgegend, in diese verurufene Waldschenke hier? Ich habe es bei Eurem ersten Anblick nicht glauben können, daß Ihr die Tochter der Wirtsleute seid, obwohl mich der Wirt dessen versicherte.“

Die schöne Jungfrau schlug ihre tiefblauen Beilchenaugen zu dem Ritter auf und ein dankbarer Blick traf die seinen.

„Nicht mir gebührt Euer Dank, edler Ritter, sondern Euch der meinige, Ihr habt mir Erlösung aus meiner Gefangenschaft gebracht, die mir fast unerträglich wurde. Ich heiße Ella und bin die Tochter des Kaufherrn Sighard. Mein Vater übersiedelte von Olmütz nach Troppau und wir fielen unterwegs

Räubern in die Hände. Man raubte uns alles, was wir besaßen, Waren, Geld, Pferde und Wagen, doch war die Beute den Räubern noch zu gering und trotz der Bitten meiner Eltern, schleppten mich Schwarzkopf und seine Gesellen mit fort ins Gebirge und verlangten von meinem Vater ein Lösegeld, was dieser, da ihm Hab und Gut geraubt worden war, nicht verschaffen konnte. So brachte mich Schwarzkopf zu Talspatsch und seinem wahnsinnigen Weibe in diese Waldschenke, wo ich so lange gefangen bleiben sollte, bis mein Vater das Lösegeld für mich erlegt hätte," sagte das Mädchen.

„O diese teuflischen Raubgesellen!" rief voll Empörung Konrad, „sie haben den Lohn für ihre schwarzen Taten empfangen. Euch, Jungfer, werde ich zu Euren Eltern zurückführen, sobald meine zwar nur leichten Wunden geheilt sind.“

Dankbar ergriff Ella Konrads Hand, und Tränen liefen ihr über die Wangen, es waren aber keine Tränen des Schmerzes mehr, sondern Tränen der Freude und des Dankes.

Die beiden Ritter von Brunnthal beschloßen nun, in der Schenke „zum blauen Drachen" Rastzeit zu halten bis Konrads Wunden vernarbt wären, dann wollte man gemeinsam weiterziehen, um wieder Kriegsdienste zu nehmen. Oft besuchten die beiden Brüder den alten Klausner Johannes in seiner Ginfiedelei, der es verstand, aus heilsamen Kräutern Salben zu bereiten, um damit Konrads Wunden zu heilen. Ritter Willibald zog mit seinen Knappen und Knechten auch oft mit Armbrust und Lanze weit hinaus in die Gebirgswälder um zu jagen, und man kehrte stets mit Beute beladen von der Jagd zurück.

Nicht nur Hirsche und Rehe wurden erlegt, sondern auch Eber und des köstlichen Pelzwerkes wegen Bären und manches andere Raubtier.

Nach zweiwöchigem Aufenthalte in der Waldschenke wurde der Tag bestimmt, an dem man wieder aufbrechen und weiter gegen Norden ziehen wollte. Zuerst sollte Ella Sighard zu ihren Eltern gebracht werden, dann wollte man von Troppan aus die Reise fortsetzen.

* * *

Der Herzog Bietislaw der Zweite von Böhmen, der auch über Teile von Mähren und Schlesien herrschte, die einesteils durch fortwährende Kriege zwischen Böhmen und Polen fast entvölkert waren, andernteils besonders in den Gebirgsgegenden, noch Urwildnisse bildeten, versuchte das Bestreben der Bischöfe von Breslau nachzuahmen und diese Landstriche mit neuen Ansiedlern zu bevölkern. Wüste Ortschaften und Waldgebiete wurden, um dieselben zu bevölkern und urbar zu machen, an Ansiedler verliehen. Die Ansiedler erhielten vom Landesherrn Vorrechte und Begünstigungen und so entstanden auch im Altvatergebirge bald neue Ansiedlungen, Dörfer und Städte. Verarmte Adelige und Ritter wurden mit größeren Landstrichen belehnt und erbauten feste Burgen und Schlösser als Wohnsitze, in deren Nähe sich der größeren Sicherheit wegen bald Ansiedler einfanden, die dort ihre Hütten und Häuser erbauten und den Schutz der Burgherren genossen.

Große Strecken früheren Urwaldes wurden ausgerodet und in Ackerland umgewandelt, neue Straßen und Verkehrswege angelegt. Auch Gewerbe und Handel kamen zu immer größerer Blüte.

Der Reichtum des Gebirges an Metallen und Erzen wurde bekannt und bergbaukundige Knappen wanderten aus Deutschland ein, besonders Sachsen und Flämländer, und begannen die unterirdischen Schätze zu heben und nutzbar zu machen. Bald entstanden Goldwäscheln am Oppafluß und dessen Nebenflüssen, Eisenhämmer und Eisenschmelzen in den Gebirgstälern und es entwickelte sich ein ausgedehnter Bergbau auf Eisen und andere Erze und brachte reges Leben und geschäftiges Treiben in das vorher unbesohnte, selten von eines Menschen Fuß betretene Land.

Der ungeheuerere, bisher unverwendet gebliebene Holzreichtum der fast endlosen Wälder begünstigte und förderte diese Unternehmungen und mit dem Wohlstand stieg auch die Bevölkerungszahl, nur ein Übelstand blieb — die Unsicherheit des Landes.

Die allgemeine Verwilderung der Menschheit jener Zeiten, die unheilvollen Folgen immerwährender Kriege, der niedere Bildungsstand der Bevölkerung und des Adels, die Macht eines sittenlosen Priesterthums hatten dazu beigetragen, daß sich ein großer Teil des Volkes und auch der Edelleute wenig um Gesetz und Recht bekümmerte und viele, anstatt von ehrlicher Arbeit, von Raub und Mord lebten und ungestraft ihrem schmählischen Gewerbe, andere zu berauben, nachgingen. Hoch oben auf den felsgekrönten Berggipfeln hausten die Ritter vom Stegreif in ihren unbezwingbaren Fessenneuern und überfielen die durchziehenden Kaufleute. In unauffindbaren Gebirgsschluchten hatten Räuberbanden ihre Schlupfwinkel, von wo aus sie ihre Raubzüge nach Städten und Dörfern unternahmen und ihre Bewohner ausplünderten. Wohl machten die Landesfürsten und der Adel ver-



zweifelte Anstrengungen das Räuberunwesen auszurotten, aber meist ohne oder nur mit geringem Erfolg. Die fortwährend wiederkehrenden Kriege vernichteten immer wieder sämtliche Einrichtungen und Schranken, die man in kurzer Friedenszeit zur Sicherheit des Landes geschaffen hatte.

Endlich nahte der Tag heran, an welchem die beiden Brüder von Brunenthal die Weiterreise antreten wollten, die Vorbereitungen waren getroffen, das Wetter heiter und schön. Ella Sighard erwartete schon mit aller Sehnsucht des Herzens, mit heißer Kindesliebe den Tag, an dem sie ihren geliebten Eltern wieder in die Arme eilen konnte. Sie fand keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht. Konrads Herz aber suchte bei dem Gedanken zusammen, daß er sich nun von der schönen, sittenreinen Jungfrau trennen sollte, zu der sich sein ganzes Wesen durch eine ihm bisher unbekannte Macht hingezogen fühlte. Oft hasteten seine Augen träumerisch auf der schönen Mädchengestalt und wenn er mit ihr von der nahe bevorstehenden Trennung sprach, da füllten sich ihre Augen mit Tränen.

Beim Morgengrauen des für die Abreise bestimmten Tages standen Rosse und Reiter bereit. Die beiden Ritter überreichten der blöden Schenkwirtin eine Handvoll Goldstücke als Bezahlung für die Unterkunft in der Schenke, für verabreichte Speisen und Wein. Die Alte nahm grinsend den reichlichen Gewinn entgegen. Auch für Ella hatte man ein Roß gesattelt, so bestieg man die Pferde und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Vor dem Zuge ritten Willibald und Konrad von Brunenthal, zwischen beiden die noch des Reitens unkundige Ella auf einem frommen Zelter, dann kamen die Schildknappen und nach diesen die

Lanzenknechte. Dem alten Einsiedler Johannes, der schon in aller Morgenfrühe vor seiner Klause stand und seine Hände wie segnend gegen die Abziehenden erhoben hatte, winkten Ritter und Reisige ihre Abschiedsgrüße zu.

Nun hatte der Zug die Anhöhe vor dem Saume des Waldes erreicht. Plötzlich erscholl der langgezogene Ton von Trompeten durch die Morgenluft und eine große Schar von Reitern und Fußvolk kam in entgegengesetzter Richtung aus dem Walde. Waren es Freunde oder Feinde? Die beiden Brunnthaler zogen kampfbereit ihre Schwerter, die Knappen folgten ihrem Beispiele und die Lanzenknechte fällten ihre Lanzen: so erwartete man die Heranziehenden.

„Geda!“ riefen Willibald und Konrad als kriegsgewohnte Streiter dem langsam daherkommenden Zuge entgegen.

„Gute Freunde!“ kam es von der anderen Seite zurück.

„Wer seid Ihr?“ fragte Ritter Willibald.

„Der zukünftige Herr dieser Gegend mit seinem Gefolge und Ansiedlern. Wir kommen, um den uns vom Böhmenherzog verliehenen Landstrich in Besitz zu nehmen und zu besiedeln und Ihr? Wer seid Ihr?“ fragte der an der Spitze des Zuges reitende Ritter.

„Wir sind fahrende Ritter, Willibald und Konrad von Brunnthal und kehren vom Kreuzzuge aus Palästina zurück,“ entgegnete Willibald. Ein Jubelschrei durchzitterte die Luft.

„Meine Brüder! Meine lieben, verschollenen Brüder!“ schrie der Ritter des anderen Zuges, „der Herr im Himmel segne diese Stunde, ihm sei Lob und Preis in Ewigkeit.“ Hastig sprang er vom Pferd und eilte auf

Willibald und Konrad zu, die gleichfalls eilig aus den Sätteln stiegen.

„Kunibert unser Bruder!“ riefen wie aus einem Munde die beiden Ritter. Nun umarmten sich glücklich vereint die Brüder von Bruunthal, die des Schicksals rauhe Hand solange von einander getrennt hatte. Willibald, Kunibert und Konrad ließen sich auf einem vom Sturmwind niedergebrochenen, neben dem Wege liegenden Baumstamm am Saume des Waldes nieder und während die Morgensonne immer höher stieg und die Thautropfen an Gräsern und Kräutern wie Edelsteine blitzten, erzählten sich die Brüder ihre Erlebnisse und Abenteuer seit dem Tage ihrer Trennung.

„Das Leben und Treiben der Menschheit in Jerusalem gefiel mir nicht mehr und so rüstete ich mich zur Rückkehr nach Deutschland,“ begann Kunibert zu erzählen. „Lange forschte ich nach eurem Aufenthalt, liebe Brüder, aber ohne allen Erfolg; kein Lebenszeichen vernahm ich von euch und so setzte ich meine Fahrt traurig weiter fort. Ein Ritter aus dem Böhmerlande, ein Verwandter des Böhmerherzogs Břetislav des Zweiten, dem ich bei der Erstürmung Jerusalems durch das Kreuzheer das Leben gerettet hatte, begleitete mich und so kamen wir mit unseren Knappen und Söldnern nach Prag. Břetislav der Zweite empfing uns und ließ sich über die Erfolge des Kreuzheeres von uns berichten. Schließlich fragte mich der Herzog, was ich jetzt zu beginnen gedächte und als ich ihm erwiderte, daß ich noch keinen Entschluß über mein ferneres Tun und Treiben gefaßt hätte, bot mir der Herzog diesen Landstrich mit seinen Bergen und Wäldern, an der Grenze von Mähren und Schlessien, als Lehen an. Ich willigte mit Freuden ein, der

Herzog sagte mir zur Urbarmachung und Besiedlung des Landes seine Hilfe und Unterstützung zu, gab mir auch eine bedeutende Summe Geldes, um mein Unternehmen beginnen zu können, er warb mir Söldner, Reifige und Ansiedlerfamilien und unternahm den Zug nach diesem Berg- und Waldlande, welches nun mir gehört.

Hier will ich mir eine feste Burg erbauen und eine Ortschaft anlegen und Freudenthal soll dieses Thal von nun an heißen, zum immerwährenden Gedächtnis unseres Wiederfindens, Ihr, meine Brüder, bleibt bei mir, hier wollen wir uns zusammen eine neue Heimat gründen.“

Ritter Willibald wandte sich dann an sein Gefolge und sagte: „Wer von euch weiter ziehen will, dem steht sein Weg frei, wer aber bei uns bleiben will, kehre mit uns um, wir haben unseren Bruder wieder gefunden.“ Da machte die gesamte Schar kehrt und zog zur Waldschenke „zum blauen Drachen“ zurück. Ein Haufe der tapfersten Knappen und Knechte wurde nach Troppan abgesandt, um Elsas arme Eltern dort abzuholen, da Elsa erklärt hatte, bei den Rittern von Brunnthäl zu bleiben. Nach einigen Tagen kehrten sie mit dem Kaufmann Sighard und dessen Frau zurück und die Eltern schlossen ihr wiedergefundenes Kind wieder in die Arme.

Bald herrschte fröhliches Leben und Treiben in der vorher öden Gegend. Bausteine wurden herbeigeschafft, Bäume im Walde gefällt und die neuen Ansiedler erbauten an der Stelle der heutigen Ortschaft Altstadt eine Reihe von Hütten nebst Stallungen für die Pferde und angeschafften Rinder. Auch für die drei Ritter von Brunnthäl wurde ein weit-

läufiges Wohnhaus inmitten der Ansiedlung errichtet; dann bestimmte man den Platz zum Baue einer Burg. Man ließ Bauleute und Handwerker, besonders aus den Städten Olmütz und Troppan kommen, und der Bau einer festen Burg wurde begonnen. Nach fünfjähriger Bauzeit war die Burg fertig mit Wällen, Mauern und Thürmen. Die Ritter von Brunnthal bezogen ihren neuen Herrnsitz und nannten die Burg Freudenthal, sie selbst führten von da ab den Titel: Herren von Brunnthal auf Freudenthal. Immer größere Scharen von Ansiedlern kamen in die Gegend, denn die Kunde von der hier unter der Herrschaft der Herren auf Freudenthal herrschenden Sicherheit hatte sich weit über die Grenzen des Landes verbreitet, da mit großer Strenge die Ausrottung des Räuberunwesens betrieben wurde. So entstand allmählig bei der Burg eine Ansiedlung von in Reihen angelegten Hütten und Häuser der sich dort niedergelassenen Kaufleute, Gewerbetreibenden und Ackerbauern und die Herren von Brunnthal erhoben die Ansiedlung zur Stadt und nannten dieselbe nach dem Namen ihres Geschlechtes Brunnthal.

Konrad hatte sich Ella zur Ehegemahlin genommen, auch Willibald und Kunibert heirateten und so wurden ihre Nachkommen als Besitzer der Herrschaft Freudenthal eines der angesehensten und mächtigsten Adelsgeschlechter des Landes. Die Wälder in der Talebene verschwanden und wurden zu Ackerland, neue Ortschaften entstanden und am Schwarzen Bache wurden Eisenschmelzen und Eisenhämmer angelegt, wo die tief in den Bergen gewonnenen Eisenerze verschmolzen und zu allerlei Gerätschaften verschmiedet wurden.

Bis zum Mongoleneinfall in Schlessien, im Jahre 1241, herrschte das Geschlecht derer von Brunnthal auf Freudenthal. Da fiel der letzte Ritter von Brunnthal im Heere des Herzogs Heinrich des Zweiten in der Mongolenschlacht bei Liegnitz; die Stadt Brunnthal mit der Burg Freudenthal wurde von dem das Land durchziehenden Mongolenheere zerstört und die Einwohnerschaft vernichtet.

Jahrzehntelang blieben Burg und Stadt ein Trümmerhaufen, die Gegend war entvölkert und verödet. Da nahm sich König Přemysl Ottokar der Zweite von Böhmen im Verein mit seinem Freunde Bischof Bruno von Olmütz des verwüsteten Landes an. Städte und Ortschaften wurden wieder aufgebaut und durch neue, hauptsächlich deutsche Ansiedler bevölkert. Da erhoben sich die Burg Freudenthal und die Stadt Brunnthal wieder aus dem Schutte und eine neue Bevölkerung gründete dort bleibende Wohnsitze, die Stadt wurde aber von da ab gleich der Burg Freudenthal genannt. Das Freudenthaler Gebiet, welches bisher noch zu Mähren gehört hatte, vereinigte König Přemysl Ottokar der Zweite mit dem von ihm neu gegründeten Herzogthume Troppau, mit dem er im Jahre 1261 seinen Sohn Nikolaus den Ersten belehnte.

Nikolaus der Erste war streng und gerecht und versuchte das Raubrittertum und den herrschsüchtigen Adel, dessen Joch die Bevölkerung schwer bedrückte, zu bekämpfen und das Recht des Stärkeren, das sogenannte Faustrecht, das im ganzen Lande zur Geltung gekommen war, aufzuheben und dafür das Landrecht zum Schutz und Schirm seiner Untertanen einzuführen. Der während einer langen gesetz- und rechtlosen Zeit zur Übermacht gelangte Adel hegte die Städte, zu denen

auch Freudenthal gehörte, gegen den Herzog auf, es kam zu blutigen Fehden gegen den Herzog, Nikolaus der Erste wurde mehreremal aus seinem Lande vertrieben, bis er schließlich im Jahre 1309 durch die Übermacht seiner Feinde gezwungen wurde, gänzlich auf die Herrschaft im Herzogtum Troppau zu verzichten.

Das Herzogtum erhielt nun Boleslaw von Breslau. Dieser suchte sich die Gunst des mächtigen Adels zu gewinnen, ließ dem Stegreifrittertum und Räuberunwesen freien Lauf und im ganzen Lande herrschte ein gänzlich recht- und gesetzloser Zustand. Der Adel sagte sich von den Städten los, da er ihrer Hilfe nicht mehr bedurfte, und die ihres Schutzes beraubten Städter teilten das Los der schutzlosen Landbevölkerung. Raub, Mord und Plünderung waren alltägliche Erscheinungen und eine gräßliche Hungersnot im Vereine mit der Pest entvölkerte Städte und Ortschaften. Die Städte, die vorher mit dem Adel Nikolaus den Ersten aus seinem Herzogtum vertrieben hatten, wandten sich nun gegen den Adel und den Herzog Boleslaw, an König Johann von Böhmen um Abhilfe der Schreckensherrschaft im Herzogtum Troppau.

König Johann setzte Boleslaw von Breslau als Herzog von Troppau ab und verlieh das Herzogtum dem Sohne des Herzogs Nikolaus des Ersten, als Nikolaus dem Zweiten. Dieser hob mit eiserner Strenge mit Hilfe eines wohlgerüsteten Kriegerhaufens das Faustrecht auf, führte Gesetz und Recht im Herzogtum wieder ein, vernichtete das Raubritterwesen und wies den Adel und das Vasallentum in die ihm gebührenden Schranken, was freilich lange blutige Fehden zwischen dem Herzog und der Ritterschaft des Landes zur Folge hatte, ehe wieder Ruhe und Ordnung herrschte und

jeder Bewohner seines Lebens und Eigentums sicher war.

Nach Nikolaus des Zweiten Tode im Jahre 1366, wurde das Herzogtum Troppau unter dessen vier Söhne: Johann, Nikolaus, Wenzeslaus und Přemislans im Jahre 1377 aufgeteilt. Die Regierung über das Herzogtum, sowie die Vormundschaft über seine drei noch unmündigen Brüder übernahm Johann allein. Am 1. Oktober 1405 wurde die Herrschaft Freudenthal unter die Söhne Johann des Ersten, und zwar: Johann den Ersten, Johann den Zweiten und Nikolaus den Vierten geteilt. Alle diese Teilungen waren aber für das Land gleich unheilvoll. Überall herrschte Unsicherheit und Rechtlosigkeit nebst blutigen Kämpfen, der Adel wurde wieder übermächtig, das Volk ver küm merte und verarmte, Handel und Gewerbe lagen brach, der Bergbau, die Tuch- und Leinenweberei in Freudenthal als Haupterwerbszweige gingen zurück und die Stadt verlor ihre verbrieften Rechte.

Die Herzoge von Troppau befanden sich in beständiger Geldnot und so verkaufte Herzog Ernst, der letzte Přemyslide, die Herrschaft Freudenthal an das reiche böhmische Adelsgeschlecht der Grafen von Würben und ein Johann Graf von Würben wurde um das Jahr 1450 der erste Besitzer und nahm seinen beständigen Wohnsitz in der Burg Freudenthal. Die Stadt geriet dadurch unter die Botmäßigkeit der neuen Herrschaftsbesitzer und verlor ihre städtischen Rechte und Freiheiten vollends. Trotzdem sorgten die Grafen von Würben für Recht und Ordnung auf ihrem Herrschaftsbesitz, der Bergbau, die Tuch- und Leinenweberei blühten wieder auf und der Wohlstand der Bewohner schaft hob sich.

Wie die meisten schlesischen Adelsstände, so nahmen auch die Grafen von Würben die lutherische Religionslehre an und bekannten sich zu dem evangelischen Glauben, den sie auch mit Eifer unter ihren Untertanen zu verbreiten suchten. Am 21. Oktober 1612 kam Kaiser Matthias nach seiner Krönung in Prag, von Breslau, wo ihm der schlesische Adel gehuldigt hatte, nach Freudenthal, wo sich die Adelsstände des Herzogtums Troppau mit dem Herrschaftsbesitzer Heinrich Grafen von Würben, der auch Landeshauptmann von Troppau war, versammelt hatten, um dem neuen Kaiser zu huldigen. Kaiser Matthias stieg im gräflichen Schlosse Freudenthal ab, wo ihm die Stände huldigten und den Eid der Treue leisteten.

Singegen waren die fast mit wenigen Ausnahmen protestantischen Adelsstände des Herzogtums Troppau, nach der Krönung Kaiser Ferdinand des Zweiten im Jahre 1617, nicht zur Huldigung des Kaisers in Breslau erschienen, da den Protestanten die Wahl des von den Jesuiten erzogenen Erzherzogs Ferdinand zum Deutschen Kaiser und König von Böhmen nicht genehm war. Voll Unwillen über diese offenbare Feindseligkeit der Troppauer Stände, verließ der Kaiser Breslau, ohne sich weiter in Schlesien aufzuhalten und obwohl er auf seiner Rückreise Freudenthal berührte, nahm er dort kein Absteigequartier und fuhr bis Olmütz weiter. Die Folge dieser Mißachtung des Kaisers durch den protestantischen Adel Schlesiens war, daß Fürst Karl von Liechtenstein im Auftrage des Kaisers den Grafen Heinrich von Würben von der Würde eines Landeshauptmannes entsetzte. Dem entgegen schloß sich der protestantische Adel um so fester und inniger an den Grafen von Würben und bewog ihn, als Bevollmäch-

tigter der schlesischen Protestanten zum evangelischen Direktorium nach Mähren und zur Gründung einer evangelischen Konföderation nach Ungarn zu gehen. Heinrich von Würben kam diesen Aufträgen nur ungerne nach, und ging zuerst nach Mähren und im Jahre 1619 nach Ungarn. Er bestellte während seiner Abwesenheit seinen Bruder Hans Grafen von Würben zum Verwalter der Herrschaft Freudenthal. Die beiden Grafen von Würben nebst dem Herzog Johann Georg von Jägerndorf, galten als die Häupter des gegen den Kaiser verschworenen protestantischen Adels, und als die eifrigsten Anhänger und Begünstiger des Gegenkandidaten für die deutsche Kaiser- und die böhmische Königskrone, Pfalzgrafen Friedrich, dem nachherigen Winterkönig. Als nun der Pfalzgraf Friedrich von den vorherrschend protestantischen Adelsständen Böhmens, Mährens und Schlesiens gegen Kaiser Ferdinand den Zweiten zum Könige von Böhmen gewählt worden war und als Friedrich der Fünfte nach seiner Krönung in Prag nach Breslau kam, um sich huldigen zu lassen, nahm er von dort seinen Weg nach Freudenthal, wo sich die Stände des Troppauer Herzogtums versammelt hatten und ihm die Huldigung und das Gelöbniß der Treue darbrachten. Bei dieser Gelegenheit ernannte der neue König den Grafen Hans von Würben an Stelle seines in Ungarn weilenden Bruders Heinrich zum Landeshauptmann des Herzogtums Troppau. Nach der für König Friedrich den Fünften und den Protestantismus so verhängnisvollen Schlacht am Weißen Berge bei Prag, den 8. November 1620, begann Kaiser Ferdinand der Zweite mit den protestantischen Ständen Böhmens, Mährens und Schlesiens ein strenges Gericht wegen Hochverrates zu halten.

Mehrzahl der Adelligen wurden zwar begnadigt, mußten aber drei Tonnen Gold als Kriegskosten zahlen und ihre Freiheiten und Privilegien wurden eingezogen und für ungültig erklärt. Beide Grafen von Würben, der Herzog Johann Georg von Jägerndorf mit noch zehn Edelleuten, wurden von der Begnadigung ausgeschlossen, in die Reichsacht erklärt und ihre Güter, nebst dem sonstigen Vermögen vom Staate als herrenloses Gut eingezogen. Als die Häupter der Verschwörung gegen den Kaiser wurde über die Geächteten vom Gerichte in Troppau das Todesurteil gesprochen und an Hans von Würben und noch zehn Adelligen vollzogen. Heinrich von Würben weilte noch in Ungarn und kehrte nicht mehr nach Schlesien zurück. Herzog Johann Georg von Jägerndorf sammelte ein kleines Heer, zog in das Fürstentum Meisse, bemächtigte sich dessen Hauptstadt und forderte von den Domherren 60 000 Taler Brandschatung. Darauf eroberte er die Festung Glatz und durchzog, Verheerungen anrichtend, die Fürstentümer Troppau und Teschen bis an die ungarische Grenze. Von einem kaiserlichen Heere verfolgt, flüchtete Johann Georg nach Ungarn, wo er im Jahre 1624 zu Lentschau starb.

Der im Jahre 1618 verstorbene Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian hatte in seinem Testament die Verfügung getroffen, um allen seinen Nachfolgern im Deutschmeistertum ein jährliches Einkommen von 10 000 Gulden zu sichern, daß zu diesem Zwecke von seinem hinterlassenen Vermögen 200 000 Gulden nutzbringend angelegt würden. Maximilians Nachfolger, Erzherzog Karl, kaufte nun am 10. Juli 1621 für diese 200 000 Gulden vom Kaiser Ferdinand dem Zweiten die dem Grafen von Würben entzogene

Herrschaft Freudenthal mit allem was dazu gehörte und wie sie die Familie von Würben im Besitze gehabt hatte, als eine Kameralkommende des hohen Deutschen Ritterordens.

Nun kamen die schrecklichen Zeiten des Dreißigjährigen Religionskrieges und die Kriegsfurie schwang ihr blutiges Schwert auch über den Gauen unserer Heimat. Der Schwedenkönig Gustav Adolf war mit einem 15 000 Mann starken Heere gegen die Kaiserlichen ausgezogen. Mehrere protestantische Fürsten stellten sich den Schweden zur Seite und es begann gegen den Kaiser ein Kampf, der bald in Raub und Verheerung und unmenschliches Blutvergießen ausartete, und in vielen Teilen Böhmens, Mährens und Schlesiens tobte das Kriegsgetümmel. Während dieses unheilvollen Krieges starb Kaiser Ferdinand der Zweite im Jahre 1637 und sein ältester Sohn Ferdinand der Dritte übernahm die Regierung der österreichischen Monarchie und bestieg den deutschen Kaiserthron.

Im Jahre 1641 erschien der schwedische General Torstensohn mit einem starken Heere vor dem damals stark befestigten und mit Mauern und Wällen umgebenen Freudenthal und belagerte die Stadt, welche im Jahre 1633 fast die Hälfte ihrer Einwohner durch die Pest verloren hatte.

Der erste Statthalter des hohen Deutschen Ritterordens, Georg Wilhelm von Elfershausen, genannt Klippel (von 1625 bis 1641), der schon Anstürme der Schweden im Jahre 1640 mit großer Umsicht und Tapferkeit zurückgeschlagen hatte, verteidigte Freudenthal, konnte aber schließlich dem Ansturm der Schweden, welche die Festungswerke und das Schloß mit Kanonen beschossen und die Mauern und Wälle schon

zum Teile zerstört hatten, nicht länger widerstehen und mußte Stadt und Schloß den Schweden übergeben. Klippel selbst floh vor dem in der Stadt eindringenden Feinde, schwedische Reiter verfolgten ihn, da stürzte sein Pferd und der Statthalter wurde von den Schweden gefangen genommen. Er wurde in ein Gefängnis gebracht, aus welchem er aber bald wieder entflohen sein soll. Zum Gedächtnis an die Gefangennahme Klippels wurde an der Stelle, wo er mit dem Pferde stürzte, die Klippelsäule oder das Rittertürmchen errichtet. Erzherzog Leopold eroberte Freudenthal, wo die Schweden monatelang schrecklich gehaust hatten, wieder zurück und vertrieb mit seinem General Piskolomini Torstensohn und seine Scharen im offenen Felde aus Schlesien nach Sachsen, wo Torstensohn aber am 2. November 1642 auf dem Breitenfelde wieder eine Schlacht gegen die Kaiserlichen gewann.

Als Nachfolger Klippels kam Augustin Dswald von Liechtenstein unter dem Deutschmeister Erzherzog Leopold Wilhelm nach Freudenthal (von 1641 bis 1662). Augustin Dswald von Liechtenstein gründete die Köhlerbergkirche und verteidigte die dem Deutschen Ritterorden gehörende Burg Culenberg in Mähren gegen den wieder nach Schlesien und Mähren zurückgekehrten Torstensohn. Der Statthalter hatte die Burg Culenberg vorher stark befestigen lassen und mit einer Besatzung von 400 Mann und 8 Kanonen versehen. Am 13. September 1643 begann Torstensohn die Belagerung der Burg und ließ auf den nahen Anhöhen Batterien auffahren und Culenberg beschießen. Bis zum 22. September 1643 richtete Torstensohn 289 Kanonenschüsse nach der Burg und zerstörte damit zum Teil die Festungswerke. 33 Tage währte die Belagerung

der Burg, die vom Statthalter tapfer verteidigt wurde. Während dieser Zeit wurden gegen 1000 achtzehnpfündige Vollkugeln nach der Burg von den Schweden abgeschossen, außerdem noch 200 Bomben. Als Gulenberg schon einem Trümmerhaufen glich, der Statthalter 72 Mann, die Schweden aber schon 800 Tote zählten, ließ sich Lichtenstein, die Unmöglichkeit, die Burg länger zu halten, einsehend, mit Torstensohn in Unterhandlungen ein, die mit der Übergabe der Burg an die Schweden endigten, in deren Besitz Gulenberg bis zum westfälischen Friedensschlusse verblieb und nachher wieder an den Deutschen Ritterorden zurückfiel.

Freudenthal blieb weiterhin von den Schweden verschont und der Friede zu Osnabrück und Münster am 24. Oktober 1648 machte den seit dreißig Jahren währendem Kriegsgetöse und Blutvergießen ein Ende, aber die Bevölkerung war bettelarm und Schlesien hatte mindestens 200 000 Einwohner während dieser Schreckenszeit verloren.

Unter der milden und menschenfreundlichen Herrschaft des Deutschmeistertums erholten sich die Bewohner der Herrschaft Freudenthal bald wieder. Besonders die Leinenweberei nahm nicht nur in Freudenthal, sondern auch in den Städten Engelsberg und Würbenthal, die von den Grafen von Würben des Bergbaues halber gegründet wurden, welcher im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert zu besonderer Entwicklung und Verbreitung gelangte, einen bisher nicht geahnten Aufschwung. Hingegen ging der Bergbau, der durch Jahrhunderte auf Gold, Silber und Eisen innerhalb des Herrschaftsgebietes und zwar: bei Engelsberg, Dürrseifen, Würbenthal, Bogelseifen und Klein-Mohrau betrieben worden war, bis auf den Eisen-

erzbergbau und die Eisenerzeugung gänzlich ein. Die ehemals in Altstadt und Mendörfel bei Freudenthal bestandenen Eisenschmelzen und Eisenhämmer hatte Heinrich von Würben schon um das Jahr 1600 nach Klein-Mohrau verlegt.

Im Jahre 1640 verlieh der Hoch- und Deutschmeister Johann Kaspar von Stadion durch den Statthalter Georg Wilhelm von Elfershausen den Städten Freudenthal, Engelsberg und Würbenthal das Recht der freien Gerichtsbarkeit, welche von einem Stadtrichter unter dem Beisitze von Geschworenen ausgeübt wurde. Dieses Recht bestätigte der Hoch- und Deutschmeister Johann Kaspar von Ampringen und dessen Statthalter auf der Herrschaft Freudenthal, Johann Wilhelm von Zocha, im Jahre 1679 aufs neue. Dieser Hoch- und Deutschmeister hob auch die bisher bestandene Leibeigenschaft im Gebiete der Herrschaft Freudenthal im Jahre 1664 auf und verlieh der Stadt Freudenthal im Jahre 1672 neue Freiheiten und Privilegien. Er erbaute die Friedhofskirche und liegt in der Kreuzkapelle der Pfarrkirche begraben.

Sein Nachfolger Anton Ludwig Pfalzgraf bei Rhein vollendete die von seinen Vorgängern begonnenen Ausbesserungen der Befestigungen Freudenthals durch den Statthalter Philipp Adolf von Hoheneg, da diese Festungswerke zum großen Teil von den Schweden, andernteils auch von den Kaiserlichen bei der Zuriickerobierung der Stadt zerstört worden waren und erst im Jahre 1690 wieder im Aufbau vollendet wurden. Dem Hoch- und Deutschmeister Anton Ludwig folgte sein Bruder Franz Ludwig Pfalzgraf bei Rhein (1694 bis 1732) und der Statthalter Philipp Adolf von Hoheneg, unter dessen Herrschaft das Eisenwerk

Ludwigsthal in den Jahren von 1695 bis 1705 angelegt wurde. Unter dem nachfolgenden Statthalter Philipp Benedick, Forstmeister von Gellenhausen, wurde um das Jahr 1705 das Gut Unter-Langendorf in Mähren vom hohen Deutschen Ritterorden angekauft und das Schloß in Ober-Langendorf erbaut.

Der zehnte Hoch- und Deutschmeister seit der Erwerbung der Herrschaft Freudenthal durch den hohen Deutschen Ritterorden war Karl Alexander Herzog von Lothringen, ein Bruder des Kaiser Franz des Ersten (von 1761 bis 1780). Dieser ließ die Festungswerke um die Stadt Freudenthal gänzlich abtragen und ein-ebnen und das Schloß, das noch immer das Aussehen einer alten Ritterburg besaß, zu seiner jetzigen Gestalt im Jahre 1766 umbauen; in diesem Jahre wurde auch die Lindenallee auf dem Köhlerberg angelegt und eine Marienstatue auf dem Schloßplatze aufgestellt, welche später vor der Pfarrkirche errichtet wurde. Die Pfarrkirche selbst ist ein uraltes Bauwerk aus dem zwölften Jahrhundert. An der Südseite befinden sich die Gräfte der gräflichen Familie von Würben mit den in Stein gehauenen Bildnissen von den hier ruhenden Rittersn und einer Frau. Die Pfarrkirche war während des Dreißigjährigen Krieges wechselweise im Besitze der Katholiken und Protestanten.

Die Piaristenkirche im sogenannten Jesuitenstile erbaute der Hoch- und Deutschmeister Franz Ludwig, und sein Nachfolger Karl Alexander gestaltete das mit der Kirche verbundene Piaristenkollegium nebst einer Normalschule vollends aus, die später in ein Gymnasium umgewandelt wurde.

Die Fenersbrünste in den Jahren 1748 und 1764 brachten viel Unglück über die Bewohner Freudenthals,

obwohl der Deutsche Ritterorden die Abbrändler tatkräftigst unterstützte. Am 29. Juni, dem Peter und Paulstage des Jahres 1709, ging über Freudenthal ein furchtbares Gewitter mit Hagel und Wolkenbruch nieder und verwüstete die ganze Gegend. Zur Erinnerung an dieses Naturereignis geht heute noch eine Wallfahrtsprozession am Peter- und Paulstage auf den Röhlerberg.

Im Jahre 1714 brach in Freudenthal die Pest aus, die einen großen Teil der Bewohnerschaft hinwegraffte; das Pestkrenz im Buchseifentale, wo die an der Pest Gestorbenen beerdigt wurden, erinnert an jene furchterliche Zeit.

Auch eines edlen Menschenfreundes jener Zeit muß Erwähnung geschehen, es ist der mährische Landesbeamte Andreas Josef Urban, ein gebürtiger Freudenthaler, der damals für die verwaisten Kinder, deren Eltern an der Pest gestorben waren, das heute noch bestehende Alumnat aus eigenen Mitteln errichtete und die Dreifaltigkeitssäule auf dem Ringplatze schuf.

Der Hoch- und Deutschmeister Maximilian Franz Erzherzog von Oesterreich (von 1780 bis 1801) ließ den ersten Sauerbrunnen, die Maximiliansquelle, im Jahre 1780 fassen und im Jahre 1781 das erste Wohngebäude im heutigen Kurorte Karlsbrunn erbauen. Im Jahre 1785 wurden dort auch einige Badekammern errichtet. Der neue Kurort führte damals den Namen Sinne- wieder und man erbaute in der Zeit von 1795 bis 1803 noch mehrere ebenerdige Wohnhäuser.

Die Kriege zwischen Kaiserin Maria Theresia und König Friedrich dem Zweiten von Preußen, hauptsächlich der Siebenjährige Krieg, brachten für Freudenthal nach zweiundneunzigjähriger Friedenszeit wieder schwere

Zeiten, die bald den erworbenen Wohlstand der Bürger vernichteten. Cinquartierungen, unentgeltliche Lieferungen von Lebens- und Verpflegungsmitteln an die Preußen, Brandschakungen und Plünderungen des Feindes waren an der Tagesordnung und brachten die Bevölkerung an den Bettelstab. Der im Jahre 1671 von den freien Bergstädten Freudenthal, Engelsberg und Würbenthal wiederbegonnene und fortgeführte Goldbergbau „St. Augustin“ in Dürrseifen, wurde infolge dieser Kriegsunruhen im Jahre 1742 wieder eingestellt und ist seit jener Zeit nicht wieder aufgenommen worden.

Am 4. Juli 1766 traf Kaiser Josef der Zweite mit Gefolge in Freudenthal ein und nahm im Hoch- und Deutschmeisterischen Schlosse Absteigequartier. Da aber das Schloß umgebaut wurde, nahm der Kaiser in einem Bürgerhause auf dem Ringplatze Wohnung.

Erzherzog Karl Ludwig, der große Feldherr und Sieger über Napoleon den Ersten bei Aspern, ließ als Hoch- und Deutschmeister die Karlsquelle in Karlsbrunn fassen, mehrere Häuser erbauen und der Kurort erhielt von 1803 ab den Namen Karlsbrunn. Sein Nachfolger Erzherzog Anton Viktor ließ in Karlsbrunn die Antonquelle fassen, das Gasthaus Preußenhaus, Fürstenhaus, das Wärmeofen- und Reservoirgebäude und eine hölzerne Kapelle erbauen, den Park mit Springbrunnen anlegen, die alte Schäferei errichten und führte die Molktenkur neben der Mineralwasserkur ein. Auch unter dem Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian Josef hob sich Karlsbrunn bedeutend. Dieser ließ den Kursalon, das Steinhauß, die gegenwärtige Kirche, das Badhaus und das Säulenhauß erbauen und errichtete die Schäferei unter-

halb des Petersteines, die in der Weihnachtswoche 1910 ein Opfer der Flammen wurde. Erzherzog Wilhelm als Hoch- und Deutschmeister (1864 bis 1894) schuf in Karlsbrunn die Fassung der Wilhelmsquelle, die Errichtung einer Wasserheilanstalt, das Terrassen- und Schlackenhaus, auch ließ er auf das Verwalter-, Turm- und Herrenhaus Stockwerke aufsetzen, die Hubertusvilla und die Villen Oppahaus, Eugen und Wilhelm und das Badhaus erbauen.

Der gegenwärtige Hoch- und Deutschmeister, der sechzehnte seitdem Freudenthal im Besitze des Deutschen Ritterordens ist, Kaiserliche und Königliche Hoheit Herr Erzherzog Eugen (seit 1894), hat zur Hebung Freudenthals und dessen Umgebung schon sehr viel beigetragen, stets ist er zur Hilfe und Unterstützung bereit, wenn es gilt, humane und gemeinnützige Werke zu schaffen, Edles und Gutes zu tun. Auch Karlsbrunn hat dem jetzigen Hoch- und Deutschmeister sein gegenwärtiges Aufstreben zu verdanken. Er ließ die Wilhelmsquelle neu fassen und einen Pavillon über dieselbe erbauen, das Sinnewieder- und Arbeiterhaus, das prachtvolle Lothringerhaus, den Salon auf der großen Wiese erbauen, das Fürstenhaus renovieren und die elektrische Beleuchtungsanlage errichten. In Würbenthal wurde das Zivilspital des Deutschen Ritterordens geschaffen, welches der ganzen Gegend zum Segen und den armen Kranken eine menschenwürdige Zufluchtsstätte geworden ist, in dem schon hunderte kranke Menschen Heilung und Pflege gefunden haben. —

Die napoleonischen Kriege zum Beginn des vorigen Jahrhunderts, sowie das Kriegsjahr 1866 hatten wenig ungünstigen Einfluß auf den Wohlstand und die mächtig aufstrebende Entwicklung Freudenthals.

Besonderen Aufschwung nahm die Leinen-, Damast- und Kunstweberei und mit ihr Handel und Gewerbe. Heute ist Freudenthal eine der blühendsten Industriestädte Schlesiens, verbunden durch die gegen das Ende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts erbauten Eisenbahnstrecke Olmütz—Troppau, mit dem Weltverkehr.

Am 2. Oktober 1880 besuchte Seine Majestät Kaiser Franz Josef der Erste Freudenthal und wohnte im Hoch- und Deutschmeisterischen Schlosse. Das Schloß wurde im Jahre 1910 renoviert und gewährt einen hübschen Anblick.

Weit zurück in die nebelernen Zeiten des Mittelalters und der an Romantik reichen Ritterszeit reicht die Geschichte der Stadt Freudenthal, bis sich ihre Gründung im Reiche der Volks Sage verliert, im Dunkel einer fast tausendjährigen Vergangenheit und so gehört Freudenthal mit Recht zu den ältesten Städten Schlesiens, die den oft furchtbaren Zeitstürmen entschundener Jahrhunderte getroßt und sich immer wieder aus Schutt und Asche aufgerungen haben. Immer wieder aufs neue nach blutigen Kriegen und Zerstörungen entstand Freudenthal, um sich durch deutschen Mut und deutsche Stärke auf deutscher Scholle, bewohnt von einer kräftigen, urdeutschen Bevölkerung, weiter zu entwickeln.

Möge ihr und unserem geliebten Heimatslande Schlesien auch fernerhin die Sonne des Friedens leuchten, damit sich Freudenthal immer höher entwickele, blühe und gedeihe, als deutsche Stadt im schönen Vatergebirge, zur Macht und Ehre des deutschen Volkesstammes der Schlesier, denen sie vom Urbeginn als Heimatsstätte diente und in Zukunft auch erhalten bleiben wird.

Die verwachsenen Täuflinge.

Wor dos a Grad bei Hannich Severinen und sen Weib dar Pepi, doß endlich noch johrelongem Ghestond doch noch a Kend, a tüchtiger gesunder Junger, zur Welt kumme wor; eht konnts Taufen los geh'n und Severin sollt dar klane Hannich haßen, nie anders wie sei Votter. Darjelbe Joll wor a bei Kläske Seffen eingetraten, obwohl dort grad nie aso gruß wor, denn bei Kläskén hotten se schon an gonzen Schippel Kender, ober wos luß sech denn do mochen, es wor holt noch ans eingetroffen und dos wor a wie bei Hannichen a starker Junger, dan ma sech beholden und nie of de Gofß schmeißen kunnt. Die Zwa Kendlavotern sochen sech noch Gebottersleuten im und Hannich Severin met sen Weib worn hold do dröber anig, doß Better Franz und de Mahm Karline die Potenschoft übernahme söllten. Wie de Hebamm zu dan Leutlan Poten betten kom, do worn dar Better und die Mahm a glei met dan Ontrog und dar Ehr einverstonden und manten: A Gebotterschoft dörfst ma nie ofschlon, weil olle Leut weder Leut brauchen und a Gebotterstell a Chrnstell wär'. Better Franz und die Mahm Karline gingen och hold metnonder eis Kaufgewölß und fasten sich jeds an schön Potenbrief, dernochtern suchten se derham ei ihrer Sporkaß, bis se zwa schöne neue Goldstäckla fonden, und do dervon word ei jeden Potenbrief ans neigelegt. Eht kunnt getauft warden.

Bei Kläske Seffen word a glei ols zu dar Tauferei vürgerrecht und de Boten bestallt: Josisch Aman- den met dar Rieslich Berta, noch zwa junge ledige Ge- vottersleut und noch derzu a Liebespoor, die ei a poor Wochen heierten wollten und a bold Aussecht zum Kindstaußen hotten.

„Om Sunntig vürn Segen, em holb Zwa sein de Taufen bei Ghne und bei Kläske Seffen, scherrn Sie och ols vür, doß ech nie worten dorf, wenn ech rauf- kumm'. Em Ans zumetts ben ech schun bei Ghne, und Kläskes Kind trächt de Gevotterin bis ei de Kerch,“ tot de Hebamm berechten.

„Schun gut! Schun gut!“ säht Hannich Severin, dar sedh ols Kindlavoter an rechtschoffenen Feten ein- belden tot, „werd ols gemocht und hargerecht werden, ober unser Tauf fährt ei de Kerch, Better Franz hot schun an Landauer bestallt.“

„Noch, noch! Do gat Ihrs gor nobel, dos kinne sedh de Kläskelcut freilich nie leisten,“ mante de He- bamm.

Sunntig, glei noch dam Mettichaffen, kom vür Hannich Severinens Haus a Landauer ongesauft und drinne soßen Better Franz ud de Mahm Karline. Ols zwa worn ofs noblichste ausstaffiert. Better Franz hot a schworzes Gewond ou und an longen Überzieher, weiße Fingerhantschen ou Händen und an huchmäch- tigen Zylinderhut ofn Kopp. De Mahm Karline wor ei an grün Klad met Speken, ofn Kopp hot se a schöne blumige Kappelhaub, vo dar lange gelbseidene Bän- der öbern Köck nunderhingen und a Schoswoolltuch met großen grün und gelben Blume hot se im, do dorft sedh Hannich freilich met sen Gevottersleuten nie schame, die worn ols Zwa wie aus an Schachterla gezogen.

De Hebamm hot dan Täufling racht nett und sauber hargerecht und a rosenrote Spekedeck über'n gebrat't.

„Na, do warn wir's ei Godsnom' wogen! Met an Heid gehn wir fort und an Christ bringen wir weder aham,“ säht de Hebamm und soht sed met dan Kind und dan Gevotterseuten ei de Kalesch.

„Güh!“ mochte dar Kotscher und dar Landauer rollte dervon und of de Kerch zu. Bold worn se dort. Ei dar Sanfristei stunden schun Kläskes Gevotterseut met ihrn Täufling, dar Harr Pforr met'n Kerchvoter worn a schun zugegen und do worden die Taufen bold vürgenomme, wos gor nie long dauern tot.

Wie's holt schun a so Sitt und Gebrauch eh, do fohrten a die zwa Gevotterschoften noch dar Tauf met ihr'n Potenkindern eis Wertschhaus ei und die Gevottern schofften a poor Gloschen Wein on und de Hebamm kunt a mettrinken, domet se nisch zu reden hott'.

„Och, och, die klan Bizerlan werd jo friern, dar Vater hott' jo eiskoldes Weihwasser of de Köppla gossen,“ mante die decke Gostwertin zu dan Gevotterinne, „kummt och rei ei de Nabenstob, do hots a Bett stehn und do kinnt ihr die Kendla nei lähn, doß se sed derwärme.“

Dos word a aso gemacht und die Kinder oben-drauf ofs Bett gelegt, dernoch sohten sed die Gevotterinne weder zu ihrn Gevottern ei de Schenkstob met-somt dar Hebamm und olle tranken Wein. Do kome se bold ei a racht lostige Stimmung, denn wenn die Weibseut bei aner Huchzet oder bei aner Tauf on-songen Wein zu trenken, do eh a schun glei dar Teufel schädig bei ehne und se warden gut aufgelegt und sein wie von dar Kett geressen. Harrgod noch amol! Aso

wor's a hent bei dar Gevotterschoft. De Mahm Karline kriegte a rots Gesecht wie a junge Mäd und teschferierte und lochte ei aner Tour, de Hebamm wor nie vel besser und die ondere, noch junge Gevotterin wor schon gor außen Häusla geroten, se ließ dos Musichwerk, dos ei dar Goststob stand, immer a Stöckla im's ondere speln und tonzte derzu gonz allan im de Stob. Met dan Ding worn de Segenlent aus dar Kerch kumme, Monne und Weiber, die a zuvor, eb se of hamzu gingen, eis Wertschaus eifohrten und sich wos zum Trinken gahn luffen, wies holt schon aso londläufige Ort es.

Raum hott dar Schworm Weiber, die eis Wertschaus kumme worn, die Tauffkindla ei dam Bett eim Nabenzimmer verbleßt, do kome se och glei of se zu und sochen sech die Kindla on, nohme se of de Orme und do gob immer die ane dar ondern a Kind und do worden die klan Weltbürger geküßt und gepüsch und die Weiber hotten ihre halle Grad on dan zwa Ponfertlan.

„Na, saht och grod amol har, wos dos für a sauberes Kindla es und wie gut dos aussieht,“ mante die Ane.

„June, inne, inne, Godlas na, ech glab gor, dos Biterla well schon lochen,“ saht die Ondere.

„Na, ober schwer es euch dos Kind wie a Klöckla,“ bemerkte a drittes Weib.

„Und Hoorla hots schon und dicke Wangla, dos werd a Junger sein,“ mante die erste wede.

„Loß doch och nie auslochen, dos sein jo olle zwa Junger, dos kennt ma jo schon, dos es a olde Möck,“ saht wede a Ondere und aso ging dar Deschfursch a lange Weil fort. Endlich legten de Weiber wede die

Täuflichen eis Bett zurück und verließen dos Rabenzimmer.

Die Gevotterkleut hotten metnonder schun a schöne poor Gloschen Wein ausgekneppt. Die Gevotterinne mettsamt dar Hebamme worn schun tüchtig bekneipt und mochten große Ugen und brate Gesechter, de Gevottern hotten a schun an arndlichen Heb und singen on zu politisiern und öbern Reichsrot zu kretesiern, do mante de Hebamme:

„Na, ihr Leutla, eht kummt, eht kummt! Dos Gevotteraffen wort schun of uns.“

„Inne ja, es werd Zeit warden, daß wir met dan Potenkindern aham kumme, se warn bei Hannichen und Kläsken schun lange Hals im uns mochen und met dan Kaffeekochen fertig sein. Beim Teigel, ech spür dan Wein schun eim Kopp, inne, inne, und dort dröben bei an Tesch seht Faulmonn Benedix Kortenspeln, dar eß ei an Johr dreihundertundfemfundsechzigmol besoffen, wenn ober a onderer Mensch amol oder zwamol ei an Johr an Käfer zuvel hot, do pröllts Faulmonn Benedix ei olln Wertshäusern aus, schmeßt ondern de Scholden vür, die se schun längst bezohlt hon, und hot ober selber ei olln Wertshäusern Scholden, doß ar stinkt und es hot ringsrim ei dar gonzen Gegend ka Gosthaus mehr, aus dam ma nie schun Faulmonn Benedixen nausgeschmessen hot,“ fing Better Franz ei ferner Weinlaun on zu kretesiern und mochte a flemisches Gesecht zum ondern Tesch nöber, bei dam Faulmonn Benedix, a bekonnter Söfflich und Kracheler, soß, of dan Better Franz schun longhar a Piferie hott’.

„Wos? Wos? säht Faulmonn, schmeß sei Kortens ofu Tesch und sprong of Better Franzzen zu und wollt ehm bei dar Kahl pocken. Ober do kom Faulmonn on

dan Nachtschelligen. Obwohl Better Franz niemeh dar Jüngste wor, do derwoscht ar ober Faulmonnen und hieb ehm zur Urd, doß dar decke Brenzel „Jes Maria“ meckerte und a weil ofs Aufstehn vergoß. Dernoctern hub sedh Faulmonn weder of sei Baner, schlech sedh wie a geprögelter Pudel hender sen Tesch und fing stockstell weder on Korten zu speln, denn dar Erzrauser hots derkonnt, doß ar Better Franz en nie gewachsen wor und doß ehm Better Franz om End noch gor godsjammerlich dorchwochteln tät, denn dar Rizon hot faranes Gewessen und forcht sedh für fremder Lieb. Grod wollte Better Franz Faulmonnen ei dar Rasch noch a poor Alex sähm und sei Manichen öbern aussprachen, do fing sedh ein Rabenstöbla gor a gewoltiges Weibergespra on. Better Franz und dar ondere Bevotter gingen met großen Schretten a ei dos Rabenstöbla, um nochzufahn, wos denn do weder los wär.

„Och God, och God, war hot denn die Kinder aso ei dam Bett ringeschmessen, aus legt zu Kopp dos ondere zu Füßen, eht soll mas rauskriegen, wecher Junger Hannichen und wecher Kläsken gehört, och God, och God! Ech hot of Hannichen Kind mei Schnuppertüchla, ols Zachen, gelegt, dos Tüchla legt ofn Fußboden und dos Kind gonz wu anders eim Bett. Hört ihr Leutla, dos eß mir noch nie vürkumme!“ säht ei größter Berlegenhat de Hebamm.

„Na, dos muß sedh doch rausfinden lassen, welches Kind Hannichen und welches Kläsken gehört,“ mante awing betroffen Better Franz.

„Dos Rausfinden eß ober nie a so leicht, mei lieber Bevotter!“ derklärte de Hebamm, „die Kinder sein alle zwa Junger, eim Gesechtlan sein se aner wie dar ondere, Aigen hon se a aner wie dar ondere, om Hoortlan

konn mas a nie derkenne, se hon anerla Hemdla, anerla Hänbula, anerla Bettla und anerla Decken und sähn fönnes die Kinderla a nie wan se ungehörn, dos wessen se jo selber noch nie; och God, och God!" jommerte die Hebamme und die Gebotterinne jommerten met."

„Eh hob's hold nie garn gesahn, doß die gonzen Weiber, wie se aus dar Kerch komme, do rei eis Rabenstöbula schwärmten und die Kinderla aus dan Bett rausnohnte und harzen und küssen toten, ober wos well ma denn beim Geschäft mochen, do dorf ma nie onsed sein und sedch beim Gästen ka Beleidigung mochen; Geschäft eß abenst Geschäft," tot sedch die dede Gostwertin entscholdigen.

„Wos mochen wir denn do, doß wirs rauskriegen, man dos oder dos Kind gehört?" frogte rachtschossen ängstlich de Mahm Karline.

„Ja, dos eß jo abenst de Frog!" derwederte de Hebamme flennerlich, „do eß guder Rot teuer. Wenn de Mütter nie an Unterschied rauskriegen söllten, do wuß eß werkllich nie wos onzufongen eß."

Inne du vertrackte Geschichte, wos wor do zu mochen?

„Wenn wir a wollten dan Harrn Pforrn im an Rot fragen," mante dar ondere Gebotter. Die Weiber ei ihrer Angst worn hold einverstonden, poßten die zwa Kinder zusomme und gingen nem ei de Pforrei. Dar Harr Pforr mochte grufse Agen wie die Gebotterinne met dar Hebamme und dan Täuflichen weder bei ehm eis Zimmer troten.

„Was gibt's? Was ist los? Habt ihr vorher beim Einschreiben ins Taufbuch etwas vergessen?" frogte dar Harr Pforr hastig.

„Entscholdigen Sie och recht schön, Hochwürden,

uns sein de Kinder ein Kratschen dröben unternonder kumme und wir kenne uns eht nie aus, weches Kind Hannichen und weches Kläsken gehört, und do komme wir Hochwürden em an Rot fragen," fährt die Hebamme. Dar Harr Pforr mochte a grimmiges Gesecht, rount a poormol em Zimmer auf und ob, dernoeh bleb ar vür dar Hebamme stehn und schrie se hübsch darb on:

„Also, die Kinder sind im Wirtshaus untereinander geraten und ihr wißt jetzt nicht, welches Kind diesen oder jenen Eltern gehört! Schöne Geschichte das! Also ich wiederhole — im Wirtshaus die Kinder verwechselt — das ist ein Skandal — einfach noch nicht dagewesen — wie oft habe ich gegen diesen Unfug gesprochen, von der Kanzel herab gesprochen, aber alles umsonst. Ist es eine Taufe, ist es eine Trauung, ist es ein Leichenbegängnis, da geht es aus der Kirche heraus und so eilig wie möglich ins Wirtshaus hinein, da kann ich predigen und lehren, was ich will und soviel ich will, alles nur für taube Ohren. Die ganze Gemeinde, alt wie jung, hat der Alkoholteufel schon in den Klauen und führt alle der ewigen Verderbnis zu. Wie soll ich denn die Kinder von einander unterscheiden, wenn ihr es nicht vermögt, ich weiß es eben so wenig, welcher Knabe der Severin und welcher der Johann ist, obwohl ich beide vor zwei Stunden getauft habe. Habt ihr denn gar keine Ahnung? Habt ihr denn gar kein Merkmal an den Kindern?“

Met weinerlicher Stemm verzöhlt's de Hebamme dan Harrn Pforrn, wie sech die Verwachsung zuge-trän hott'.

„Ein unverzeihlicher, sündhafter Leichtsinn von Ihnen und den Gebattersleuten! Als gute, fromme Christen, hättet Ihr mit den Täuflingen nach Hause

gehen und nicht dieselben ins Wirtshaus tragen sollen! Ist denn bei den Kindern und ihren Eltern gar keine Ähnlichkeit vorhanden?" fragte dar Harr Pforr.

„Beileibe nie, es eß a Junger wie dar ondere, vo Gestolt und Gesecht," tot de Hebamme berechnen.

„Das ist fast unglaublich, laßt mich einmal die Kinder sehen," mante dar Harr Pforr. De Gevotterinne zogen de Spekedecken von Gesechtern bei dan Kendern, dar Harr Pforr soht sich sei Agenglos auf und tot sich a Weil die zwa Jungen onfahn, hold dan an, hold weder dan ondern und schöttelte über hondsweltn sen Kopf, ar trot a Stöckla zurück, hold weder a Stöckla nönder, ober die Soch word nie onders, es bleb holt a Junger wie dar ondere und a Ähnlichkat met an oder dan ondern Elternpoor wor holt nie rauszufenden.

„Da weiß ich auch keinen Rat, was da zu machen ist," mante dar Harr Pforr weder und schöppte de Dhseln, „geht mit den Kindern nach Hause, vielleicht ist es möglich, daß des einen oder des anderen Eltern herausfinden, welches von beiden ihr Kind ist."

Do verlurn sich die Weibslent met dan Kendern und gingen weder eis Wirtshaus und derzöhltns dan Gevottern, wos se beim Harrn Pforrn ausgerecht hotten und wos ar ehne vür a Strosfpredig gehalten hätt'.

„Do bleibt uns holt sunst nischit übrig, wie doß sich jede Gevotteren ofs grode Wohl a setts Kind nimmt und die zwa Gevotterschosten gingen zuerst bis zu Kläske Seffen. Dort rochs schon noch starken Kaffee, de Kaffeescholn stunden a schon ei dar Bereitchoft und dernaben Teller met aufgeschnettenen Kuchen. Kläske hot schon Rös und a poor Gloschen met guden Brondwein besorgt.

„Na, seit ihr ekt do,“ schrie de Kläskín und langte fradig noch dan Kind, dos ihre Gevotterin trug.

„Ja, ja, wir sein ekt do, ober sich dir och vor dos Kind on, ob's a secher deins eß,“ säht awing sarchtig die Gevotterin.

„Wassen Kind söllst denn sunst sein, wie meins,“ mante lochnig de Kläskín und nohm dos Kind ein Arm.

„Junne, beileibe nie! Dos eß noch nie gesäht, obs grod dei Kind eß oder Hannichens, die Kinder sein uns verwachfelt worn,“ explezierte de Gevotterin und der- noch derzöhlt se dos Vürkummnis hoorklan.

Na do, dos war a Gejommer und a Gelamentier unter dan Leuten. Dlle zwa Kinder worden ofn Tesch ausgepaßt und ganz gena betocht und untersucht, ober die Soch word holt nie onders und es kom ka Klorhat nie ei die Geschicht, die Kläskelent konnten sech holt a nie aus, wedes Kind ihr Junger wär.

„Wort, wort, ech war dan olden Schöfer Max holn, dar eß jo a Ort Wunderdofter und Hegenmaster, dar dörfst sech met dan Kindern auskenne,“ säht Kläske, zog sech de Jack on und ging em Schöfer Maxen.

Es dauerte nie long, do brocht Kläske Schöfern. Dar soch sech die Kinder a Weil on, dernohtern weder Kläsken und dassen Weib, neakte met'n Kopp und säht:

„Nu alsdann! Kläske, ziehn Sie de Stefel aus.“ Kläske kom Schöfers Auftrag noch und Schöfer betocht sech Kläskes Füß, dernoht ließ ar sech de Füß vo dar Kläskín zeigen, nochdam besochtigte ar de Händ vo Kläsken und sen Weib, de Rosen und de Ohrwaschla, soch sech weder die Kender on und säht: „Stimmt! Dos do eß Guer Junger! Ihr hott forze decke Händ' und forze decke Fenger und olle Bade Plottfüß. Kläske hot

noch lange Ohrwaschla und de Kläskín awing a Höcker-
nos. Nu alsdann! Dar Junge do, hot a kurze dede
Händ und Plottfüß, lange Ohren und an Onsoß zu an
Höcker of dar Nos, nochdam muß dos Ener Junger
sein. Dar ondere Junger hot lange Händ und lange
Fenger, und hole Flüss und kurze Ohren und kan Höcker-
onsoß of dar Nos, doß muß met Hannichen und sen
Weib überanstimme. Nu alsdann! Do eß dar ondere
Hannichen Junger. Nu alsdann!“ Do wor Grad vor-
honden beim Eltern und beim Gevottersleuten und olle
Engst wor vergassen. Kläske nohm sedh och sen Junger
metsonit dan Bettla of de Orme und hoppte met ehm
ei dar Stob rim, dernoß gob ar dos Kind dar Kläskín
zum harzen und zum flüssen. Better Franz und de
Mahn Karline poßten och flechtig ihr Kind zusomme
und trugens zu Hannichen nim.

Dar olde Schöfer Max hots dan selbigen Sunn-
tig obends sehr gut gehot, denn a word zu olln zwa
Taufassen eingeloden und funnt assen ud trinken sowel
ar wollt und ar mante zur Hebam: „Verwachselt Sie
och öfter beim Kindstausen de Kinder, doß ech bold
weder an guden Tog derlaben tu.“



Alte Liebe rostet nie.

Der Graber Franz war zwar nur ein Bauerssohn aus einem Gebirgsdorf, aber ein fester, hübscher Bursche, dabei weder ein Trinker noch ein Spieler, sondern ein sparsamer fleißiger Mensch, die Stütze seiner alternden Eltern, deren Wirtschaft er als einziger Sohn übernehmen sollte. Die heiratsfähigen Mädchen im Orte und in dessen Umgebung schielten gerne und lange mit freundlichen, oft recht verliebten Blicken nach ihm und selbst wenn er Sonntags in der Kirche saß, richtete sich manches hübsche Weiberauge nach ihm. Trotzdem war es noch keiner von den Dorfschönen gelungen, sich den Graber Franz zu erobern. Dieser war gegen alle gleich freundlich, ohne das eine oder das andere der ihm zugetanenen Mädchen zu bevorzugen.

Es war im August zur Erntezeit und Graber Franz war schon bei Sonnenaufgang mit der Sense auf der Schulter auf das Feld hinausgegangen, um weit draußen, wo die väterliche Wirtschaft mit den Feldern des Nachbardorfes grenzte, Korn zu mähen. Die Arbeit ging ihm gut vonstatten. Als er damit fertig war, setzte er sich am Feldrain in den Schatten eines Ahornbaumes, um ein Weilschen auszuruhen, denn die Sonne schien warm und ihm rieselte von der angestregten Arbeit der Schweiß von der Stirne.

Als Franz so dasaß und über dieses und jenes nachdachte, da umfingen ihn plötzlich von rückwärts zwei

weiche Arme und zwei arbeitsrauhe Hände legten sich über seine Augen.

„War eß dos?“ fragte Graber Franz etwas erschrocken, denn er spürte es, daß die ihn umfangenden Arme und Hände einem weiblichen Wesen angehörten.

„Na, rot amol!“ erwiderte eine helle Weiberstimme und ein leises Richern erscholl.

Vergleichen Schabernack war nicht nach Franzens Geschmack. Ohne ein Wort weiter zu sagen, ergriff er die ihm um den Hals liegenden Arme der hinter ihm Stehenden und befreite sich mit einem Ruck, als er aber aufblickte und in ein verlegen lachendes hübsches Mädchengesicht sah, wurde ihm ganz warm ums Herz und ein sonniger Ausdruck überflog sein Gesicht.

„Toni, du?“ rief er erstaunt und jubelnd.

„Ei freilich ich! Eß denn dos gor a fett großes Wunder?“

„Na, doß kom mir zu unverhofft!“ meinte er leise und sah ihr tief in die Augen. Was er aus diesen las, mußte ihm wohl Mut machen, denn er nahm ihre Hand und sagte fast zärtlich:

„Du, Toni, möchtest mich nie noch amol fragen: War eß dos?“

„War eß dos?“ kam es leise über ihre Lippen und gleichzeitig schlangen sich wieder ihre Arme um seinen Hals und ihre Hände bedeckten seine Augen. Da zog er sie zu sich nieder in mächtig aufflammender Leidenschaft.

„Du wäßt jo nie wie gut ech dir ben, Toni, und wie lange schun, seitdam ech dech zum erstenmol gesahen ho! Du best jo mei Liebstes, mei Bestes und mein Einziges of dar Welt! Mei Leben und mei Sonnenschein.“ Zwischen jedes seiner Worte drängte sich ein

langer heißer Kuß auf die Lippen des Mädchens, so daß ihr fast der Atem verging. Sie wehrte sich scheinbar vergeblich gegen seine heftigen Liebkosungen, dann sagte sie:

„D, ech glab dir's jo nie, daß du mir a so gut best, du hältst mech secher a och zum Morrn?“

Nun nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände und bog ihn sanft zurück.

„Loß dich onfahn! Best du's denn richtig und wahrhaftig salber und best du denn mir orme tomme Karla richtig und wahrhaftig gut?“ fragte Graber Franz.

„Ja, ech koun ober schun nischd dervür, daß dos halt a so wahr eh,“ meinte sie lachend und sah ihn glücklich an.

„Ober dei Väter und dei Mutter, Toni, wos warn denn die derzu fahn, wenn sie's gewohr worden?“ sagte Franz und machte ein bedenkliches Gesicht.

„D, die warn gor nie vel fahn, die warn froh sein, wenn du mech nimmst, sonst kriegen se jo kan Schwegersohn,“ entgegnete die Toni und legte ihren Arm um Graber Franzens Hals.

Von diesem Tage an gab es zwei glückselige Menschen mehr auf der Welt: den Graber Franz und die Weidel Toni. Da die Felder von Graber Franzens Eltern mit denjenigen des Weidel Bauern draußen am Berg aneinander grenzten, so war es kein Wunder, daß der Franz und die Toni immer sehr viel an der Grenze draußen zu tun hatten und dort die meiste Feldarbeit allein verrichteten. Nur einer hatte im Dorfe, wo des Weidel Bauern Anwesen lag, keine Freude daran, daß die Toni immer so weit auf das Feld hinaus ging, und dieser eine war der Hölzer

Hans, des Gemeindevorstehers Sohn, der sich schon lange, aber vergeblich um die Toni beworben hatte, denn die Weidel Toni hatte bisher alle mündlichen und schriftlichen Liebesanträge des Hölzer Hans zurückgewiesen, trotzdem gab dieser aber seine Bemühungen um die Toni nicht auf.

Das landesübliche Erntefest sollte auch in Tonis Heimatsorte abgehalten werden, und schon eine Woche zuvor wurden von den jungen Burschen und Mädchen im Tanzsaale des Dorfwirtshauses zu dieser Festlichkeit die Vorbereitungen getroffen. Toni konnte diesen Tag kaum erwarten, denn sie hatte sich vorgenommen, an diesem Festabende, an dem auch nach alter Sitte und Brauch ihre Eltern im Tanzsaale anwesend sein würden, diesen ihren geliebten Franz vorzuführen.

Tonis Vater, der Weidel Bauer, der reichste und angesehenste Mann im ganzen Orte, hatte nur noch die einzige Tochter, während ihm zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, im schönsten Lebenslenze gestorben waren. Deshalb hüteten und liebten die alten Weidelleute ihr Töchterlein über alles. Stets ängstlich um des Kindes Leben und Gesundheit besorgt, war Toni schon von Kindheit auf verzärtelt und verwöhnt worden, jeder Wunsch und jede Laune wurden ihr erfüllt. Es gab nichts Erreichbares, was ihr versagt geblieben wäre, alles, was sie wollte, wurde ihr verschafft. So war Toni zu einer hübschen blühenden Jungfrau herangewachsen, ganz erfüllt von ihrem Wert und ausgestattet mit einer reichlichen Portion von Eigensinn und Trotz, umworben von den tüchtigsten und reichsten Bauernburschen des Ortes, von denen aber einer nach dem andern von ihr einen Korb nachhause trug.

„Na schau, Toni, du best ekt fopt vierundzwanzig

Johr olt und denkst noch immer on ka heierten, die besten Freier hoste schun obgewesen und es hot dan gonzen Onschein, doß du noch a olde Jungfer werst, dos wär doch ewig schod em a setts Madla wie du best," meinte der alte Weidel eines Abends nach dem Nachtmahlessen, während er sich die Tabakpfeife stopfte und anzündete.

„Got och Geduld, Boter, bis dar Rechtige komme werd, dann war ech schun heierten, vielleicht kömmts heier noch derzu," erwiderte Toni schelmisch.

„Dho, ech glabs noch nie!" rief Weidel, „ech und de Mutter, wir warden immer älter, wir hon zum Laben genug und könnten uns eis Ausgeding sehen, do wär mir a orndlicher Schwegersohn schun recht, a Lumpazius und a roher Karla dörrfts freilich nie sein," sagte Weidel und paffte große Wolken Tabakrauch aus seiner Holzpfeife.

„Doß Ihr heuer noch an Schwegersohn kriegt, werd geschahn und noch derzu an, dan ech gut ben und dar Euch metzomt dar Mutter gefolln werd. Beim Erntefest war ech Euch dan Schwegersohn, men Braitigam, vürstellen, ober sovel säh ech Euch bold, Ihr dörrft dernoeh nie Na derzu sprechen, Ihr weßt schun, ech loß mir ei setten Sochen ka Ginred mehr tun," erklärte die Toni.

„Doch nie amend Vorstehers Hons?" fragte die Mutter. „Dar Mensch eß jo nie öbel, wenn ar a awing dumm und unscheinlich aussieht, dei Boter wor a nie vel onders und wir hon recht gut metnonder gelabt und laben heute noch gut, es muß grod nie immer a Grußtuer und a Windbeutel sein, dan ma sedh heiert. De Vorsteherin hot mirs orscht neulich weder zu ver-
stehn gahn, doß se doch sehr garn zu aner Schweger-

tochter hätt', und ech metsomt dan Boter, wir könnten Vorstehers Hons recht gut leiden."

"Nje, hört mir auf met Vorstehers Hons, dan konn ech vür meiner Seel' nie ausstehn, dan Teppsch! Dar eß grad gut zu an Krantpoppel, doß ar de Hofen vertreibt," meinte die Toni und machte ein spöttisches Gesicht.

"Du host ober a schlipperiges Maul, dar Mensch muß bleiben, wie ehm unser Herrgod erschoffen hot und ech säh's noch amol, Vorstehers Hons eß ka unrechter Mensch und hot a gutes Gemüt," bekräftigte die Mutter.

"Loß sein und red dan Madla nisch ei, wos sie nie hon well; werd se sech gut betten, do werd se gut legen," meinte Weidel zu seinem Weibe, „ober neuschierig ben ech, wos sech de Toni für an Schamster ongehofft werd hon, eidant ihr bisshar ka junger Porsch gefolln hot; do muß darjenige schun gor a Extrafeiner sein."

"Dos eß ar a!" entgegnete die Toni lachend.

Der Sonntag, an dem im Dorfwirtshause „Zur Silberquelle" das Erntefest gefeiert wurde, kam heran. Den ganzen Tag war die Toni in voller Aufregung, da gab es noch so manches an den Kleidern zu richten, vor dem Spiegel die Haarlocken zu drehen, das anzuliegende Geschmeide zu putzen und noch andere Vorbereitungen mehr, denn sie wollte heute besonders hübsch sein, um ihrem Franz zu gefallen und womöglich die anderen Mädchen in Schatten zu stellen. Gestern abends spät war der Graber Franz noch zu ihr unter das Fenster gekommen und hatte sich nochmals zu seinem Erscheinen beim Erntefest Gewißheit bei ihr geholt, denn er wollte es immer noch nicht recht glauben,

daß der reiche Weidelbauer ihn so ganz ohne Widerstand als Schwiegersohn aufnehmen würde.

„Best du denn a ganz secher, daß dei Väter nisch gegen mech einwenden werd und daß dei Mutter a nisch dergegen hot, wenn du mech als ihn zukünftigen Schwiegersohn vürstellst, denn mei Eltern und ech hon junst nisch wie unser Wertschaftla und do hon wir noch Schulden drauf, dos wär für mech wetter ka pettere Blamafch und Schond, wenn die Eltern sprechen täten: „Geh uns met dan orme Karla vom Hols und siech dech öm an ondern, öm an reichern Braiticher öm;“ hatte Graber Franz gestern abends gesagt und die Toni hatte ihm darauf geantwortet:

„Do dröber noch dir kann Kummer und loß dir ka graue Hoor wachsen! Dos wär dos erstemol, daß mir mei Eltern was abschlon täten, was ech mir vürgenomme und ei men Kopp gesocht ho. Denn wenn ech amol Ja sprech, do dürfen mei Eltern nie Na derzu sprechen. Komm och morgen abends zu unserm Erntefest und dos Ondere werd sech schun fenden.“

Der Sonntagabend kam und der alte Weidelbauer mit seinem Weibe hatten sich zum Ausgehen angekleidet und warteten schon eine Weile auf die Toni, und als diese immer noch nicht aus der Dachstube herab kam, ging der Alte hinauf und öffnete die Thür:

„Na Toni, heute werst du ober schun gor nie mehr met dan Duziehn fertig, dos dauert jo gor rosnig lang, eht noch, wir warn jo so schun die lekten eim Kratschen sein,“ sagte Weidel.

„Dos eh jo ka Malör, Väter, die lekten sein gewöhnlich die Besten,“ entgegnete hellauflachend die Toni.

„A Teufelsmadla beste!“ meinte der Alte und

schmunzelte: „Ob du grad zu den Besten gehörst, das werd schon amol dei Bratticher noch gewohr werden.“

Zubelnd fiel Toni dem Vater um den Hals und gerührt drückte der Alte seine hübsche Tochter an sich. Toni glück in ihrem weißen Kleide einem Engel. Die braunen glänzenden Haarlocken fielen ihr über Schultern und Nacken und ein herrliches Blumengewinde zierte ihr Haupt. Die goldenen, mit Brillanten besetzten Ohrgehänge blitzten und strahlten in allen Farben des Regenbogens und die schwere goldene Kette, die sie um den Hals trug und die über die Brust herabhing, hob sich glänzend von dem schneeweißen Kleide ab, während kostbare Goldringe mit Edelsteinen ihre zarten Finger zierten.

Wohlgefällig ruhten die Augen der Eltern auf ihrem Kinde, dann kommandierte Weidel:

„Vorwärts! Sahn wir ekt, daß wir ein Kratschen komme.“

Im Gemeindewirtshaus „Zur Silberquelle,“ nahe bei der Kirche, wo das Erntefest abgehalten wurde, ging es, als der Weidel Bauer mit Weib und Tochter in den Tanzsaal traten, schon sehr belebt und lustig zu. Oben am Musikchore saßen die Musikanten, ihre Instrumente zum Spielen bereit haltend. Von der Mitte der Saaldecke hing eine große Erntekrone herab, zierlich aus Getreideähren und Blumen geflochten, mit Obereischträußchen und bunten Papierbändern geschmückt. Ringsum an den Wänden waren Kränze aus Tannenzweigen mit verschiedenfarbigen Schleifen und Blumen verziert. An den Seiten des Saales, den Wänden entlang, standen Bänke, in den Ecken auch Tische, so daß die Mitte des Saales für die Tänzer frei blieb. Auf den Bänken saßen Weiber und junge Mädchen,

während die Burschen die Tische in den Saalecken besetzt hielten und im dichten Knäuel das Schenkhäuschen umstanden.

Die reichen Bauern mit ihren Frauen, der Gemeindevorsteher, die Gemeinderäte, Pfarrer und Schulmeister hatten bei den Tischen im geräumigen Nebenzimmer Platz genommen; dorthin lenkte auch der Weidel Bauer mit den Seinen die Schritte und ließ sich an einem noch leeren Tisch nieder. Gab es da ein Zuscheln und Flüstern der Bewunderung und des Neides unter dem Weibervolk auf den Bänken, ein Gaffen und Sehen von den jungen Burschen, als Toni, stolz wie eine Königin, neben ihrem Vater in den Saal schritt. Der Hölzer Hans hatte noch immer Mund und Augen offen stehen und starrte unverwandt nach der Thür des Nebenzimmers, als Toni schon lange hinter derselben verschwunden war, dann ermannte er sich, stieß den neben ihm stehenden Burschen mit dem Ellbogen an und sagte:

„Hoft du ekt de Toni gesahn, Eduard? Gelt, die eß halt doch dos schönste Madla eim Ort, ober hoffartig wie dar Teufel!“

„Bei dar werd müssen a Grof onfrogen oder mindestens a Baron,“ spöttelte der mit Eduard Angesprochene.

Dos eß gor nie mehr notwendig, ech waß, de Weidel Toni eß ei Graber Franzen aus Dittersbarg vernorrt, ech hobß schun a poormol gesahn, wie ar se ofn Feld draußen on dar Granz abgebusfelt hot. Gebt Obocht, Graber Franz kömmt heut noch dohar zur Musik,“ meinte Hölzer Hans, des Ortsvorstehers Sohn.

„Doch dar Karla nie noch tüchtig Prögel kriegt,

„denn es hot heut a poor gesunde Brüderla do, die garn a Kaserer onstiften,“ sagte der Andere.

„Wenn dos och Graber Franzen geschäh, mir wärs fodenrecht, wenn se ehm tüchtig dorchprögelten und aus'n Wertshaus nausschmessen, ar hot ei onsern Dorf nisch zu suchen und ka Weibslent verrocht zu mochen, de Toni wollt ech mir eigentlich heiern, ober Graber Franz hot mir dos hübsche Madla weggeschnoppt, verdommt amol! Wenn sech a poor Freundla finden tun, die Graber Franzen omochteln und nausschmeißen, do zohl ech jeden an Liter Wein und zwa Wetschinzigarrn,“ erklärte Hölzer Hans. Der Andere gab keine Antwort. Soeben begann die Musik zu spielen und beide mengten sich unter die Tanzenden.

Die Weidel Toni spähte nach ihrem Franz aus, aber dieser ließ sich immer noch nicht sehen, was die Toni ärgerte, denn sie hatte gehofft, der Franz würde schon im Tanzsaal sein, ehe sie denselben betrat. Das war von Graber Franz eine unverzeihliche Nachlässigkeit, daß er sie nun warten ließ. Sie setzte sich so, daß sie die Ankommenden sehen konnte; alte und junge Männer kamen noch immer, aber Graber Franz kam nicht. Die jungen Bauernburschen forderten sie, einer nach dem andern, zum Tanz auf, sie tanzte mit ihnen, so verging Stunde um Stunde, aber Graber Franz ließ sich nicht sehen. Voll Ärger über Franzens Ausbleiben, tanzte sie schließlich mit jedem der zu ihr kam, wenn Franz endlich doch noch eintrat und sie mit einem Andern durch den Saal fliegen sah, da hatte er gleich die Strafe für sein langes Ausbleiben, für sein Zuspätkommen, denn sie hatte es sich vorgenommen, heute mit Franz nur allein zu tanzen und ihn dann ihren Eltern vorzuführen.

Da näherte sich ihr der Hölzer Hans und holte sie zum Tanze. Sie wußte es, daß es der Wunsch der Väter war, sie möge den Hans zum Manne nehmen, darüber waren beide Familien einig. Hans war auch der einzige Sohn des Hölzerbauern, beide Bauerngüter grenzten ihrer ganzen Länge nach an einander, und durch diese Heirat wären beide zu einem Gute vereinigt worden. Hans war ja auch kein zuwiderer Junge, nur etwas unbeholfen und klotzig, aber sein ganzes Wesen stieß sie ab und selbst die schleppende Art seiner Rede war ihr zuwider. Da stand er vor ihren Eltern, reichte Vater und Mutter die Hand, dann machte er vor ihr eine lächerlich linksische Verbeugung und ging mit ihr tanzen. Sie fühlte, wie die Blicke der Eltern jetzt auf ihr ruhten und es war ihr klar, daß Vater und Mutter jetzt einen Gedanken hegten: der Hölzer Hans ist der Erwählte. Ein tiefer Groll gegen Franz, der sie heute an diesem für ihn so bedeutungsvollen Tage im Stiche ließ, erfaßte sie. Halb aus Zorn und Troß, halb aus Vergnügen am Tanz walzte sie, von Hans umschlungen, im Reigen der Tanzenden. Sie duldete, daß ihr Hans in seiner ungeschlachten Art derbe Witze und Unarten während des Tanzes ins Ohr flüsterte und sie fest an sich drückte. Als das Stück zu Ende gespielt war, ging sie, um den Fragen der Eltern auszuweichen, in eine Saalecke und setzte sich zu den jungen Leuten. Wieder überflogen ihre Blicke den Saal und spähten nach allen Seiten, aber von Franz war nichts zu sehen. Als auch der nächste Tanz vorüber war und Franz noch immer nicht erschien, wurde sie unruhig und ängstlich, vielleicht war Franz plötzlich krank geworden, leicht möglich! Aber er hatte gestern gar kein Aussehen zum Krank werden.

Angst und Zweifel, Zorn und Stolz stritten in ihrer Seele. Sollte Franz sie zum Narren halten, mit ihrer Liebe zu ihm ein frevelhaftes Spiel treiben? Fast schien es ihr so, oder hatte Franz eine Andere, die seinem Herzen näher stand als sie? Sie fühlte, wie ihr bei diesem Gedanken allein schon das Feuer der Eifersucht im Gehirn aufstieg. Da kam Hölzer Hans und setzte sich zu ihr auf die Bank.

„Du dorfst doch nie wundern, daß Graber Franz heut nie röber kömmt, dar es heut gegen Abend met sen Wagerla, olle zwa Pfar worn eigesponnt, ei völigem Saus ei de Stodt neigefohrn, war waf, wos dar dort für a Verrechtung hot, weil ar gor aso eilig der-vongerost es. Wie es gehört ho, es Kunz Glaschers Anna verrocht of ehm, vielleicht es ar zu dar of de Heiert gefohrn, ähnlich es dos Grabern, dar möcht jo garne a Gemolte hon, nobel, hübsch und reich, anders tuts dar nie und do wär für ehm a Stodtmäd grad die Rechte,“ sagte Hölzer Hans und versuchte seinen Arm um Tonis Leib zu legen. Wie ein Faustschlag ins Gesicht trafen diese Worte das Mädchen. Einen Augenblick schien sich der Saal mit ihr zu drehen, dann aber stieg ein maßloser Zorn in ihr auf.

„Es dos wöhr, wos du mir eht vo Graber Franz-zen gesäht host?“ wandte sie sich an Hans.

„Freilich es dos wöhr, die Zweene do hon doch Grabern begant, wie ar ei de Stodt gefohrn es,“ bestätigte Hans und rief zwei Burschen, welche in der Nähe standen, heran, die aussagten, daß sie beide den Graber Franz begegneten, wie er mit seinem Wagen im raschen Trab nach der Stadt fuhr, soviel die Pferde laufen konnten.

Nun war es mit Tonis Selbstbeherrschung vorbei.

Jetzt hatte sie den klaren Beweis, daß Franz sie nicht liebe, daß er mit ihrem Herzen, mit ihrer Liebe ein frevelhaftes Spiel getrieben habe, der Glende! Aber war sie nicht selbst an allem schuld, sie, die stolze, reiche Weidel Toni, hatte sich ja den Graber Franz fast an den Hals geworfen, als dieser vor Wochen am Feldrain unter dem Ahornbaum gesessen. Alles was er ihr damals und später von seiner Liebe zu ihr gesagt hatte, war Heuchelei gewesen, nichts anders als Spott und Hohn, und sie hatte ihn so treu, so vom ganzen Herzen geliebt, sich glücklich geschätzt, einmal diesem Manne angehören zu können. Was würden ihre Eltern dazu sagen, wenn sie die Schmach erfahren sollten, die ihr von Franz widerfuhr. Zorn und Reue brannten in ihrem Herzen und die Tränen traten ihr in die Augen. Da begann die Musik wieder zu spielen und Hölzer Hans forderte sie auf zum Tanze. Er sagte es ihr immer und immer wieder, wie schön sie sei und wie lieb er sie habe. Willenlos folgte sie ihm, sie lachte nicht mehr über seine Liebesbeteuerungen, über seine Albernheiten. Ihre Wangen brannten, ihre Augen leuchteten in fieberhaftem Glanze, nur ein Gedanke hatte sich in ihrem Kopfe festgesetzt, der Gedanke: Rache zu üben an dem Ungetreuen, der sich vermessen hatte, mit den heiligsten Gefühlen ihres jungfräulichen Herzens ein verdammenswerthes Spiel zu treiben. Rache, ja Rache! und sollte sie dafür das schwerste Opfer ihres Lebens bringen. Mit dem Nachbarssohn, dem Hans, wollte sie sich versprechen, trotz ihrer bisherigen Abneigung gegen ihn, sie wollte den Hans ihren Eltern als künftigen Schwiegersohn vorstellen und dadurch den Wunsch der beiden Familien erfüllen. Der Graber Franz sollte es erfahren, daß sie dennoch einen Mann bekomme, wenn

auch er sie verschmäht habe. Von nun an tanzte Toni nur mehr mit Hans allein, und der Weidel Bauer mit seinem Weibe sowie auch der Gemeindevorsteher Höl-der, die sich im Nebenzimmer zusammen zu einem Tisch gesetzt hatten, sahen dies mit innerer Befriedigung, und der alte Höl-der meinte zu seinem Nachbar Weidel:

„Dei Toni und mei Hons sein werklisch a hübsches Paarla, dos Erntefest hot die zwa jungen Leutla holt doch zunondergebrocht; na ja, wos holt zusommegehört, sind sech schun zunonder.“

Es war Witternacht vorüber, die Gäste verloren sich allmählig, zuerst die Alten, nach und nach gingen auch die Jungen, Paar um Paar. Auch der Weidelin und der Vorsteherin, die bisher miteinander geplauscht hatten, fielen zeitweilig die Augen zu, sie wurden schläfrig und mahnten ihre Männer ans Nachhausegehen.

„June, do wort och noch bis ons de Toni unsern Schwegersohn vürgestallt hot,“ meinte Weidel und lachte seelenvergnügt sein Weib an. Die Höl-derleute stießen sich und lachten mit. Da traten Hand in Hand Hans mit der Toni vor die Eltern und mit auffallend flangloser, fast heiserer Stimme sagte die Toni auf Hans deutend:

„Boter und Mutter, do hot ihr euern Schweger-
sohn, wenn ar euch recht eß, mir eß ar a recht!“

„An Tusch ihr Musikanten! An Tusch! Wir zohl
euch zulezt noch a Foh Bier!“ schrien Weidel und
Höl-der wie aus einem Munde nach dem Musikanten-
chor. Trompeten und Hörner schmetterten einen Tusch
und die noch anwesenden Gäste, welche nicht wußten,
um was es sich handle, riefen: „Bivat hoch! Der Herr

Vorsteher und der Herr Weidel sollen leben!" Hans wollte in seiner Glückseligkeit die Toni umarmen und küssen, aber sie wehrte ihn entschieden ab.

Am nächsten Tage, Montag nach dem Erntefeste, regnete es in Strömen, so daß sich draußen auf den Feldern nichts schaffen ließ. Die Toni saß in der Wohnstube beim Fenster und strickte an einem Strumpf. Ihr war recht elend zu Mute, ihr Gesicht war blaß und mit finsterem Blick starrte sie vor sich hin, daß das gestrige Fest für sie so enden würde, hätte sie sich nicht träumen lassen. Die derben Zärtlichkeiten des Hans waren kaum zu ertragen gewesen, und es stieg in ihrem Innern etwas wie Reue über das Geschehene auf. Aber da fand sich auch schon die Stimme der Rache wieder, heute noch sollte es Franz erfahren, daß sie die Braut eines andern sei, heute noch würde sie ihm einen energischen Abschiedsbrief schreiben, daß es nun aus sei mit aller Liebe und Freundschaft zwischen ihm und ihr für immer. Da kam der Briefbote von der Gasse auf das Haus zu, ein kurzes Klopfen an der Thür und eilig trat er ein, überreichte Toni einen Brief und ging ebenso eilig fort wie er gekommen war. Toni starrte den Brief an. Die kräftigen Schriftzüge der Adresse deuteten an eine arbeitgewohnte Männerhand. Der Brief war an sie gerichtet und nicht an die Eltern. Toni suchte eine Schere und schnitt den Umschlag auf, dann begann sie zu lesen:

Herzliebste Toni!

Verzeihe mir, daß ich gestern nicht zu eurem Erntefest kommen konnte, bei uns hat sich ein großes Unglück ereignet. Meine liebe Mutter ist gestern gegen Abend beim Futterholen für das Vieh vom Dachboden gestürzt und hat sich lebensgefährliche

Verletzungen zugezogen. Ich fuhr sofort um den Arzt in die Stadt, doch der Doktor hat uns keine Hoffnung geben können, wir haben sie mit den Sterbesakramenten versehen. In Eile

Dein unglücklicher Franz.

Toni sank auf den Stuhl zurück. „Armer Franz, armer Franz!“ stammelten ihre Lippen. „O edh Unglückselige, wos ho edh geton! Herrgod eim Himmel, verzeih mir die Sönd!“

Ein lautes Schluchzen drang aus ihrer Brust, ein unbeschreibliches Weh, das Weh des Schuldbewußtseins und der bitteren Reue krampte ihr das Herz zusammen. Da trat die Mutter ein und fand die Tochter weinend, daß ihr ganzer Körper erbehte.

„Ober säh mir och einzig Madla, wos hots denn?“ fragte die Alte. Keines Wortes mächtig, zeigte Toni auf den Brief, der vor ihr auf dem Tische lag. Die Alte nahm ihn und las, dann meinte sie:

„June je, je, eß dos für die Graberleut a Unglöß, wenn die Mutter starben sößt, die wär dan olden Graber met somt Franzen noch gor sehr fahln. Ober, ober, warum flennst du denn aso, die Graberleut gehn uns jo nisch on, se sein jo nie amol Verwondte zu uns, es eß jo recht, ma soll met onderlents Unglöß Metlad hon, ober dessentwegen brauchst de doch nie sovel zu flenne; oder hots do amend a onder Bewondnis?“

„Mutter, edh konn Hölder Honsen nie heierten, edh nahm mei Versprechen zuröck!“ schrie die Toni laut auf.

„Wos? Du konnst Honsen nie heierten? Madla, noch ka tumme Dinger; doß ihr zwa versprochen seid, waß heute schon dos ganze Dorf.“

„Ober edh mäg Honsen nie, edh konn ehm nie lei-

den!“ erklärte die Toni, Graber Franz es sei mei Zukünftiger!“

„Och, och, Madla, du mochst Zineffen!“ rief kopfschüttelnd die Weidelin und ging hinaus, um den Vater zu rufen, bald kehrte sie mit dem Alten in die Stube zurück.

„Ober Toni, was treibst denn du?“ begann der Vater und nahm die qualmende Tabakpfeife aus dem Mund, „was ma amol versprochen hot, muß ma a holden, also wos immer bei onständigen Leuten. Wos wärn se denn bei Höldern vo uns denken, wenn die Soch bei uns an Tog so, dan ndern weder so wär, dos geht ansoch nie mehr zum ändern, wos geschahn es, es geschahn und derbei bleibt’s.“

„Voter, Voter, es konn nie, es ga Hölde Honsen frei und nahm mir Graber Franzen!“ schrie die Toni in Seelenongst und fiel weinend dem Vater um den Hals.

„Verdommte Geschicht, was soll ma denn do machen?“ meinte der Alte kleinlaut, im selben Augenblicke öffnete sich die Thür und Hölde Hans trat ein.

Als er die Weidellente so betroffen dastehen und die Toni weinend am Halse ihres Vaters hängen sah, wurde er verlegen, blickte von einem auf das andere, dann fragte er:

„Ja, was es denn heut bei euch geschahn?“

„O, nisch Gutes!“ erwiderte Weidel traurig. Da ließ die Toni von ihrem Vater ab und trat auf Hans zu.

„Hons verzeih, unser Versprechnis vo gestern gelt nisch mehr, es nahm mei Wort zurück, weil es nie dei Weib werden konn; es wär a Unglück für ons alle hade,“ sagte sie leise. Wie niedergedonnert stand Hans eine Weile und brachte kein Wort über seine Lippen,

dann überzog Rornesröte sein Gesicht und mit stockender Stimme, die Fäuste ballend, schrie er:

„Denkst du vielleicht eh was nie, woß dir eim Kopp steckt! Graber Franz steckt dir drenne, dar verfluchte Karla, God verzeih mir die Sönd, doß eh ehni verflucht ho, hent eß sei Mutter gestorben und dos wollt eh dir sähn komme. Nimm dir Graber Franz en ei Godsnom, dessentwegen brauchst du medh nie zum Morrn holden, eh säh dir och noch so vel, zweischen uns Zwan eß aus, met men Hof und meiner Wertschoft krieg eh a Madla wie eh ane hon well, zahne für ane, hübsch und reich. Gi Godsnom, leb wohl!“ Mit großen Schritten verließ er die Stube und zog dröhnend die Thür hinter sich ins Schloß.

„Verdruß! Nischt wie Verdruß! Ma könnnt sichs Laben nahme,“ jammerte Weidel und beide Eltern schlichen aus der Stube. Toni war allein und die reichlich aus ihren Augen fließenden Tränen lösten alles was Troß, Rachsucht und gekränkte Eitelkeit in ihr eingedämmt hatten. Der arme Franz! Was mußte er gestern und heute schon alles gelitten haben? Seine Mutter tot, an der er mit allen Fasern seines guten Herzens hing. Sie hatte oft gestaunt, wenn Franz voll Liebe und Verehrung von seiner Mutter sprach, ein so tiefes Gefühl und Empfinden war ihr fremd, obwohl sie auch ihre Eltern liebte. Ihm war seine Mutter der Inbegriff alles Lieben und Guten gewesen. Wie mochte dem Armen heute zu Mute sein, da er die Mutter verloren hatte, ihr fehlte jeder Begriff. Und was hatte sie getan durch ihre Untreue, vielleicht wußte er noch nichts davon und wenn er es erfahren hatte, so war sein Schmerz doppelt. Am liebsten wäre Toni ins Nachbardorf hinübergelaufen zu ihrem Franz, um ihn zu

trösten, ihm Abbitte zu leisten, wenn er schon von ihrer Untreue wußte, sie würde ihm sagen, daß alles wieder anders sei, alles, alles wollte sie ihm gestehen und seine Verzeihung erflehen, sie würde ihm ein gutes, treu-
liebendes Weib sein und ihm die verstorbene Mutter zu ersetzen suchen, aber der Gedanke an die Tote, an die Trauer im Hause des Geliebten, hielt sie zurück von ihrem Vorhaben, Franz heute schon aufzusuchen. An Hans Hölder dachte sie nicht mehr, was er empfand, was er und seine Eltern von ihr denken würden erschien ihr jetzt gleichgiltig, sie wollte ihn nicht und damit war sie fertig.

Beim Begräbniß der Gräberin sah Toni ihren Franz, wie er blaß und weinend neben seinem weißhaarigen, gramgebeugten Vater hinter dem Sarge einherwanke. Ein furchtbares Weh erfaßte ihr Herz bei seinem Anblick. Nach der Beerdigung wartete sie bei dem Friedhofstor auf Franz und als dieser heraustrat, ging sie auf ihn zu und sprach ihm ihr Mitgefühl aus. Stumm drückte er ihr die Hand und unsäglicher Schmerz lag in dem Blicke seiner rotgeweinten Augen. Toni schlug den Heimweg ein, sie war ruhiger geworden, denn sein warmer Händedruck sagte ihr, daß er ihr nicht zürne. —

Es vergingen Wochen, ohne daß es Toni möglich gewesen wäre, mit Franz zusammenzukommen, so sehr sie auch Tag für Tag hoffte und eine Zusammenkunft mit ihm herbeisehnte. Fast hatte es den Anschein, als wiche ihr Franz absichtlich aus. Toni litt dadurch wahre Höllequalen im Innersten ihres Herzens. Zu ihm ins Haus zu gehen fand sie nicht für schicklich, obwohl sie mehr als einmal zu einem solchen Schritt den Entschluß faßte, denselben aber immer wieder verwarf; so-

weit konnte sie ihren Stolz nicht sinken lassen. Fast alle Tage ging sie am Feldweg ihres elterlichen Besitzes hinaus bis zur Grenze und spähte nach dem Graberischen Feld hinüber nach Franz aus, aber vergeblich, Franz war nicht zu sehen, noch zu hören. Doch endlich!

Als sie wieder draußen am Berge war, gewahrte sie Franz, wie er nahe der Grenze mit dem Pflug, seinen Braunen eingespannt, ackerte. Ein kalter Herbstwind fegte schon trockenes Laub über die kahlen Felder und Scharen von Krähen flogen kreischend durch die neblige Luft. Toni's Herz klopfte hörbar. Es war doch ganz in der Ordnung, daß sie jetzt zu ihm gehen und ihn anreden mußte, vielleicht hatte sie Franz schon bemerkt und wartete darauf, daß sie zu ihm kommen sollte. Hatte er die Geschichte mit dem Hölzer Hans erfahren, so mußte er es auch schon wissen, daß sie mit diesem längst schon wieder abgebrochen hatte. Hölzer Hans machte ja kein Geheimnis aus der Sache, es herrschte zwischen ihr und ihm tiefe Feindschaft und Hölzer Hans erzählte es allen, mit denen er zusammenkam, daß er sie nicht heirate, wenn sie in Gold stünde bis an den Hals. Und ihre Eltern! Was hatte sie von diesen schon für Vorwürfe hören müssen! Wie schön wäre es, wenn sie wieder mit Franz versöhnt sein könnte, wie würden seine Augen aufleuchten, wenn sie vor ihn hinträte und Verzeihung suchte, wegen ihres unüberlegten Schrittes, den sie schon tausendmal bereut hatte. Wenn er sie wieder mit seinen Armen umschlingen und sie küssen würde, so heiß, so innig wie am ersten Tage ihrer Liebe. Toni nahm all ihren Mut zusammen und quer über den Acker ging sie raschen Schrittes auf Franz zu. Dieser hielt mit der Arbeit

still als er die Toni auf sich zukommen sah. Sie reichte ihm die Hand verlegen, indem sie sagte:

„Grüß dich God Franz! Beste recht fleißig ebern Störzen?“ Zögernd griff er nach der dargebotenen Rechten des Mädchens und dumpf lautete seine Entgegnung: „Grüß dich God!“ Sie sah in sein bleiches abgehärmtes Gesicht.

„Och du Ormer du! Dei Unglöß hot doch gor sehr hargenomme, dar Tod vo dein Mutterla,“ sagte Toni und blickte schlichtern zu ihm auf.

„Ja,“ sagte er kurz und nickte, „meiner Mutters Tod und dos derzu, dos du mir ongeton host, dos konn ech nie vergassen, es kömmt holt niemols a Unglöß allan öbern Menschen.“

„Wos ech dir ongeton ho, Franz, mußte mir verzeihn, ech ben heut' zu dir komme und well dir's obbaten, gelt och, Franz, du verzeihst mir's, ech konn eigentlich nie derfür, vom Hölder Hons well ech jo so wie jo nisch wessen und mei Eltern sein einverstonden, wenn du mech nimmst; dos haßt, wenn ech dir eht nie zu schlecht ben,“ meinte Toni zärtlich und ein ebenso inniger wie bittender Blick aus ihren Augen traf die feinen.

„Geh waß olls! Nimm dir ei Godsnom Hölder Honsen, wies deine und seine Eltern gehot wölln hon, ech war met men Glend schun allan fertig warden,“ erwiderte er traurig.

„Ober Franz! Red' doch nie aso, o ech ho mir's gedocht, doß ech dir recht sehr wieh geton ho, doß du böß of mech best, wegen dar Geschicht met'n — met'n Hons, ech war dir jo ols bechten wie sedh dos olls zugetränt hot, verzeih mer Franz und tu's vergassen, ech bett' doch recht schön, sei mir deswegen nie grom, eh

werd olls weder gut werden, ech konn abenst niemehr vo dir losen, du best mei einziger, mei bester Franz!" rief sie und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Da fühlte er wie sein Herz wieder warm wurde, wie ihm das Blut siedend durch die Adern rollte, er zog das Mädchen fest an sich.

„Ech und dir grom sein, Toni, dos glabst du jo selber nie und so sehr wie's mech geargert vo dir hot, und sovel ech a geletten ho, ech ho ober doch kan Groll nie gegen dech, du konnst doch nie derfür, wenn dei Eltern dan reichen Höllder Hons zum Schwegersohn hon wölln und nie mech orme Karla, dar noch Sporkassengald hübsch of sen Wertschaftla stehn hot und wu die jährlichen Zensen immer met aus dar Schössel frassen tun; ech ho dir's, Schokla, jo vorhar schon a poormol gesäht, doß aso komme werd und aso komme muß. Ech waß, doß dir die Soch selber genug schwer gefolln eß, dech met Honsen zu versprechen und grod on dan Tog an Ondern nahme zu müssen, wu du och on mech gedocht host. Ech denk so, wenn du Honsen och a klan beßla gut wärst, so häst du ehm nie glei om ondern Tog schon weder an Korb gahn und lasen losen, dessentholben werst du wohl derham schon böse Tage genug gehot hon?“ sagte Franz und fuhr ihr liebevoll mit der Hand über ihren Scheitel. Toni sah zu ihm auf und lachte, dann erwiderte sie:

„Na, aso schlemm wie du denkst, wor die Soch nie. Freilich hon mei Eltern dosmol a ihrn Welln dorchsetzen wölln, ober ech ho mech gewehrt und do eß halt weder men Kopp nochgongen.“

Noch fester umschlang Franz die Geliebte und drückte ihr einen Kuß auf den Mund, dann fragte er:

„Und was werd eß met ons werden?“

„Wos werden werd?“ Nächsten Sonntag kömmt du zu ons und wir feiern Versprechnis! Vater und Mutter warn ons ihrn Segen gahn und olls es weder gut,“ sagte Toni und schlang ihre Arme fester um Franzens Hals. Er schüttelte den Kopf und meinte:

„Ich ben noch nie reicher und mei Scholden of dar Wertschoft, die eigentlich noch men Vater gehört, sein noch nie winger worn.“

Sie legte ihre Hand auf seinen Mund, um ihn am Weitersprechen zu hindern, dann fragte sie:

„Brauch es denn an reichen Monn?“

„Ober dei Eltern wölln an reichen Schwegersohn!“ entgegnete Franz.

„Mei Eltern sahn a nie aso sehr aufs Gald, ols wie of an ordentlichen Menschen zum Schwegersohn,“ erklärte Toni.

„Ja, ober warum hönse doch denn wölln on dar reichen Hölde Hons verschachern? Warum? Doch och wegen dassen Gald, om gonzen Menschen es nie vel, ar es met dar Möß geschlän und tollfig,“ erwiderte Franz. Sie sah ihn mit großen Augen an, lachte hell auf, dann begann sie wieder:

„Wie mir scheint, host du die Geschicht nie gut gehort, du wäst heut noch nie warum es mech met Hölde Honsen versprochen hott.“

„Na, warum? Doch och dessentwegen, weils die Eltern so hon wollten.“ Sie schüttelte noch immer lachend ihren Kopf, dann sagte sie:

„Mei Eltern hätten hundertmol befaht kinne, wenn es nie selber gewollt hätt, wärs doch nie geschan.“ Er ließ seine Arme von ihr los, indem er fragte:

„Und — und — warum host du's selber gewollt?“

„Toni verzog schmolleud ihren Mund, als sie antwortete:

„Weil ech a Goll und a Boset of dech hot, doß du mech beim Erntefest host offeken loßen, ech woßt doch nischd dervon, doß grad om selben Abend dos Unglück met deiner Mutter geschan wor, hätt' ech do dervon a Ohnung gehot, so hätt' ech Honsen ka Hoffnung gemocht. Ech ho of dech gewort und gewort und du komst nie, und zulezt ho ech gedocht du kämst mir zum Bessen nie und hieltst mech zum Morrn, dos hot mech aso sehr geargert und empört, doß ech zu guter Letzt dir zusleiß Honsen genomme ho; eht waßte olls!“ Franz stand eine Weile wie versteinert, sein Gesicht hatte sich verfinstert und mit fast erloschener Stimme stieß er hervor:

„Ek waß ech olls! Du häst Honsen nie nahme müssen, du host dos Gonze och aus Troß, aus Boshat geton, so wos häste mir niemols sähn söllu, dos trefft mech härter wie meiner Mutters plöchlicher Tod. Do wärs besser gewast, du häst die Soch so genomme, wie je wor. Wenn du mech aso geschwind ofgahn konnst, wegen wing und nie vel, do werd wohl bei Lieb zu mir a nie weit har sein; do werds om besten sein, wir bleiben für immer geschiedene Leut.“ Der Toni traten die Tränen in die Augen. Das war wieder das Fremdartige, das Eigentümliche an ihm, das sie nicht begreifen, nicht verstehen konnte. Warum erzürnte er, indem sie ihm doch offen und ehrlich gestanden, ihm alles gesagt hatte, wie es sich zugetragen, wie es gekommen war, wo sie selbst gekommen, um ihn wieder

zu verjöhnen, das an ihn begangene Unrecht gut zu machen.

„Zeig ich dir denn nie Lieb und Tren genug, hoch nie olls weder gut gemocht, wos ich on dir verbrochen?“ kam es über ihre bebenden Lippen.

„Gut, doß du's eisehst, dos ich jo schön vo dir, ober gut machen konnst du's niemehr. Doß ich doch öbern Unglück von meiner lieben Mutter vergassen hott' es verzeihlich, doß du ober also wing Lieb und Vertraun zu mir gehot host, konn ich dir nie verzeihn. Ich konn dir's nie also sähn, wie ich mir's denken tu und du konnst mich a nie verstehn. Ober ich stell mir die werklliche Lieb anders vor. Merk dir dos Sprechwort: Wo ka Glauben ich, do ich a ka Lieb und wo ka Lieb ich, do ich a ka Frieden, und dos gelt a zwischen Monn und Weib eim Ghestond, wo sedh gor monches einschleichen tut, wo dar Glauben vo an ons ondere feststehn muß, wenns nie gefahlt sein soll. Wenn dar Glauben und die Lieb tot sein, do fend sich de Höll of dar Welt und dos ich dernoach a schweres, a böses Leben, vor dan ich doch und mich behüten well. Wenn du mir's a heut tausendmol versprechst, so wos kömmt zwischen ons nie mehr vür, do konn ich dir's doch nie glaben, denn dar Zufall ich a Hexenmaster. Mei Zutraun zu dir ich weg, du host mir's selber aus'n Harz gereissen und dos fend sedh sedher niemehr weder, mägst du reden wos du wellst,“ sagte Franz in ernsten eindringlichen Worten und machte Miene, seine unterbrochene Arbeit wieder fortzusetzen. Wortlos stand Toni vor ihm, ihr Gesicht war leichenblaß geworden. Nach und nach begriff sie das, was Franz zu ihr gesagt hatte, daß er sie nicht mehr liebte, nichts mehr von ihr wissen wollte, und sie hatte sich jo sehr vor ihm erniedrigt, ihn um

Verzeihung gebeten. In ihrem Kopfe begann es zu surren und zu sausen, Schwindel erfaßte sie, Zorn, Reue und Scham zermarterten ihre Seele, rasch wandte sie sich zum gehen und ohne ein Wort des Abschiedes lief sie eilig über den Acker zurück, den Weg, den sie gekommen war. Auf der Anhöhe blieb sie stehen, schlug sich mit der geballten Faust vor den Kopf, indem sie sagte:

„D, ech tommes, tommes Deng, wos ho ech ekt vo meiner Guthat, vo meiner Aufrechdigkat, sonst nischd wie Schand und Spott! Hätt' ech lieber Boter und Mutter gefolgt und Honsen nie obgefäht, ekt mäg med zulekt kaner nie. Doh Franz a so sein wär, hätt' ech ei men Leben nie geglabt.“ Dann ging sie langsam den Feldweg zurück, nachhause.

Lange sah Graber Franz der Davoneilenden nach, bis sie seinen Blicken entschwunden war, dann murmelte er vor sich hin: „Wo ka Glauben und ka Zutraun eh, do eh a ka Lieb, es eh besser a so wie's komme eh und dos eh die Toni vorhar ho auskenne gelernt, eb's zu spöt gewäht wär. Hüäh Brauner! Vorwärts, doh wir met dar Broch stürzen fertig warden, wir kriegen onsed's Watter.“ Er ergriff die Peitsche, nahm den Pflug fest in die Hände, das Pferd zog an und Graber Franz ackerte weiter.

Es verging fast ein Jahr, ohne daß Graber Franz mit der Weidel Toni jemals zusammengekommen wäre, sie schien ihm auszuweichen und das war nach seiner Meinung ganz vernünftig von ihr gehandelt, denn er selbst machte es so. Aber trotzdem konnte er diese seine erste Liebe nicht vergessen, fast täglich mußte er an sie denken, sich oft der schönen Stunden des trauten Beisammenseins erinnern, sogar im Traume

begegnete ihm oftmals ihre schöne Gestalt mit dem noch fast kindlichen Gesicht. Es wäre Graber Franz ein Leichtes gewesen, eine Braut zu finden, und sein schon in den sechziger Jahren stehender Vater hätte es gerne gesehen, wenn sein Franz geherrattet hätte und wie er oft sagte: „Damit nach dem Tode der Mutter wieder eine Wirtin ins Haus käme,“ aber Franz wollte vom Heiraten nichts wissen, und so behalf man sich mit einer alten Dienstmagd als Haushälterin.

Am Abende eines nebelig trüben Novembertages saß Franz, der den Tag über mit seinem Fuhrwerke Holz aus dem Busche gefahren hatte, beim Nachtmahl. Draußen war es schon finstere Nacht und ein leichter Sprühregen rieselte aus dem dichten Nebel, der Berg und Tal einhüllte, zur Erde nieder. Da trat der alte Graber in die Stube, in der Hand eine Laterne, er war mit der Magd im Stalle das Vieh füttern gewesen.

„Geh wäß nie, dröben öbern Barg es a so licht, dar Mond konn doß doch nie sein, dar scheint jo ekt obends gor nie,“ meinte der alte Graber.

„Amend hots dröben Feuer,“ entgegnete Franz und eilte zur Thür um nachzusehen, bald kam er zurück in die Stube gestürmt und schrie:

„Feuer hots dröben ei Wiesendorf, öm de Kerch rem muß sein!“

„Heilige Wuttermogods steh dan Leuten bei, dies betroffen hot,“ sagte der alte Graber und faltete die Hände. Franz aber eilte ins Nebenzimmer und suchte die Feuerwehruniform, und legte sie an. Nach wenigen Minuten eilte er als Feuerwehrmann ausgerüstet, dem Spritzenhause der Feuerwehr zu. Schon gaben die Hornisten das Feuer-signal und kaum fünf Minuten später rollte die von der Mannschaft begleitete Spritze dem

Brandplaz im Nachbardorfe zu. Immer heller und röter wurde der Nachthimmel, hinter dem Berge walzte und wirbelte eine dunkle Rauchsäule, aus welcher zeitweilig rote Glut hervorbrach, gegen Himmel auf und schon von ferne vernahm man das Knattern und Analen des alles verzehrenden Feuers. Die Glocken im Kirchturm läuteten Sturm, die Feuerhörner rufen um Hilfe und überall erscholl der Ruf „Feuer!“

„Bei wan brühts denn?“ fragte Graber Franz eine an ihm vorübereilende Frau.

„Ach God, och God, beim Weidel Bauer,“ lautete die Antwort. Franz gab es bei dieser Nachricht einen Stich ins Herz, sein erster Gedanke war die Toni.

„Vorwärts! Vorwärts! Wir komme sonst zu spät!“ schrie Franz den Knecht an, welcher mit Erbsrichters Pferden die Feuerspritze führte. Dieser schlug mit der Peitsche auf die Pferde ein, die nun einen rascheren Lauf nahmen, die Wehrmänner liefen im Lauffschritt hinten her und bald war man bei dem brennenden Hof des Weidelbauers. Hell lohten die Flammen aus Scheuer und Stallungen, auch das Wohngebäude hatte schon Feuer gefangen und dichte Rauchwolken brachen durch das hohe Schindeldach. Die Ortsfeuerwehr war bereits an der Arbeit, aber der schwache Wasserstrahl ihrer Spritze vermochte dem Brand keinen Einhalt zu tun. Franz als Kommandant seiner Ortsfeuerwehr, ließ sofort die Spritze in Betrieb setzen und diese warf größere Wassermengen auf das brennende Haus, aber trotzdem brach das Feuer, das schon im Bodenraum wütete, durch und züngelnde Flammen führen empor. Graber Franz sah sich um die Weidelleute um. Da stand, am ganzen Körper wie Espenlaub zitternd, der Weidelbauer mit seinem Weib und

starrte sein brennendes Gebäude an. Die Bäuerin rang die Hände und raufte sich das ergraute Haar in voller Verzweiflung, aber Toni war nirgends zu sehen. Franz schritt auf den alten Weidel zu, um in seiner Besorgnis nach Toni zu fragen. In demselben Augenblick erscholl ein markdurchdringender Schrei und oben bei dem von roter Glut erleuchteten Fenster der Dachstube erschien, Hilfe rufend, Tonis Gestalt, mit totblassem Gesicht. Toni war beim Ausbruche des Brandes in die Dachstube gelaufen, um ihre dort aufbewahrten Kleider und Schmucksachen zu retten und die Flammen hatten ihr den Rückweg abgeschnitten, die Bodentritte brannte schon lichterloh.

„Weiter hinauf! Schnell! Schnell!“ schrie Franz in fürchterlicher Angst und Aufregung. „Die Toni, ich muß die Toni retten!“ Die Wehrmänner lehnten in voller Eile eine Leiter an die gemauerte Giebelwand des Hauses.

„Beste denn a Norr, Graber Franz? Die es nie mehr zu retten, die es verlorn, war do nauffsteigt spelt met sen Leben, dos es secher wie's Amen ein Gebatbuch,“ sagte Hölzer Hans, der hinzu getreten war.

„Hilfe! Hilfe! Ich verbrüh, dos Feuer es schon bei mir!“ gestellte Tonis Stimme in Todesangst. Wie eine Katze, immer zwei Stufen der Leiter auf einmal nehmend, eilte Graber Franz durch Rauch und niederlohende Flammen zu Toni empor. Er spürte es, wie ihm die Hitze Haare und Schnurrbart versengte, sein Atem stockte und drang keuchend aus seiner Brust.

„Spritzt dohar!“ schrie er der Feuerwehr zu und bald fuhr der Wasserstrahl der Spritze ober ihm in das brennende Dach. Dies dämpfte einigermaßen Hitze und Flammen. Mit kräftiger Faust zertrümmerte er,

oben angelangt, die Fensterscheiben und riß die Flügel auf. Im selben Augenblicke umklammerten Toni's Arme seinen Hals, mit einem jähen Ruck zog er das Mädchen durch die Fensteröffnung heraus aus der schon brennenden Stube auf die Leiter. Es wurde ihm dunkel und schwindlig vor den Augen, aber er nahm alle seine Kraft zusammen und stieg, in dem einen Arm die Toni, mit dem andern die Sprossen der Leiter festhaltend, zur Erde herab. Die Weiber jammerten, die Männer schrien wild durcheinander, die Weidelbäuerin war ohnmächtig zu Boden gesunken und Weidel kniete mit gefalteten Händen neben ihr. Eben berührte Franzens Fuß den Boden, als ein donnerähnliches Krachen die Luft erfüllte, eine Flammen- und Funkengarbe stieg empor und brennende Balken stürzten neben Franz nieder, das von Flammen verzehrte Gebäude war zusammengebrochen. Franz trug schwankenden Schrittes Toni von dem gefährlichen Platze weg und legte sie auf den Rasen, da schwanden auch seine letzten Kräfte und er brach neben dem Mädchen zusammen. Einige junge Burschen liefen ins nahe Gemeindegewirthshaus und brachten eine Flasche Wein um Franz zu laben, etliche Schlucke davon regten seine erschlafften Lebensgeister wieder auf, so daß er sich wieder auf die Beine erheben konnte. Toni lag wie tot auf der Erde und die Weiber bemühten sich, das Mädchen wieder ins Leben zurückzurufen, was auch endlich nach vieler Mühe gelang. Auch Frau Weidel war wieder aus ihrer Ohnmacht erwacht und kniete jammernd neben ihrer Tochter, während Weidel zitternd sein Kind anstarrte. Da trat Hölzer Hans zu dem etwas seitwärts stehenden Franz und bemerkte höhnisch:

„Na, du host dir ekt de Toni jo aus'n Feuer ge-

holt, do werds schun met euch zwan zum Heierten werden, na, ech vergönn dir dan Rappelkopp recht garn, ech mäg se so wie so nie.“ Anstatt einer Antwort hob Graber Franz blickschnell seine Hand und ein klatschender Schlag traf Hansens Wange.

„Do hoste, wos dir und dän Lästermanul gehört!“ schrie Franz zähneknirschend. Da packten ein paar kräftige Fäuste Graber Franz an der Brust, sie gehörten dem Gemeindevorsteher Hölder.

„Du Lomp du! Du Kerl du!“ schrie der Alte, „du host men Hons geschlän, dos geht dir nie ungerochen aus, marsch met dir ein Arrest!“ Franz versuchte den Gemeindevorsteher abzuschütteln, dieser aber rief den Gemeindediener herbei und unter Mithilfe desselben versuchte Hölder, Franz in den Gemeindearrest zu führen, dieser aber wehrte sich verzweifelt, stieß und schlug um sich und schleuderte schließlich das Gemeindegewehr zu Boden, so daß Hölder mit dem Kopf auf die scharfe Kante eines Steins fiel und wie leblos liegen blieb. Da stürzte sich Hölder Hans wie ein Wahnsinniger auf Graber Franz und versuchte ihn niederzuringen. Feuerwehrmänner und Bauern brachten die Ringenden auseinander. Der Gemeindevorsteher wurde bewußtlos und aus einer tiefen Kopfwunde blutend in sein Haus getragen. Der herbeigeholte Arzt stellte eine tödliche Verletzung des Gehirns fest, und Hölder starb noch in derselben Nacht, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Franz wurde noch auf dem Brandplaz durch die Gendarmerie verhaftet, nach der Stadt geführt und dem Gerichte übergeben.

„Toni, verloß men alten Väter nie, geh met deinen Eltern zu ehm; ech ben unscholdig on oll dan Unglück;

oben angelangt, die Fensterscheiben und riß die Flügel auf. Im selben Augenblicke umklammerten Toni's Arme seinen Hals, mit einem jähen Ruck zog er das Mädchen durch die Fensteröffnung heraus aus der schon brennenden Stube auf die Leiter. Es wurde ihm dunkel und schwindlig vor den Augen, aber er nahm alle seine Kraft zusammen und stieg, in dem einen Arm die Toni, mit dem andern die Sprossen der Leiter festhaltend, zur Erde herab. Die Weiber jammerten, die Männer schrien wild durcheinander, die Weidelbäuerin war ohnmächtig zu Boden gesunken und Weidel kniete mit gefalteten Händen neben ihr. Eben berührte Franzens Fuß den Boden, als ein donnerähnliches Krachen die Luft erfüllte, eine Flammen- und Funkengarbe stieg empor und brennende Balken stürzten neben Franz nieder, das von Flammen verzehrte Gebäude war zusammengebrochen. Franz trug schwankenden Schrittes Toni von dem gefährlichen Platze weg und legte sie auf den Rasen, da schwanden auch seine letzten Kräfte und er brach neben dem Mädchen zusammen. Einige junge Burschen liefen ins nahe Gemeindewirtshaus und brachten eine Flasche Wein um Franz zu laben, etliche Schlucke davon regten seine erschlafften Lebensgeister wieder auf, so daß er sich wieder auf die Beine erheben konnte. Toni lag wie tot auf der Erde und die Weiber bemühten sich, das Mädchen wieder ins Leben zurückzurufen, was auch endlich nach vieler Mühe gelang. Auch Frau Weidel war wieder aus ihrer Ohnmacht erwacht und kniete jammernd neben ihrer Tochter, während Weidel zitternd sein Kind anstarrte. Da trat Hölzer Hans zu dem etwas seitwärts stehenden Franz und bemerkte höhniisch:

„Na, du host dir ekt de Toni jo aus'n Feuer ge-

holt, do werds schon met euch zwanzum Heierten werden, na, ech vergönn dir dan Kappelkopp recht garn, ech mäg se so wie so nie.“ Anstatt einer Antwort hob Graber Franz blickschnell seine Hand und ein klatschender Schlag traf Hansens Wange.

„Do hoste, wos dir und dän Lästermaul gehört!“ schrie Franz zähneknirschend. Da packten ein paar kräftige Häuste Graber Franz an der Brust, sie gehörten dem Gemeindevorsteher Hölder.

„Du Lomp du! Du Kerl du!“ schrie der Alte, „du host men Hous geschlän, dos geht dir nie ungerochen aus, marsch met dir ein Arrest!“ Franz versuchte den Gemeindevorsteher abzuschütteln, dieser aber rief den Gemeindediener herbei und unter Mithilfe desselben versuchte Hölder, Franz in den Gemeindearrest zu führen, dieser aber wehrte sich verzweifelt, stieß und schlug um sich und schleuderte schließlich das Gemeindegewölbe zu Boden, so daß Hölder mit dem Kopf auf die scharfe Kante eines Steins fiel und wie leblos liegen blieb. Da stürzte sich Hölder Hans wie ein Wahnsinniger auf Graber Franz und versuchte ihn niederzuringen. Feuerwehrmänner und Bauern brachten die Ringenden auseinander. Der Gemeindevorsteher wurde bewußtlos und aus einer tiefen Kopfwunde blutend in sein Haus getragen. Der herbeigeholte Arzt stellte eine tödtliche Verletzung des Gehirns fest, und Hölder starb noch in derselben Nacht, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Franz wurde noch auf dem Brandplatze durch die Gendarmerie verhaftet, nach der Stadt geführt und dem Gerichte übergeben.

„Toni, verloß men alten Väter nie, geh met deinen Eltern zu ehm; ech ben unschuldig on oll dan Unglück;

behüt dich Gott!“ rief Franz der Toni zu, als ihn die Gendarmen abführten.

Graber Franz war vom Gerichte wegen des Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens mit tödtlichen Ausgange zu vier Monaten Kerkers verurtheilt worden, hatte über die Winterszeit seine Strafe verbüßt und war nun aus der Haft entlassen worden.

Ein herrlicher Frühlingstag hatte all seine Pracht über die aus dem langen Winterschlaf erwachte Natur gebreitet. Warm strahlte die Sonne vom blauen, wolkenlosen Himmel und weckte das schlummernde Leben auf der Erde. Der Vögel Frühlingsjubel schallte durch Flur und Wald und frisches Grün überzog Felder, Gärten und Wiesen. Die vor kurzem noch kahlen Bäume entfalteten neue, glänzende Blätter und Hufblattig, Frühlingsanemonen, Schneeglöckchen und Vergißmeinnicht steckten ihre farbigen Blumenköpfchen aus dem sonnendurchwärmten Erdboden. Die Natur feierte ihr Auferstehungsfest und die Menschheit ihr Ostersfest mit der Natur, denn es war Ostersamstag.

Müde, das Herz voll Gram, schritt Graber Franz seinem einige Wegstunden entlegenen Heimatsorte zu. Er, der in seinem bisherigen Leben sich noch nicht gegen das Gesetz vergangen, noch nie eine Strafe erlitten hatte, war nun ein abgestrafter Mensch und wer trug daran die Schuld, daß es so gekommen war? Gewiß die andern, er am wenigsten. Warum hatte ihn Hölzer Hans durch seinen tölpelhaften Hohn gereizt, gereizt in jener unglücklichen Stunde, in der er die Toni aus dem brennenden Hause gerettet, wo noch jede Faser seines Körpers vor Aufregung gezittert, nachdem er sein eigenes Leben aufs Spiel gesetzt hatte, um das Mädchen aus gräßlicher Todesgefahr zu befreien, die

ihm vorher seine Liebe und Treue mit Mißtrauen, Troß und Uudank vergolten? Warum hatte sich der alte Hölzer an ihm vergriffen, anstatt seinem Sohn das Ungehörige seiner Handlungsweise zu rügen? Alles wäre nicht gekommen, wie es gekommen war. Er war abgestraft worden, Hans Hölzer der Anstifter nicht! Bitterer Groll stieg ihm im Herzen auf, wie er so auf der Straße vorwärts schritt. Er achtete nicht auf die Schönheit des Lenzes, der neuerwachten Natur, er sah niemanden an, der ihm begegnete, er fürchtete und schente sich einen Bekannten zu treffen, so wanderte er wie ein Träumender weiter. Als Graber Franz aus der Ferne seinen Heimatsort erblickte, blieb er stehen, es war hoher Nachmittag und in einer halben Stunde wäre er zuhause, aber da würde er heute am Ostersamstag sehr vielen Leuten begegnen, die in die Kirche zum heiligen Grabe gingen, oder von dort kamen. Nein! Das wollte er nicht, kein Mensch sollte ihn kommen sehen aus der Strafhast, er wollte es erst Abend werden lassen, ehe er den Heimweg antrat. Nebenau an der Straße befand sich ein kleines Gehölz, dort wollte er sich hinsetzen unter die Bäume und warten bis die Nacht anbrach. Als er so auf der Straße stand und überlegte, kam ein Einspänner gefahren in der Richtung auf das Heimatsdorf zu.

„Fohrn Sie met aham?“ rief ihm der Insasse des Wagens zu und machte Miene das Fuhrwerk anzuhalten.

„Na, ech fohr nie met!“ gab Franz kurz zur Antwort, ohne sich den im Wagen Sitzenden anzusehen. Der Wagen rollte auf der Straße weiter und Graber Franz lenkte seine Schritte in das nahe Gehölz und setzte sich dort auf einen vom Winde abgebrochenen Baum-

stamm, um das Abenddunkel hereinbrechen zu lassen. Leise rauschte der Wind in den Wipfeln der Föhren, Lärchen und Tannen über ihm, gold- und silber-schimmernde Käfer liefen eilig auf dem Erdboden zu seinen Füßen, Schmetterlinge schwebten an ihm vor-über und Vögel sangen auf den Bäumen. Die Sonne neigte sich den westlichen Hochgebirgszügen zu und nahm vor dem Untergange einen rötlichen Glanz an. In der ganzen Natur lag friedliche Osterstimmung, nur in Franzens Seele tobte der Sturm, da, in seinem kleinen Menschenherzen fehlte der Friede, hier herrschte keine Osterfreude, sondern Rachegefühl, Reue, Scham und Menschenverachtung. Franz schrak aus seinem trüben Brüten empor — hatte nicht jemand seinen Namen gerufen? Er spähte nach der Straße hinüber, dort stand, in ein Tuch gehüllt, eine Frauengestalt.

„Toni!“ kam es jubelnd über seine Lippen.

„Franz! Mein herzlichster Franz!“ rief Toni in namenloser Freude. Mit wenigen Sätzen war sie bei ihm, ihre Arme umschlangen seinen Hals und ihre Lippen preßten sich auf die seinen.

„Ormer, ormer Franz! Was hast du leiden müssen, wie elend du aussiehst, und olls wegen mir! Gelt du hast mir schon olls verzehn?“ fragte sie. Er nickte mit dem Kopfe und Tränen rollten ihm über die eingefallenen Wangen.

„Komm, wir gehn of hamzu, dei Väter und mei Eltern worten schon met Sehnsucht of dech,“ erklärte Toni. Franz erhob sich, Toni legte ihren Arm in den seinen und so schritten beide auf der Straße dem Dorfe zu. Alle Schen, aller Kummer, alles Rachegefühl war aus Franzens Seele gewichen, seitdem Toni bei ihm war. Klar und hoffnungsvoll blickten seine Augen in

die Zukunft, als Toni neben ihm einherschritt und mit ihm innig plauderte.

„Wie host du's denn derfohrn, doß ech komm?“ fragte Franz nach einer Weile und drückte Tonis Arm fester an sich.

„Reichel Hannes, dar Gostwert, hot's uns gesäht,“ erwiderte Toni, „ar hot dech aufgefördert met ehm zu fohrn, du host's ehm ober obgeschlän, do eß ar zu ons remkomme und hot's ons metgeteilt, doß du unterwegs best und ech ho medh och zurecht gemocht und ben dir entgegengelossen,“ erwiderte Toni.

„Host du dech denn nie geschamt und schamst dech noch nie, met mir zu gehn, weil ech grodenwags aus'n Kerker komm?“ fragte Franz und sah ihr mit Innigkeit in ihre schönen treuen Augen.

„Beileibe nie, war ech medh denn schame met dir zu gehn, mei lieber, guder, unschuldiger Franz, ka Mensch ei unsern und enern Dorf red't a böses Wort of dech, olle Leut hon dech bedauert, doß du so unvergabs zu an setten Unglück komme best, ober of de Höllderleut hon de Leut nie gut geredt. Na, unser Herrgod verzeih dan Höllderleuten ihre Sünd, se hon's schun müssen büßen. Höllder Hons hot ei dar Fosching geheiert, ober a rechtes Schlampla und an wohn Teufel zu an Weib gekriegt, olle Tog hot's Händel gesocht, amol met Honsen, amol wede met senner Mutter, die Hons of ihre olden Tog nie seckieren losen wollt und wie dar Unfreden gor ka End genomme hot, eß Hons ofn Hausboden gonge und hot sech dort aufgehängt, vür verzehn Togen hon se ehn naben dar Friedhofmaner ei oller Stell begroben,“ berichtete Toni. Graber Franz war stehen geblieben, sein betroffenes Gesicht war erdfahl geworden, als er mit bebenden

Lippen stammelte: „Herrgod sei seiner orme Seel gnädig und barmherzig! Dar orme Norr, es hot ehm schon immer a Kadla eim Kopp gefahlt! Na, ech verzeih ehm olls, mög ehm a unser Herrgod verzeihn.“

Da begannen vom Kirchturm die Glocken zur Auferstehung zu läuten, ein brausendes Meluja! hallte durch die Lüfte, „der Heiland ist erstanden,“ erscholl es tausendstimmig und der Widerhall des Osterliedes traf zwei schwer geprüfte Menschenherzen, die heute in Liebe und Friede einander entgegenschlügen.

„Toni mei Alles, mei Glöck eim Unglöck, mei Liebstes of dar Welt! Nicht soll ons mehr trenne, du best mein, du werst mei Weib,“ sagte Franz und Toni klammerte sich fest an den geliebten Mann, auch in ihrem Herzen herrschte Auferstehungsjubel, ihr war so glücklich zu Mute, wie noch nie in ihrem Leben, sie hätte laut aufjauchzen mögen wie die trillernde Lerche in den blauen Lüften, und trotzdem traten ihr die Tränen in die Augen, aber es waren Tränen der Freude, sie hatte Franzens Liebe wiedergefunden, die sie verloren und erloschen geglaubt hatte, die alte Liebe, die nie rostet und heute wieder auferstanden war mit all ihrer Glut und Innigkeit.



Die Stemm aus dar Totengruft.

„Wenn ech war amol starben, herrjeh! do ward ihr olle metnonder de Ohrwajchla speken, wos do olls für Undinger ei men Testament stehn warn,“ mante Schättel August zu sen Busenfreund Stefter Hermanne, wie olle zwa weder amol beisomme eim Oberkratschen soßen und a poor Berterla Wein verkunsumierten.

Schättel August wor Wetwer und hot och a anzige heldhübsche Tochter vo ochzehn Johrn, derbei wor ar a stanreicher Monn und hot Gald ei Stootspopiern und ein Sporkassen legen und a of onderleuts Häusern stehn. Ar hott' a schönes stöckiges Haus met an prächtigen Gorten, ober a Knauserer oder Kniderer wor Schättel nie, doß ar sich nisch vergunnt hätt', beileibe nie, wenn ar a nisch unnöth wagschmeß oder vertobloschiern tot. Ober a besunderer Kauz wor Schättel, dos muß ma ehm schon lösen, monchmol nachtschossen tumme Gedonken hot ar ei sen Kopp, ollerla Ränken und Reß, und wos ar sedh amol vürgenumme hott', dos fuhr ar sedher dorch, do gobs fa Wenn und fa Ober mehr bei ehm und do kunnt ma a drauf gesoft sein, doß ei sen Testament Dinger drinne stunden, wu an jeden ndern Menschen dar Verstand rosenkohl dröber stehn bleb. Schättel August hätt' noch dan Tod vo sen Weib jo weder heierten gekonnt, och ja, do hots genug Wetfran, olde und a junge Mad, die sedh noch dan olden Kräcker olle zahn Finger geleckt hätten, ober wenn ma met ehm vom Heierten reden tot, do säht ar gewöhnlich:

„Hört mir och auf met dan Weibslenten, die sein jo schlechter wie Teufelsdreck, die täten sech och mei Gald und nie mech heierten und ech hätt' dernochtern dos Hochsahn; für eht ho ech jo noch mei Tochter, die dos Häusliche besorgt, und a onder Weibsbeld brauch ech older Karla nie mehr.“

Sen verstorbenen Weib hott' Schättel August om Friedhof a schöne Gruft baun und a stanernes Monument met an großen Engel drauf setzen lassen, denn ar mante immer, sei Weib wär salber a Engel gewäst, a setts gudes Weibla, wie die wor, gäbs of dar gonzen Welt kane mehr. Für sech hot Schättel schun long a ondere Gruft ein Vorbeforg hargestellt, aus lauter Marmelstan gemauert, met färbigem Fußboden und gemolten Wänden. Om Gruftdeckel, dar wie a Tür ei Angeln hing und met an Schloß zum Verschließen ging, wor a ziemlich großes Glosfanster met Spiegelscheiben eingesetzt, domet dos Tageslicht ei de Gruft dringen kunnt. A sei Sorch wor schun fertig. A schöner vergold'ter Metallfornch met rotem Sommet ausgepolstert, aner wachen Matroz und an seidenen Koppolster.

„Doch ma ols Toter noch atwing wach legt bis zum jüngsten Tog,“ mante Schättel August zu sen Freund Stefter Hermannen. Ober sei Gruft hott' ar losen a Kapell baun met an Altar und an großen Kerzenluster, dar vo dar Deck runterhing.

Eht wor Schättel August gestorben, dar Schlog hott' ehn getroffen und ar wor bold maustot gewäst. Sei Begröbnis wor großartig, wie ar's bei Labzeiten sech immer gewünschen hott'.

„Korz noch sen Tod word sei Testament aufgemocht, dos beim Notar ei dar Stodt log.

„Uje, wos werd och do drinne stehn!“ säht Stefter

Hermann, dar met Schättel Augustens Tochter, dar Marie, zu dar Testamentseröffnung ei de Stodt gefohrn wor, „do ben ech schun neuschierig.“

„Dar Notar mochte met racht arnsthofter Miene dos Testament auf und fing on vürzulafen. Dar Dufong vo dan Testament wor wohl och a übliche Eingangsklausel, ober dernoch koms:

„Mein Besiz, wie er steht und liegt, gehört meiner Tochter Marie.

Mein Vermögen an Geld und Wertfachen in der Höhe von zweimalhunderneunundssechzigtausendvierhundertundsiebzig Gulden vermache ich ebenfalls meiner Tochter mit der Bestimmung, daß sie davon meinem Busenfreund Hermann Stefter zwanzigtausend Gulden als dessen von mir ererbtes Eigentum ausbezahlt. Ferner hat meine Tochter außerdem noch zehntausend Gulden als einen Fond anzulegen, dessen Zinsen nachfolgender Bestimmung zugeführt werden sollen.

Herrn Hermann Stefter vertraue ich meine Tochter an und er hat die Vormundschaft über dieselbe bis zu ihrer Großjährigkeit auszuüben, ihr Vermögen zu verwalten und dafür zu sorgen, daß sich meine Tochter mit einem anständigen und ehrbaren Mann verheiratet.

An meinem alljährlichen Todestage ist in der Kirche ein feierliches Hochamt für meine arme Seele abzuhalten, welchem meine Tochter, Hermann Stefter und andere Freunde und Bekannte beizohnen sollen.

Nach dem Hochamte hat meine Tochter, Hermann Stefter und alle Anwesenden, welche die beiden begleiten wollen, auf den Friedhof zu meiner

Grufst zu gehen, Hermann Stefter hat das Glasfenster an dem Grufstdeckel zu öffnen und in meine Grufst mit lauter Stimme hinunterzurufen: „Freund Schättel, wie geht es dir?“

Nachher ist im Gasthause ein Gastmahl herzurichten und alle jene, die meine Grufst besuchten, auch der Pfarrer, der Schulmeister, der Kirchendiener und der Totengräber, sollen an dem Gastmahle teilnehmen und auf das Wohl meiner armen Seele trinken. Zur Bestreitung der Auslagen für Hochamt und Gastmahl sollen die jährlichen Zinsen von dem durch meine Tochter und deren Vormund als immerwährenden Fond angelegten zehntausend Gulden genommen werden.

Dafß dies mein letzter unabänderlicher Wille ist, bestätige ich mit meiner eigenhändigen Unterschrift.

„Ein sonderbares Testament,“ mante der Notar.

„Nu ja, dos wor vo men Freundla Schättel August nie onders zu verhoffen, dar wor schun ei sen Leben a sonderborer und kreuzguter Mensch,“ säht Stefter Hermann ei völliger Irad über die geerbten zwanzigtausend Gulden, denn Stefter Hermann wor vo derham aus a ormer Teufel und Schättel hot ehm früher schun gor oft müssen aus dar Not helfen und Gald borgen, wos Stefter ober gewöhnlich nie zuröckzohln kunnt und wenn Stefter Hermann mondmol zu Schättel Augusten säht: „Sei och nie böß, edj konn dir zur versprochenen Zeit mei Schold noch nie begleichen,“ do derwederte Schättel und lochte derzu: „Schold bleit Schold! Ober bezohln brauchst du se nie.“ Sette Freundla hot's hentzutog wohl gor selten of dar Welt und ma konn se bei helllichten Tog met aner Latern suchen und grod sette Lent, die Haus und Hof und

Kasten voll Gald hon, peinigten und fasteinigen an orme Teufel om meisten, wenn ar ehne was scheldig eß."

Zwa Johr log Schättel August schun ei sen ausgepolsterten und vergoldeten Sorch, met'n Kopp of an seidenen Koppbettla ei seiner Gruft und jedes Johr on Schättels Todestog hot Stefter Hermann noch Schättels letzten Wonsch und Welln ei de Gruft nondergeruft: „Freund Schättel, wie geht es dir?“ Ober es wor kamol ka Anpert holt nie raufkomme, Schättel log drunten, ruhig und stell, wie jeder ondere tote Mensch.

De Marie, Schättel Augustens Tochter, wor eht zwanzig Johr olt und do wor die Zeit do, wu die Weibslent ons Heierten denken und a so wors a bei dar Marie, se docht a dron. Ei dar Stodt drinne wor de Marie amol unvergabs und zufällig met dan jungen Apotheker, Harrn Neumann, bekonnt worn. Dos wor a hübscher, feiner und gebeldeter Mensch, ober achtsaklorm, denn die Klanigkat vo Gald, wos ar vo derham aus kriegt hott', wor bei sen Studium aufgongen und dar Lohn, dan ar vo sen Harrn, dan Apothekenbesitzer kriegen tot, wor grod nie zu großartig. Ober Neumann wor dar Marie und de Marie Neumannen gor rosniß gut, und wenn a Neumann so Gald hott', do derfür hott' ober de Marie Gald, ma sprecht garn wie Meist, do hätt' sich kinne Neumann zwanzig Apotheken kafen, wenn ar sech de Marie heierte und do bleb noch Gald genug übrig. Bis dohar wär jo ols bei dan zwa Liebeslentan racht schön und gut gewäst, ober do foud sech bold a Hoken, und dar Hoken wor Stefter Hermann, dar Mariens Vormund, dar wollt vo aner Heiert dar Marie met Apotheker Neumannen holt dorchaus nißht

wessen und hörn, und hott' dar Marie schun noch senner Guste an Brätiger besorgt, und noch derzu an zwafodhen Wetwer, dan Freihofbesetzer und Gemanrot Stöber Wenzeln, von dan ober de Schättel Marie nischht hörn und nischht wessen wollt.

„Ober Mariela,“ säht Stefter amol zu dar Marie, „öberlä der's doch, wos du met Stöber Wenzeln für a gude Partie mochen tätst. Ar hot a schönes, schuldenfreies Gut, eß a reputierlicher Monn und Gemanrot derzu, wos wellst denn eigentlich onders hon?“

„Ech hob's Ehue schun oft gesäht, Stöber Wenzeln mäg ech nie, dar hot schun zwa Weiber ofn Friedhof legen und ech wär die Drette; ar eß a vel zu olt für mech, mehr wie doppelt a so olt und könnt mei Voter fein, und, wos de Hauptsach eß, ech konn dan Monn nie leiden, ech nahm mir dan Apotheker, dan ech gut ben und dermet basta,“ mante de Marie.

„Do werd nischht draus, do ho ech a a Wort metzureden, dos ben ech denn verstorbenen Voter, men besten Freund, schuldig, ech ben dei Vormund, vertrat on dir de Voterstell und du host mir zu folgen. Dos dorf ech nie dolden, doß du dir dan ersten besten Windbeutel met laaren Töschchen nimmst und a Windbeutel und Aufschneider scheint a Neumann zu sein; hostes gehört?“ säht argerlich Stefter Hermann.

„Dos sähn Sie mir nie a zweites Mol, wenn wir noch länger gude Freunde sein wolln! Neumann eß a gebeldeter, onständiger Mensch, och fünf Johr älter wie ech, hot studiert, und Gald braucht ar kans zu hon, dos ho ech, domet ar sech konn a Apothek onschaffen, aso wirds und nie onders,“ derwederte de Marie, denn die hot abenst Aren ein Leib.

„Dos werd sesh weisen! Dos werd sesh weisen!“ repetierte Stefter.

„Wos werd sesh weisen? Gor nischt werd sesh weisen! Do heiert ech holt nie früher bis ech vierundzwanzig Johr und majorenn ben, dos dauert ka Ewigkeit mehr und dernoß nahm ech mir doch men Neumann,“ verklärte de Marie.

„Ochach! Dos werd anders gemocht!“ schrie Stefter Hermann und konnte ei völliger Goll dervon. Sette Aufstrett gob's öfter zweschen dan zwan, ober de Marie ließ sesh weder ei Guden noch ei Bösen bekehrn, se mochte holt Stöber Wenzeln nie und bleb bei ihrn Apotheker, och dan und kann ondern wollt se heierten und wenn sesh ihr Vormund metzomt Stöbern vür ihr of de Köpp stelln täten, dos wär ihr Worscht, se tät's troßdam nie anders, mochten andere süß oder sauer reden, dos wor ihr olls ans. A Stöber Wenzel tot sesh, wu's och holbwags onging, on die Marie ongevettern und onschmacheln, ober es wor ols umsonst, de Marie tot dan olden Roter jedesmol gehörig obfanstern.

Do kom weder amol Schättel Augustens Todesstog ongerockt und olle, die vo dar Marie und Stefter Hermannen zu dar Totenfeier, wie olle Johr, eigeloden worn, fradten sesh schun of dan guden Tog und dos Gostmohl eim Dorfwertshaus, wos eigentlich bei olln Teilnehmern de Hauptsach on dan gonzen Ding wor, weils gudes Assen und Wein zu trinken genug gob. Die gonze Gesellschaft vergunnte Schättel Augusten die ewige Ruh und dos ewige Licht und delestierte sesh on Broten und Wein. Olle worn se ei dan Punkt anstemmig, doß dos Schättels klügster Gedonken wor, dan ar ei sen gonzen Laben gehot hot, wie ar ei sein Testament olle Johr a setts Gostmohl hot ongeordnet, und

Zwinker Netsch met Selzer Razen worn sogar dar guden Manichen, a jedes fettes Gostmohl wär a Himmelsstufen, of dan Schättel August vo Johr zu Johr aus'n Jegesfeuer höher nauf zum Himmel steg und domet die Himmelsstufen nacht brat, komod und stundhöstig für Schättels Rauffsteigen warde sollten und Schättels orme Seel och nacht hold aus'n Jegesfeuer rauskäm, do müßt olle Johr beim Gostmohl nacht vel gassen und getronken warde und do derzu ließ sedh kaner zwamol betten.

Dosmol trof Schättels Todestog on an Sönnabend. Ei gesammelten Hasen, voron Stefter Hermann und de Marie, gingen die zur Totenfeier Geladenen ei de Kerch, wu dar Pforr dos Totenomt holten tot. A Stöber Wenzel wor unter dan Ondächtigen, die für Schättels Seelheil baten toten und, wos Zufall oder Obsicht, ar wor grad naben de Schättel Marie ei dar Kerchenbank zu setzen kumme und verdrehte gor ondächtich sei Agen noch dar Kerchendeck und bate, doß de Zähn Feuer goben.

Währenddam ei dar Kerch dar Gedächtnisgottesdienst für Schätteln obgehouden word, soch ma Neumannen, dan jungen Apotheker, aus der Stodt ongesauft kumme, ober dar ging nie ei de Kerch nei, sondern flechtig wie a Kastelbender hender dar Kerch nim und bis eis Totengröberhäusla, dort redt ar a poor Wörter met dar Totengröberin, gob ihr a zahngoldige Banknot, de Totengröberin lochte vür Grad übers ganze Gesicht, dernoß schloß se dos Friedhofsor auf und ging met Neumannen bis zu Schättel Augustens Grust; dort wor schon die Kapellthür offen. Ei oller Gil schloß de Totengröberin dan Grustdeckel auf, Neumann hob ehn ei de Höh und gewendig, wie a junge Kock, hoppte

Neumann ei die Gruft nunder und froch unter die Stellafche, of dar Schättels Sorch ruhte. Die Totengröberin schloß dan Gruftdeckel weder zu, stoßt dan Schlüssel ein Razer und lief zum Friedhof naus.

Glei drauß kome de Gruftbesucher aus dar Kerch raus und ofn Friedhof zu Schättels Gruft. Boron ei schworzen Gewändern, Zylinderhüt ofn Köppen, Stefter Hermann und Stöber Wenzel, hender dan zween de Marie, a gonz schworz ungezogen und an longen schworzen Schleier om Hut, und dernohtern die öbrigen gelodenen Gäst und a gonzer Schworm neuschieriger Weiber, die zwor nie geloden worn, sich ober voller Wunderblösigkat nie nond genug azu drängen konnten. Stefter Hermann nohm sen Zylinder vom Kopp, mochte dos Fansterla om Gruftdeckel auf, holte a poor-mol huchen Odem, dernoht ruft ar vorschrestsmäßig met storker Stemm ei die Gruft nunder:

„Freund Schättel, wie geht es dir?“ An Agenbleck wors ruhig, dernohtern amperte a hohle Grob-stemm:

„Mir gehts schlecht, weil mei Tochter Stöber Wenzeln heierten soll!“ Stefter und Stöber Wenzel ließen ihre Zylinderhüt ofs Pfloster solln und prallten met leichenblossen Gesechtern vo dar Gruft zuröck. De Weiber schrien: „Marja und Josef!“ und de Monne sochen anonder met verschrockenen Gesechtern und offenen Mäulern on.

„Dos geht heut nie met rachten Dingern zu. Geht, laßt jemonde ein Pforrhof und holt dan Harrn Pforrn,“ säht Stefter.

A gonze Schor Weiber konnten zum Friedhof naus und eis Pforrhaus nim, bold kome se, dan Harrn Pforrn ei ihrer Mett', weder zu Schättels Gruft.

„Was geht denn da vor?“ fragte dar Pforr. Stefter, dar sedh von sen Schrocken schun weder awing derholt hott', derzöhlts dan Harrn Pforrn, wos dar Tote of sen Druf für a Ampert gahn hot. Dar Harr Pforr schüttelte sen Kopp, dernooh säht ar:

„Wo ist denn der Totengräber? Geht, sagt es ihm, er soll herkommen und den Schlüssel zur Gruft mitbringen.“ Noch aner geraume Weil kom dar Totengräber und derklärte met an nachtschossen verlegenen Gesecht, ar könnit ei dar Gil dan Grufschlüssel nie sende, ar wär seit Schättels Begröbnis noch nie gebraucht worn und ar hätt' sedh dan Schlüssel, dan ar ei Berwohrung genumme hot, verlegt und brauchte längere Zeit zum Suchen, darselbe wär sedh schun weder azufinden.

„Das ist doch merkwürdig!“ mante dar Harr Pforr und trot selber zu dan offenen Fensterla om Grufdeckel.

„Wer ist da unten?“ rufte dar Harr Pforr ei der Gruft nunder, ober olls bleb stell, doß ma hätt' kinne a Mäusla lasen hörn.

„Ich wiederhole, wer ist da unten, der melde sich, sonst laß ich um den Schlosser schicken und die Gruft öffnen,“ schrie dar Harr Pforr noch amol ei de Gruft, ober drunten ruhrt sedh nischit.

„Haben Sie sich nicht getäuscht? Ist es Ihnen nicht vielleicht nur so vorgekommen, als ob Niemand aus der Gruft Antwort gäbe?“ wondt sedh dar Harr Pforr on Stefter Hermannen.

„Gott bewohr', wir hon uns nie getäuscht! Wir hon die Stimm aus dar Gruft gonz deutlich vernumme, do eß Stöber zur Stell, dar hots a gehort,“ bestätigte Stefter Hermann.

„Wir hons sogar do hinten gehort, es wor gena Schättels Stimm,“ verklärte aner vo dan Monne, die gonz hinten stunden.

„Sei es, wie es sei, ich werde der Sache schon auf die Spur kommen und die Gruft gründlich untersuchen lassen,“ säht dar Harr Pforr, „jezt gehen wir aber in den Gasthof, man wird dort schon mit dem Essen auf uns warten. Totengräber, schließen Sie die Gruftkapelle gut ab und stecken Sie den Schlüssel ein,“ und die gonzze Gesellschaft, voran dar Harr Pforr, verließ dan Friedhof und begob sich eis Wertschhaus, henderdrei ronnte dar Totengräber und wenn sich jemonde vo dan Leuten emgesahn hätt’, do hätt’ ars finne bemerken, wie dar Totengräber sen Weib dan Schlüssel zu Schättels Gruftkapelle zustecken tot.

Nam worn olle eim Wertschhaus und dar Friedhof laar, do kom Totengräbers Weib wie a Pfitche-pfeil of Schättels Gruftkapell losgesaust, schloß de Kapell und de Gruft auf, dar Gruftdeckel hob sich und dar Neumann Apotheker kom, wie a Hochs aus sen Bau, aus dar Gruft gefohrn, ronnt aus dar Kapell naus, sprong über de Friedhofmauer und lief so geschwind wie a Hos on an Feldweg nei, bis ar hendern Dorf of de Stroß kom und dort gemütlich of de Stodt zuschlenderte.

Eim Gosthof beim Gostmohl wollt heut ka rechtige Unterhaltung zustond komme, obwohl gegassen und getronken genug word, dos gonzze Gespräch dreht sich heute och im dan Vorfoll om Friedhof, ma rote hen und har und kunnt sich holt aus dar rätselhaften Geschichte nie flor warden. De Marie wor heut gegen ihre sonstige Gewohnhat recht anselbig und stell und gonz bloß eim Gesecht, dos tot freilich niemonden wundern,

wenn dar schon seit Johrn verstorbene Vöter zu reden onfängt und derklärt, doß's ehm schlecht geht. Do kom dar Totengöber, dar zuvor of a Weil nausgongen wor, weder ei de Wertsstob, ging zum Harrn Pforrn und säht:

„Harr Pforr, eht hot mei Weib dan Schlössel zu Schüttels Gruft gefunden, eim Schubloedenkosten hot ar gelahn,“ derbei worf ar dar Marie an versthlenen Bleck zu und zwinkerte verhohln met'n Agen. De Marie word agenblecklich weder rot eim Gesecht und es kom Laben einse, denn se woßts schon, wos Totengräbers Gezwinke zu bedetten hot.

„Nun gut!“ mante dar Harr Pforr, „mit dem Essen sind wir soweit fertig, da können wir ja gleich in der Gruft Nachschau halten, was dort vorgeht, ich kann mir sonst die Spukgeschichte selbst nicht erklären. Wir brauchen ja nicht alle, sondern nur einige auf den Friedhof zu gehen um uns Klarheit zu verschaffen. Ich kann mir die Sache nicht anders denken, als daß ein schwacher Mensch — ich wiederhole ein sehr schwacher und dünner Mensch — durch das Fenster im Gruftdeckel in die Gruft gelangt ist und euch, meine Lieben, den Spuck vorgemacht hat. Nun, wir werden ja sehen, dieser Mensch wäre ja in der Gruft gefangen, das Fenster im Deckel ist zu und die Gruftkapelle verschlossen. Ich möchte aber den Herren raten, sich vorher zu bewaffnen, denn man kann doch nicht wissen, mit wem man zu tun bekommt. Besser ist besser, trotzdem muß ich Sie, meine Herren, aber bitten, nur im äußersten Notfalle von ihren Waffen Gebrauch zu machen, nur um Gotteswillen kein unnützes Blutvergießen.“ A beifälliges Gemurmeln ging noch dan Worten vom Harrn Pforrn dorch die Unwesenden.

Stefter Hermann und Stöber Wenzel gingen aham und jeder brocht a olde verrosterte Flint, die se met Polver und gehackten Blei geloden hotten. Dar Totengröber holt sedh an olden Reitersabel, dar noch vo sän Großvoter herstommte, dar dan Franzosenkrieg gegen Napoleon metgemocht hot, sogar dar Harr Pforr bewoffnete sedh met aner tüchtigen Klipp Pistol, die ehm dar Gostwert leh. So ausgeröst't zog ma ofn Friedhof zu Schättels Gruft. De Marie kunnt an Zichzer Loch nie verbeißen, wie sie die Monne aso bewoffnet ausziehen soch, ober Stefter Hermann schmeß ihr an fenstern Bleck zu. Obwohl dar Harr Pforrer mante: Es wär nie notwendig, doß olle metgingen, do broch doch die gonzge Gesellschaft auf und ging met, denn de Menschier wor abenst zu groß. Dar Totengröber schloß de Kapellntür und de Gruft auf und dar Harr Pforr schrie noch amol ei der Gruft nunter:

„Wenn ein lebender Mensch da unten ist, so komme er freiwillig herauf, sonst wird er gewaltsam heraufgeholt!“ Ei dar Gruft blieb ober olls mäuslastell. Do brocht dar Totengröber a forze Latter und laht se ei de Gruft, dernoch steg ar met sen Sabel nunter und vesetierte die Gruft.

„Nischt es do hunten, ka Mensch und ka Maus!“ schrie dar Totengröber rauf.

„Das ist doch ein seltsames Rätsel! Ich bin nicht abergläubig, aber — aber — man weiß nicht, was man sich denken soll! Hätte denn wirklich der Tote ein Warnungszeichen von sich gegeben? Unmöglich wäre dies ja nicht, die Geschichte erzählt uns mehrere solche Fälle,“ mante dar Harr Pforr und steg salber ei de Gruft nunter, Stefter Hermann und Stöber Wenzel toten ehm anochsteigen. Ober do hunten wor

holt ran und gor nischd anders zu fahn, wie dar Sordch of sen Gestell, dar wor verschlossen und verlött worn und es ruhrt sedch a nischd drenne.

„Dos wor a böses Zache für dech!“ säht Stester Hermann zu Stöber Wenzeln, und dar Harr Pforr neckte met'n Kopp derzu, „do werds schun zu kaner Heiert met dir und dar Marie, es wor abenst Schättels Stemm, eht glab echs salber, denn es hot gor a so hohl geklungen.“

Ma steg weder aus dar Gruft raus, dar Totengröber schloß dan Gruftdeckel und de Kapellntür zu und die gonze Gesellschaft ging weder bis eis Wertschhaus. Unterwags blieb dar Totengröber met dar Marie zwanzig Schrett henter dan ndern Leuten zuröck und zischperte dar Marie gonz verholn wos eis Ohr:

„Gut eß die Geschicht gongen, ober Dngst hon wir, ech und mei Weib, ausgestonden, denken se och Fräula Marie, wenn dar Schwindel zu Tog kumme wär, dar Harr Pforr hätt' uns jo stantebene zum Teufel gejäh! Ober dar Neumann Apotheker hot geweiß a a sovel, wenn nie noch mehr Dngst gehot, wie wir. Dar liebe Harr wor käsweiß eim Gesecht, wie ehm mei Weib aus dar Gruft gelossen hot, dar muß Ehne jo gor ros-nig gut sein, wenn ar sedch zu setten Dingern versteht.“

De Marie lochte seelvergnügt für sedch hen, zog ihre Briestosch aus'n Kaker und gob dan Totengröber noch a zahngoldige Banknot. Gim Wertschhaus word dar Bürsoll noch amol gehörig besprochen und dar Harr Pforr mante:

„Meine Lieben! Es ist meine Meinung, daß künftighin, obwohl es der letzte Wille des Verstorbenen war, das Hinabrufen in die Gruft unterbleibt.

Wir können uns ja in den nächsten Jahren, wenn uns Gott das Leben schenkt, bald von der Kirche aus ins Gasthaus begeben, ich glaube das wird das Beste sein, denn der Dichter sagt: „Ihr Menschen versuchet die Geister nicht, und wünschet auch nimmer und nimmer zu schauen, was sie verhüllen mit Schrecken und Grauen,“ säht dar Harr Pforr.

„Nacht, Harr Pforr! Sehr nacht hon Sie! Mech brecht jo ka Teufel und ka Mensch mehr derzu noch amol ei die Gruft zu rufen,“ mante Stefter Hermann.

„Und ech dorf mir ekt schun kan Gedonken mehr ofs Heierten met Ghne mochen, Fräula Marie, jo garne ech Ghne ho, weils Ghnes Boter nie gehot well hon, ober ech begreiß nie, wos dar Monn noch sen Tod noch gegen mech hot, wir hon anander doch bei sen Lebenszeiten nischt ein Wag geläb, wenn wir a grod ka sehr große Freunde worn,“ säht Stöber Wenzel zu dar Marie und tronk an Bertel Wein of an Zug aus, „ober dos mocht nischt, ech krieg trokdam noch Weibseut genug, wie ech ane hon well, zahne für ane, ober die gonze Soch eß für mech doch awing a Blamasch und tut mech eim Verholn gesten. Wenn Sie, Fräula Marie, ober och a klanes besla Lieb zu mir hätten, do täten Sie sech aus Ghnes Boters Wornichen und Kaprizen noch sen Tod gor nischt mochen und doch zu fleiß mech heierten; geht dos nie, Fräula Marie?“

„God behüt mech für an setten Gedonken! Dos recherte ech mir für die größte Sünd. Schlon Sie sech och an setten Gedonken aus'n Kopp, Harr Stöber, do werd nischt draus!“ amperte de Marie und Stöber Wenzel mochte a rachtichoffenes griesgrämiges Gesecht derzu, denn ehm kneisterte grod nie dar Verlost vo dar Marie, ober dar Verlost vo ihrn veln Gald.

Verzehn Tog noch dan Geschahnis tots gonz sachte on Stefter Hermannes Stobentür kloppen und wie Stefter „Herein!“ rief, do komme dar Neumann Apotheker met dar Schättel Marie ei de Stob.

„Guten Tag, Herr Stefter!“ säht Neumann und strodt Steftern de Hond entgegen.

„Schön willkumme! Was brengt mir denn heut dar Harr Neumann?“ frogte Stefter Hermann.

„Ich bringe Ihnen nichts, Herr Stefter, sondern ich will was haben, ich will mir das Fräulein Marie hier heiraten und komme Sie um Ihre Einwilligung zu dieser Heirat zu bitten, indem Sie der Herr Vormund des Fräuleins sind,“ verklärte dar Apotheker.

„Moch du och was du wellst, Marie, ed ho nisch mehr dergegen, wan du dir heierst! Wie du's wellst, werds wohl dein verstorbenen Vater racht sein und es werd ihm ei senner Gruft wede besser gehn,“ mante a wing stichelhaftig Stefter Hermann.

Und de Schättel Marie hot richtig gemocht, was sie gewollt hot und hot ei drei Wochen drauf dan Apotheker Neumann geheiert und se hot ihre Heiert bis heute noch nie beren.



Mein Freund Hafermann.

Humoreske.

Wenn ich etwas Schönes, Romantisches schreiben soll, sei es Erzählung oder Sage, so muß ich Ruhe haben, um meinen poetischen Gedankenvorrat in gewählter Reihenfolge mit der Feder aufs Papier zu bringen, das heißt, ich darf nicht gestört werden. Ich hatte einen Freund, Hafermann hieß er, den ich über alles schätzte und dessen Besuche mir sehr angenehm waren, wenn ich nicht „schriftstellerte“. Aber Paul Hafermann schien für solche Ausnahmen kein Verständnis zu besitzen. Er besuchte mich gewöhnlich und regelmäßig zu einer Zeit, während der ich mit Leib und Seele arbeitete, da jede Faser meines Gehirns angestrengt war und meine Feder, dem Gedankengang folgend, über die weiße Papierfläche raste; da klopfte es leise an meiner Thür, o, ich kannte dieses schüchterne Klopfen und legte mißmutig, oft im gewaltsam unterdrückten Zorn meine Feder beiseite und rief „Herein!“ obwohl ich den ungelegenen Besucher dorthin wünschte, wo der Pfeffer wächst.

Behutsam öffnete sich die Thür und vorsichtig schlich mein Freund Hafermann ins Zimmer, spähte nach meinem Schreibtisch, sagte dann seinen gewöhnlichen Gruß, legte seinen Hut, Schirm und Überzieher auf die Decke meines Bettes, obwohl ein leerer Kleiderrechen sich nebenan an der Wand befand und stellte die bei ihm übliche Frage: „Ich störe doch nicht?“

Meine Antwort war immer ein kleines Kopfschütteln, aus dem man nur mit sehr wenig Scharfsinn entnehmen konnte, daß ich damit das Gegenteil meinte. Sachte rückte sich nun mein Freund selbst einen Stuhl an meinen Schreibtisch heran, ließ sich langsam auf demselben nieder und meinte:

„Laß dich nur durch meine Gegenwart nicht stören, schreibe ruhig weiter, ich werde unterdessen in die Zeitungen schauen.“

Er nahm auch wirklich die erste beste Zeitung und vertiefte sich ins Lesen, da griff auch ich zur Feder um den gewaltsam abgerissenen Faden meiner Schilderungen wieder anzuknüpfen; ich schrieb an der Erzählung weiter: „Liebst du mich, Rosamunde?“ fragte mit bebender Stimme Heinrich und legte seinen Arm um den zarten Körper der Geliebten.“ — Weiter kam ich nicht. Mein Freund Hafermann blickte von der Zeitung weg nach mir und sagte:

„Entschuldige einen Augenblick! Hast du von dem großen Automobilunglück gelesen?“

„Nein!“ entgegnete ich, „habe keine Zeit!“ Hafermann begann wieder die Zeitung weiter zu lesen und ich schrieb weiter: „Rosamunde legte ihr schönes Haupt an die breite wogende Brust des geliebten Mannes und lispelnd kam es über ihre Lippen . . .“

„Entschuldige, wenn ich dich störe,“ hub Hafermann wieder an, „der Blitz hat sieben Personen erschlagen.“

„Verdient wegen Totschlag eingesperrt zu werden,“ erwiderte ich zerstreut und schrieb weiter: „Eine Weile blieb ruhig, die Liebenden hielten sich in dieser feeligsten Stunde ihres Lebens fest umschlossen, alles um sich her vergessend, dann sagte Heinrich: „Nun will

ich zu deinen Eltern gehen und um deine Hand anhalten, damit ich dich, geliebte Rosamunde, in diesem Frühlinge noch zum Traualtar führen kann."

"Entschuldige nur einen Moment!" rief Hafermann, "hast du schon gelesen, daß der Finanzminister eine Junggesellensteuer einführen will?"

"Nein!" antwortete ich, "da soll doch der Teufel dazwischen fahren." Ich sah es ein, daß es die reine Unmöglichkeit sei, bei diesen fortwährenden Störungen durch die Fragen meines Freundes weiter zu arbeiten und überlas die letzten Sätze meiner Erzählung. Zu meinem nicht geringen Entsetzen hatten dieselben folgenden Wortlaut: "Liebst du mich, Rosamunde?" fragte mit bellender Stimme Heinrich und legte seinen Arm um den zarten Körper der Geliebten." — "Nein! Habe keine Zeit!" Rosamunde legte ihr schönes Haupt an die breite Brust des wogenden Mannes und lispelnd kam es über ihre Lippen: "Entschuldige, wenn ich dich störe, der Blitz hat sieben Personen erschlagen, verdient wegen Totschlag eingesperrt zu werden. Eine Weile blieb's ruhig, die Liebenden hielten sich in dieser seeligsten Stunde ihres Lebens fest umschlossen, alles um sich her vergessend, dann sagte Heinrich: "Nun will ich zu deinen Eltern gehen und um deine Hand anhalten, damit ich dich, geliebte Rosamunde, in diesem Frühlinge noch zum Traualtar führen kann. Entschuldige nur einen Moment, hast du schon gelesen, daß der Finanzminister eine Junggesellensteuer einführen will? Nein! Da soll doch der Teufel dazwischen fahren."

Mich übermannte die Wut, eine wahre Berserkerwut, über mein konfuse Geschreibsel, welches einzig und allein mein ahnungsloser Freund Hafermann

mit seinen unverschämten Fragen verschuldet hatte, die ich samt meinen Antworten in der dadurch verursachten Zerstreuung niedergeschrieben. Das war der größte Stiefel, der mir jemals vorgekommen war. Ich sprang vom Stuhle auf, ergriff den beschriebenen Papierbogen und zerriß ihn in Fetzen, die ich zähneknirschend in den Ofen warf.

„Aber entschuldige, was treibst du denn?“ fragte mein Freund, der bei meinem ihm sonderbar erscheinenden Gebahren auch von seinem Sitze aufgestanden war.

„Was ich treibe?“ entgegnete ich mit zornblickenden Augen, „einem zusammengeschriebenen Wechselbalg habe ich den Garaus gemacht.“

„So, das verstehe wer es kann, ich verstehe dich nicht!“ meinte kopfschüttelnd Hafermann. Da begann er plötzlich zu lauschen. Aus der Ferne erschollen langgezogene Basstöne, die immer näher kamen, bis man auch Hörner und Trompeten, Flöten und Klarinetten vernahm, die zusammen einen Trauermarsch hervorbrachten.

„Was ist das?“ fragte mein Freund mit heben-der Stimme und leichenblassem Gesichte.

„Sonst nichts anderes als ein Leichenzug, der hier vorüber kommt,“ meinte ich.

„O, ich kann keine Trauermusik hören und keinen Leichenzug sehen, das macht mich nervös, im höchsten Grade nervös; o diese gräulichen Molltöne,“ jammerte Hafermann, rückte seinen Stuhl in den äußersten Winkel meines Zimmers und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu. Da durchblickte mein Gehirn ein satanischer Gedanke. Als mein Freund bald nachher fortging, machte ich mich auch zum Ausgehen fertig und

lenkte meine Schritte geradenwegs in eine Musik-automatenhandlung und kaufte ein Grammophon samt zehn Platten. Der Verkäufer machte bei meiner Auswahl der Platten ein recht verblüfftes Gesicht, denn ich wählte den Trauermarsch von Beethoven, den Maderknytrauermarsch, die Trauermusik beim Leichenbegängnisse des Wiener Bürgermeisters, die Trauermusik beim Leichenbegängnisse König Eduards von England, das Requiem beim Begräbnisse König Leopolds von Belgien und noch einige Trauerchöre und Trauermärsche.

„Wenn ich Ihnen, mein Herr, raten darf, so nehmen Sie auch einige Platten mit heiteren Tonstücken dazu, was Sie hier ausgewählt haben, ist durchaus düstere Musik,“ meinte der Verkäufer.

„Gott bewahre, heitere Stücke kann ich nicht brauchen, ich liebe nur Trauertöne,“ entgegnete ich. Kopfschüttelnd packte der Verkäufer die Sachen zusammen und ließ das Grammophon durch einen Träger in meine Wohnung schaffen. Einige Tage später, als ich wieder in meine Arbeit vertieft am Schreibtische saß, klopfte es wieder an meiner Zimmertür und auf mein überlautes „Herein!“ trat Hafermann ins Zimmer.

„Guten Tag! Immer fleißig, ich störe doch nicht?“ sagte er.

„Nein! Nimm nur Platz,“ entgegnete ich. Hafermann ließ sich auf einen Sessel nieder, da erblickte er das Grammophon.

„Ei, ei, Musik im Zimmer! Das ist schön, hast wohl das Instrument erst angeschafft?“ fragte mein Freund Hafermann.

„Nein! Ich habe es geschenkt bekommen,“ log ich.

„Wohl von jemanden, der dir sehr nahe steht?“ forschte Hafermann weiter.

„Auch das nicht! Ein Leser meiner Schriften schenkte mir das Instrument mit dem Bemerkten, ich möge mich bei dessen Spiel stets daran erinnern, keinen Unsinn zu schreiben,“ sagte ich.

„So, so, dann laß einmal hören, was das Grammophon spielt,“ meinte mein Freund.

„Mit Vergnügen!“ entgegnete ich, legte die Scheibe mit einem Trauermarsch auf das Grammophon, zog den Apparat auf und in tief düsteren Molltönen entledigte sich das Instrument seiner Aufgabe. Hafermanns Gesicht wurde länger und länger und verzog sich allmählich zu einer recht komischen Frage, als er sagte:

„Das ist ja gräßliche Musik, laß lieber ein anderes Stück spielen.“

Ich kam seinem Wunsche nach und bald intonierte das Grammophon die Trauermusik bei Luegers Leichenzug. Dieser folgte ein Totengesang von den Leichenerlichkeiten König Eduards von England.

Das war zuviel!

Hafermann nahm Hut und Stock und ergriff, ohne Abschied zu nehmen, die Flucht. Lachend blickte ich ihm nach, ich hatte mir den Störenfried durch meine List vom Halse geschafft.

Lange Zeit ließ sich Hafermann nicht bei mir sehen, und ich hatte bei meinen Arbeiten Ruhe, aber siehe da: „Mit des Schicksals Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten!“ Ich hatte eine größere schriftstellerische Arbeit zu vollenden, der Verleger drängte mich und schrieb fast täglich einen Brief, ich möchte doch endlich die Handschrift einsenden. Ich arbeitete über

Hals und Kopf fast Tag und Nacht. Gerade als sich meine Arbeit dem Ende näherte, erscholl wieder das mir bekannte eigentümliche Klopfen an der Tür und mein Freund Hasermann trat ein. Mit einem scheuen Blick auf das Grammophon, das verstaubt und unbeachtet in einer Ecke stand, kam er auf den Zehenspitzen auf mich zugeschlichen, indem er sagte:

„Entschuldige, wenn ich störe, ich hatte mir vorgenommen dich nicht eher zu besuchen, bis du jenen abscheulichen Winkelfasten, das Grammophon, aus deinem Zimmer verbannt hast, aber wie du weißt, bin ich Herr über so viel freie Zeit, daß ich mir heute wirklich nichts anderes anzufangen wußte, als dich zu besuchen; laß dich nicht stören und schreibe ruhig weiter, ich werde einstweilen ein wenig in die Zeitung sehen.“

Bei diesen Worten rückte sich Hasermann einen Stuhl zurecht, griff nach der auf dem Tische liegenden Zeitung, ließ sich gemächlich nieder und begann zu lesen.

Ich schrieb aber nicht weiter, sondern zündete mir eine Zigarre an und staubte den Musikapparat ab, legte eine Platte auf und richtete das Grammophon zum spielen ein. Als Hasermann bemerkte was ich vorhatte, sprang er vom Stuhle auf und rief:

„Du wirst doch nicht wieder diesen Winkelfasten spielen lassen, ist dir denn meine Freundschaft gar nichts mehr wert?“

„Eben deshalb, du mußt dich an diese Musik gewöhnen, sonst läufst du einmal vor deinem eigenen Begräbniß davon,“ meinte ich lachend.

„O, ich kenne deine Pöffen, du Schlaumeier, und habe mich vorgesehen,“ bei diesen Worten zog er zwei

aus Wachs angefertigte Pfropfen aus der Westentasche und schob dieselben in seine Ohren.

„So,“ sagte er, „jetzt laß den Zammerkasten los, ich höre nichts!“ Nun sah ich ein, daß Hafermann nicht so dumm war, wie ich ihn gehalten hatte und daß mein Kniff mit dem Grammophon und der Trauermusik auf die Dauer nichts half; ich war also der Blamierte. Ich unterließ es, das Grammophon spielen zu lassen, und als Hafermann dies merkte, zog er vorsichtig die Wachspfropfen aus den Ohren, hielt dieselben aber zum sofortigen Gebrauche bereit in der Hand, bis er, nachdem er mich ein und eine halbe Stunde in meiner Arbeit aufgehalten hatte, Abschied nahm und mich verließ.

Am nächsten Tage enthielt die Volkszeitung schon eine Ankündigung, daß ich mein Grammophon samt Platten verkaufe. Es fand sich auch bald ein Käufer. Hafermann schien das Inserat gelesen zu haben, denn er stattete mir nun wieder täglich zu einer mir recht ungelegenen Zeit seine Besuche ab.

Ich zermartete mein Gehirn um ein Mittel ausfindig zu machen, wie ich mir Hafermanns unerwünschte Besuche endlich gründlich vom Halse schaffen könnte; ich sah ihn ja sonst gerne kommen, wenn ich nicht arbeitete, aber dann kam er sicher nicht. Da half mir der Zufall. Eines Tages, als ich von einem Ausgange zurückkehrte, traf ich vor dem Haustor unsern Hausmeister wie er einen schönen, großen Bernhardinerhund mit der Hundspeitsche durchprügelte, so daß das Tier jämmerlich heulte.

„Warum schlagen Sie denn den Hund so unbarmherzig?“ fragte ich.

„D, der hat Schläge verdient!“ meinte der Haus-

meister. „Ich habe das Tier von meiner verstorbenen Tante, einer alten Jungfer geerbt, er ist ja sonst ein recht braver Kerl, folgsam, wachsam und stubenrein, aber eine Unart hat er, er will niemanden in meine Stube hineinlassen, als nur mich und meine Frau, jeden anderen, der zu mir kommen will, drückt er an die Wand, legt ihm die Pfoten auf die Achseln und knurrt ihn zähnefletschend an. Ich muß mit der Peitsche ins Mittel gehen und ihn wegprügeln. Soeben hat er den Hausherrn selbst an die Wand gelehnt, als derselbe zu mir kam um die eingehobenen Zinsgelder zu übernehmen. Denken Sie nur, lieber Herr, den Verdruß, den mir das Hundsvieh macht!“

Da kam mir ein leuchtender Gedanke.

„Verkaufen Sie den Hund?“ fragte ich.

„Mit Vergnügen! Sogar sehr billig,“ lautete die Antwort.

„Gut, ich kaufe ihn,“ sagte ich. Ich kaufte Karo für wenige Gulden, die der Hausmeister für ihn verlangte. Karo war wirklich ein recht braves, wohlgezogenes Tier, wie ich mir einen solchen Hund schon lange gewünscht hatte. Wenn ich schrieb, saß oder lag er neben meinem Schreibtisch ganz ruhig und blinzelte mich verständnisvoll an. Ging ich aus, so trottelte er hinter mir, ohne sonst auf etwas anderes als nur auf mich zu achten. Gleich am ersten Tage, an den ich Karo erstanden hatte, befahl ich ihm, sich draußen vor die Zimmertür zu legen, als die Zeit herannahte, um welche mich Hasermann gewöhnlich zu besuchen pflegte. Ich hatte mich nicht verrechnet, denn es währte nicht lange, so vernahm ich die mir schon wohlbekannten schleichenden Schritte über die Treppe herauf kommen und bald ging draußen vor der Tür das Spektakel los.

„Bestie verdammte, willst du mich hinein lassen, gehst weg!“ hörte ich meinen Freund Hasermann schreien und gleich darauf: „Hilfe! Hilfe!“ Ich verhielt mich muckelstill, während Hasermann wenigstens zwanzigmal um Hilfe rief. Daß ihn der Hund kein Leid zufügte, wußte ich.

Mit den Worten: „Was ist denn los?“ öffnete ich endlich die Thür. Da bot sich mir ein komischer Anblick. An der Wand neben der Thür lehnte Hasermann und schnitt eine jämmerliche Grimasse, an ihm lehnte Karo, das zottige Ungeheuer, seine Taten auf Hasermanns Schultern und knurrte ihn zähnefletschend an.

„Gehst du her, Karo! Gehst du weg!“ Aber der sonst so folgsame Hund befolgte meinen Zuruf nicht und knurrte noch ärger. Erst als ich meinen Stock holte und ihn damit zu schlagen drohte, ließ Karo von meinem Freund Hasermann ab und legte sich mit drohendem Geknurr quer vor die Thür. Die Angst hatte Hasermann für eine Weile die Sprache benommen, endlich kam es heiser aus seiner Kehle:

„Gehört diese Hundebestie dir?“

„Ja, ich habe ihn gekauft!“ entgegnete ich.

„Dann leb' wohl! Du wirst mich nicht früher wieder bei dir sehen, bis diese Bestie weg ist,“ sagte Hasermann und sprang, immer zwei Stufen mit einem Satze nehmend, die Stiege hinab.

An der Pforte des Todes.

Azurblau wölbte sich das wolkenlose Firmament über die im frischen Frühlingsgrün prangende, blumen- und blütengeschmückte Erde, während am Osthimmel strahlend das Tagesgestirn emporstieg, Berg und Thal, Flur und Wald mit Licht und Wärme überflutend. Langsam schritten wir, ich und mein Freund Ruprecht, der ein Schulkamerad von mir und jetzt Rechtsanwalt in einer nur wenige Stunden von meinem Wohnorte entfernten Bezirksstadt war und auf kurzen Besuch bei mir weilte, dem nahen Gebirge zu. Ruprecht war ein leidenschaftlicher Mineraliensammler und schente weder Mühe noch weite Wege, um seiner Liebhaberei zu fröhnen, wenn es galt, seine schöne, große Mineraliensammlung um einige Erzstufen oder Kristalle zu bereichern.

Als wir so nebeneinander hergingen und von allerlei Sachen und Angelegenheiten sprachen, brachte mein Freund auch die Rede auf seine Mineraliensammlung und erzählte mir unter lebhaftem Bedauern, daß ihm die einzige prachtvolle Stufe von Buntkupfererz, die er in seiner Sammlung hatte, auf unerklärliche Weise abhanden gekommen sei.

„Wäre es dir als Bergmann vielleicht möglich, mir ein handgroßes Stück Buntkupfererz zu besorgen?“ fragte mich schließlich Ruprecht. „Ich wäre dir dafür sehr dankbar.“

Ich dachte nach, da fiel mir eine alte Kupfererzgrube ein, die etwa eine Wegstunde von uns entfernt war und schon dreißig oder vierzig Jahre außer Betrieb stand. Mein Vater hatte mir erzählt, daß zur Zeit des Betriebes nebst Kupferkies auch Buntkupfererz aus diesem Bergwerke gefördert wurde. Ruprecht war über meine Mitteilung höchst erfreut und bat mich, ihn nach diesem alten Kupferbergwerke zu begleiten, wozu ich mich auch bereit erklärte.

„Es ist aber sehr fraglich,“ meinte ich, „ob auf der Grubenhalde noch Buntkupfererzstufen zu finden sein werden, denn alles ist bereits mit Gras und Moos überwachsen.“

„Kann man in das Innere der Grube gelangen?“ fragte Ruprecht.

„Der Stollen war immer offen, wenigstens im vergangenen Jahre noch!“ erwiderte ich, „aber es ist gefährlich, sich hinein zu wagen, der Holzbau ist schlecht und faul.“

„Ah was! Hat die Holzzimmerung des Stollens so lange Jahre festgehalten, so wird sie es auch noch während der kurzen Zeit, da wir im Innern der Grube sein werden; wir gehen hinein!“ sagte Ruprecht in der ihm eigenen schnell entschlossenen Weise. Als wir an einem Greißlerladen vorüberkamen kaufte Ruprecht zwei Unschlittkerzen, „damit wir Licht für die Grubenfahrt haben,“ meinte er; dann gingen wir gemächlich dem Walde zu, nach der Richtung, wo sich die alte Kupfererzgrube befand.

Im Walde war es herrlich! Das junge Grün der Laubbäume, beglänzt vom belebenden Sonnenlicht, die Jubelgesänge der Vöglein in den Zweigen, der laute Ruf des Auckucks, das Girren der wilden Täufer, das

Pfeifen der Amseln und Drosseln und das Surren und Summen der mannigfaltigen Insekten in den Baumkronen, brachte uns in die beste Frühlingsstimmung, und fröhlich plaudernd wandelten wir den wenig betretenen Waldweg entlang. Ein alter, verwachsener Fahrweg zweigte links ab, wir betraten denselben und nach einigen hundert Schritten gelangten wir auf die mit Moos, Weidenröschen, Brombeersträuchern, Farnkräutern und Nesselfbüschen überwachsene Halde des alten Kupferbergwerkes. Emsig suchten wir unter dem umherliegenden Gestein nach einer schönen Stufe Buntkupfererz; mit unseren mitgebrachten Hämmern wühlten wir Moos und Erde auf, fanden auch einige Stückchen von dem gesuchten Mineral, aber dieselben gefielen meinem Freunde nicht, sie waren ihm zu klein und unscheinlich. Wohl schon eine Stunde hatten wir auf der alten Grubenhalde mit Suchen zugebracht, ohne eine Erzstufe gefunden zu haben, welche Ruprecht gefallen hätte. Da sagte dieser indem er den Stolleneingang musterte:

„Ich werde in den Stollen kriechen, denn so gefährlich, daß man es nicht wagen dürfte, sieht die Holzzimmerung noch nicht aus. Was meinst du?“ wandte sich Ruprecht an mich. Ich prüfte und klopfte einige Hölzer der Zimmerung mit meinem Hammer, sie schienen mir noch ziemlich fest zu sein.

„Nun, ich glaube, wir können es wagen und hineingehen,“ bemerkte ich.

„Gut, so wollen wir es versuchen! Auf der Halde ist ja nichts Besonderes zu finden,“ entgegnete frohen Mutes Ruprecht, indem er die Talgkerzen anzündete.

Nun begannen wir den gefährlichen Weg.

Ich ging, vorsichtig die Holzzimmerung prüfend,

die stellenweise so zusammengedrückt war, daß wir uns zur Not durchzuzwängen vermochten, voran, dicht hinter mir folgte Ruprecht. Schritt für Schritt gelangten wir vorwärts, bis wir endlich die Stelle erreichten, wo der Holzbau zu Ende ging und der Stollengang im festen Gestein fortsetzte. Wir befanden uns schon vollständig im Finstern, unsere Kerzen leuchteten mit trübem Schein und nur in schon ziemlicher Entfernung hinter uns bemerkten wir den Stolleneingang als einen lichten Streif.

Hier in der Grabesstille des alten Bergwerkes, zwischen den schwarzen Felswänden, die beim Scheine unserer Kerzen sich drohend über uns neigten, wurde meinem Freunde doch unheimlich zumute; oder hatte er eine jener unerklärlichen Ahnungen, welche manche Menschen vor dem Eintreten eines Unglückes überkommen? Ruprecht blieb eine Weile sinnend stehen, starrte nach dem Lichtschimmer des Stolleneinganges, dann sagte er mit unsicherer Stimme:

„Ich denke, wir gehen wieder zurück!“

„Was fällt dir ein!“ entgegnete ich etwas aufgebracht, „jetzt, wo wir den gefährlichsten Weg hinter uns haben, jetzt willst du ohne Resultat, ohne Buntkupfererzstufen wieder umkehren? Nachdem wir festen Felsen neben und über uns haben, ist keine besondere Gefahr mehr zu fürchten; fasse Mut und folge mir!“

„Ich komme schon!“ erwiderte Ruprecht mit dumpfer Stimme, und wir wandelten weiter in die Eingeweide der Erde. Mich, der ich an solche Wanderungen in den unterirdischen Tiefen als Bergmann gewöhnt war, heimelten schließlich die finsternen Räume des alten Bergwerkes an. Auch die Neugier, die jeden Bergmann beim Besuche einer ihm fremden Grube

befällt, die geologischen Verhältnisse derselben kennen zu lernen, überkam mich und so schritten wir vorsichtig weiter.

Ruprecht blieb bei meinen Gesprächen einsilbig, er schien es zu bereuen, das Wagniß unternommen zu haben, blickte sich fortwährend schon nach allen Seiten um und fuhr bei jedem vom Gestein fallenden Wassertropfen erschrocken zusammen.

Erst als wir das Ende der alten Grubenbaue erreichten, wo noch ein Haufen Erze aus der Zeit des Betriebes lag und ich eine Anzahl schöne Buntkupfererzstufen aus dem Vorrat herausklaubte, heiterte sich Ruprechts Gemüt wieder auf, und er schien wieder seiner Angst und Beflemmung Herr zu werden. Er füllte sich alle Taschen mit Buntkupfererzen an und als er nichts mehr einstecken konnte meinte er, daß wir jetzt wieder zurückgehen könnten, um bald wieder hinaus aus diesem grausigen Loche unter Gottes freien Himmel zu kommen.

Wohlgemut traten wir den Rückweg an und näherten uns immer mehr der gefährlichen, mit Holz ausgebauten Strecke des Stollens.

„Gib acht!“ sagte ich zu Ruprecht, damit du dich nicht mit deinen vollgepfropften Taschen zwischen den zusammengedrückten Hölzern der Stollenzimmerung festzwängst.“

In demselben Augenblicke wurde vom Stolleneingange her ein prasselndes Getöse vernehmbar, welchem das donnernde und polternde Geräusch fallender Gesteinsmassen folgte. Einige Minuten standen wir vor Schrecken wie festgebannt, dann ächzte Ruprecht:

„Was war das? Der Himmel steh uns bei!“

Mir wurde sofort alles klar.

„Ein Bruch im Holzbau! Komm schnell, damit wir uns retten können, wenn Rettung noch möglich ist!“ rief ich und von Todesangst getrieben, stürzten wir vorwärts dem Stollenausgange zu. Jetzt hatten wir die erste Zimmerung des Holzbaues erreicht, wir spähten nach dem Lichtstreifen des Stollenausganges, welchen wir bei unserem Hergang in die Grube von dieser Stelle aus bemerkt hatten, aber vergeblich, der Lichtstreifen war verschwunden. Ruprecht stieß einen Schrei des Entsetzens aus und lehnte sich wie vernichtet mit schlotternden Knieen, am ganzen Körper zitternd, an die feuchtkalte Felsenwand.

„Mut, Freund! Mut!“ rief ich, „noch ist Rettung möglich, weit kann der Stollen nicht verbrochen sein, höchstens zwei oder drei Zimmerungen; wenn wir angreifen und die Steine wegräumen, gewinnen wir sicher einen Durchgang.“ Mit der Hoffnung auf Rettung kehrte auch wieder neuer Mut und Tatkraft bei meinem Freunde zurück. Wie Wahnsinnige arbeiteten wir an den uns den Weg versperrenden Felsen-trümmern und Holzstücken, indem wir alles nach rückwärts und auf die Seiten häuften; in Schweiß gebadet, mit blutenden Händen suchten wir uns einen Ausweg aus unserem Grabe zu bahnen.

Eben hatten wir wieder einen zentnerschweren Steinblock beiseite geschafft, da bemerkten wir in einiger Entfernung vor uns das Tageslicht des Stollenausganges. Wir stießen gleichzeitig einen Freudenruf aus, denn nur noch einige kleinere Steine waren zu beseitigen, und wir erhielten ein Loch, groß genug, um durchkriechen zu können.

Da plötzlich begann es abermals in dem Holzwerk über unseren Häuptern zu knistern und zu krachen.

„Zurück! Zurück! Es bricht wieder!“ schrie ich, und wir sprangen entsezt unter die schützende Steindecke des festen, durchaus aus Felsen bestehenden Stollens zurück und die niederstürzenden Felsentrümmer kollerten uns auf den Fersen nach. Nachdem wir uns halbwegs von diesem neuen Schrecken erholt hatten, begannen wir abermals mit dem Begräumen der niedergebrochenen Massen, aber es ging schon bedeutend langsamer; unsere Kräfte hatten nachgelassen, wir waren müde. Ich sah auf meine Uhr, sie zeigte halb neun, also halb neun Uhr abends. Wie jezt zu Hause mein gutes Weib und meine herzigen Kinder auf meine Heimkehr harren werden! Sie haben keine Ahnung, daß ich hier in diesem alten Bergwerke lebendig begraben bin. Tränen traten mir in die Augen und rannen mir über die Wangen herab.

Wir hatten bald, als wir den Stollen zum erstenmale verbrochen fanden, die eine Kerze verlöscht und nur bei einem Licht gearbeitet; nun war aber schon die zweite Kerze mehr als die Hälfte niedergebrannt. Auf's neue begannen wir mit allen uns noch zu Gebote stehenden Kräften zu arbeiten, aber das Ende des Verbruches war nicht zu erreichen, und das Kerzenlicht verzehrte sich immer mehr und mehr. Schon hatten wir wieder eine große Menge Steine und Holz beiseite geräumt, da gelangten wir an einen gewaltigen Felsenblock, welcher den Stollen vollständig absperrete. Dieser trozte aller Kraftanstrengung; so sehr wir uns auch abmühten, ihn seitwärts zu rücken, wir brachten ihn nicht vom Flecke.

„Unser Grabstein!“ stöhnte Ruprecht und sank halb ohnmächtig zu Boden.

Wir schien das Blut in den Adern zu erstarren,

mein Herz zuckte krampfhaft und meine Sinne begannen sich zu verwirren. Ich kniete auf den kalten Steinboden und betete zu Gott um Rettung aus unserer fürchterlichen Lage. Lange betete ich inbrünstig, wie ich in meinem ganzen Leben noch nicht gebetet hatte.

War das Gebet meiner in Todesangst zitternden Seele emporgedrungen aus dem finsternen Stollen bis zum Throne des Weltenvaters? — Plötzlich durchzuckte ein freudiger Gedanke mein Gehirn: Die Grube hatte ja noch einen zweiten Ausgang, einen Schacht, ja ich erinnerte mich genau daran, den Schacht vor einigen Jahren gesehen zu haben, wo er an der Erdoberfläche mündet. Damals war derselbe ringsum mit einem Holzzaun umgeben, damit niemand in die Tiefe stürzen konnte, auch hatte ich die Enden alter Leitern aus dem Schachte emporragen gesehen, auf welchen die Bergleute ehemals aus- und eingestiegen waren. Nun hieß es aber keine Zeit mehr zu verlieren und in der mir sonst ganz unbekannten Grube die Stelle zu finden, von wo der Schacht nach oben an die Erdoberfläche führte; vielleicht war es doch möglich, auf den wenn auch morschen Leitern aufwärts zu steigen, denn die Kerze war bis auf einen kaum mehr fingerlangen Stumpf niedergebrannt.

„Ruprecht! Freundchen!“ schrie ich, „steh auf und komme, ich habe einen anderen Weg zu unserer Rettung gefunden, der Himmel wird uns gnädig sein.“

Ruprecht versuchte aufzustehen, was ihm nach einigen Anstrengungen auch gelang; aber seine Beine zitterten, er taumelte und lehnte sich, um nicht wieder umzusinken, an die Steinwand des Stollens. Die ungewohnte übermäßige Anstrengung der Arbeit und

die Todesangst hatten seine Kräfte vollständig erschöpft.

„Wo willst du hinaus?“ stammelte er.

„Zum Schacht, komm', Freund, folge mir!“ sagte ich und ergriff das in einem Felsenriße steckende Lichtstümpfchen, dann nahm ich Ruprecht beim Arm und zog ihn mit fort in das Innere des Bergwerkes. Als wir aber eine kurze Strecke zurückgelegt hatten, ging ein Zittern durch Ruprechts Körper.

„Ich kann nicht weiter — ich fühle, es wird aus mit mir — laß mich ruhig sterben,“ stöhnte er und sank zusammen.

Unter meinen Füßen rieselte, von Gerölle überdeckt, das Grubenwasser. Rasch räumte ich die Steine weg und machte einen Lümpel, aus welchem ich Ruprecht Stirne und Schläfe wusch. Er schlug zwar die Augen wieder auf, vermochte sich aber nicht vom Boden zu erheben. Schnell, mit Anwendung aller meiner Kräfte hob ich den starken Mann auf, der Gedanke an eine mögliche Rettung verlieh mir eine Gewalt, die ich mir früher selbst kaum zugetraut hätte.

Langsam, Ruprecht tragend und schleppend, ging ich vorwärts und spähte nach oben, um die Stelle zu entdecken, wo der Schacht in die Grube mündete. Meine Augen brannten vom angestregten Sehen in die Dunkelheit, meine Glieder zitterten vor Anstrengung und Angst und das Kerzenstümpfchen in meiner Hand brannte immer weiter herab. Schließlich versagten meine Kräfte, mein Herz hämmerte hörbar, mein Kopf schwindelte, ich war außerstande Ruprecht weiter fortzuschleppen. In einem Winkel lagen mehrere halbvermoderte Bretter, auf diese legte ich Ruprecht und ging nun allein auf die Suche nach dem Schacht.

Ich durchquerte die Grube nach allen Richtungen, kreuz und quer, aber vergeblich — ich konnte den Schacht nicht finden. Von der Kerze war nur mehr ein fingergliedlanges Stückchen übrig.

Trostlos, alle Hoffnung auf Rettung schwinden sehend, lehnte ich mich an einen Steinpfeiler und starrte in die sich vor mir ausbreitende undurchdringliche Finsternis. Da schien es mir, als hörte ich von oben herab ein dumpfes Rollen, ähnlich dem Donner eines Gewitters. Ich horchte gespannt. Richtig, jetzt rollte es wieder. Ich ging näher nach der Stelle, von welcher das Rollen herzukommen schien und dasselbe wurde in verschiedenen Zwischenräumen immer stärker und deutlicher, es war kein Zweifel mehr, ich vernahm hier unter der Erde den Donner eines Gewitters, das draußen in der freien Natur tobte, ich mußte demnach in der Nähe des Schachtes sein, denn nur durch diesen konnte ich den Donner von oben hören.

Ich sah auf meine Uhr, es war in einigen Minuten zwei Uhr morgens, draußen mußte demnach jetzt im Frühjahr der Tag bald ausbrechen und dann sah ich wohl möglicher Weise einen Schimmer davon durch die Schachtöffnung. Mein Licht ging zu Ende, das letzte Flämmchen am verbrannten Dochte flackerte, brannte mich an die Finger und verlöschte; rings um mich her war nun rabenschwarze, undurchdringliche Finsternis. Wieder donnerte es draußen. Behutsam schlich ich, mich mit den Händen an der Steinwand fort tastend, weiter. Jetzt fühlte ich, wie Wasser von oben herab auf mich tropfte, und ganz deutlich hörte ich ober mir abermals den Donner, ich mußte mich demnach unter dem Schachte befinden, denn das niedertropfende Wasser konnte doch nur vom Gewitterregen herrühren, der draußen

niederging. Weiter tappend fühlte ich eine Holzverschalung an der Steinwand, ich griff mit den Händen um mich und bekam ein Holz in die Hände, das sich beim weiteren Betasten als die aufwärts führende Schachtleiter oder Fahrt erwies; mein himmlischer Vater hilf mir weiter, ich hatte nun richtig den Schacht gefunden.

Aber Ruprecht! Wenn er wenigstens bei mir wäre. Ich rief mit aller Kraft meiner Lunge seinen Namen in die Finsternis, aber niemand antwortete mir, als ein vielfaches schallendes Echo aus allen Winkeln und Gängen der Grube. Ich schrie aus Leibeskräften, daß ich den Schacht gefunden habe, aber Ruprecht gab kein Lebenszeichen von sich. War er tot? — War er vor Angst und Erschöpfung gestorben? Grauen schüttelte mich bei diesem Gedanken. Von Zeit zu Zeit blickte ich nach aufwärts, in der Hoffnung, einen Tagesstimmer zu bemerken, denn nach meiner Berechnung konnte der Schacht kaum mehr als hundert Meter tief sein, aber es blieb oben finster. Draußen mußte das Gewitter nachgelassen haben, das Donnerrollen war verstummt, nur einzelne Wassertropfen fielen noch durch den Schacht und schlugen klatschend auf das Gestein vor meinen Füßen.

Bleichsüchtig legte sich die Müdigkeit in meine Glieder, mein Gehirn verlor allmählig die Fähigkeit, Gedanken zu fassen, dazu gesellte sich quälender Hunger und Durst; unwillkürlich glitt ich zu Boden und die Sinne vergingen mir. —

Mit einemmale breitete sich heller Sonnenschein um mich aus, ich blickte um mich, da saß ich ja zu Hause in meinem Garten auf der Gartenbank unter dem blühenden Hollunderbaum, neben mir am Boden Ka-

Rastor, mein großer Bernhardinerhund, der mich mit seinen treuen, klugen Augen anblinzelte. Vom Wohnhause herüber erschollen fröhliche Kinderstimmen, es waren meine Kinder, der vierjährige Otto und das sechsjährige Mariechen, welche im Garten hüpfen und mir „Guten Morgen, Papa!“ zuriefen. Ich zog die Kinder an mich heran, herzte und küßte sie. Jetzt brachte mir mein liebes, gutes Weib den Frühstückskaffee in den Garten; freundlich lächelnd setzte sie die Schale und das Körbchen mit Weißbrot vor mich auf den Gartentisch und entfernte sich wieder. Die Kinder liefen der Mutter nach. Ich trank den Kaffee und aß das Weißbrot, aber ich konnte damit meinen unerklärlichen Hunger und Durst nicht stillen. Aus den offenen Fenstern unseres Wohnhauses drangen nun die harmonischen Akkorde eines Klaviers; es war meine Frau, die ihre Lieblingsmelodie spielte. Deutlich sah ich durch das offene Fenster ihren Kopf mit den braunen Haarflechten über das Instrument geneigt. Plötzlich fing Rastor an kläglich zu winseln und schmiegte seinen Kopf ängstlich an meine Beine und gleichzeitig erschien, blaß wie eine Leiche, mein Freund Ruprecht im Garten. Ich wollte aufstehen und ihm entgegengehen, da wurde es schwarz vor meinen Augen — barmherziger Gott, wo war ich?

Ich schlug mit den Armen um mich und berührte kalte, nasse Felsenwände. Da kehrte mein volles Bewußtsein zurück. O Gott! O Gott! Alles war nur ein schönes Traumbild gewesen, ein schöner herrlicher Traum voll Liebe und Sonnenlicht!

Da lagen wir ja noch, ich und mein armer Freund lebendig begraben in der Finsternis dieser alten verfallenen Grube. Fürchterliche, wahn sinnige Todes-

angst packte und schüttelte mich, ich spürte es, wie mir der Wahnsinn ins Gehirn stieg und wie der grausige Tod seine Knochenhand nach mir ausstreckte. Die Berggeister hatten uns in ihren Bann genommen, um uns für unseren Leichtsinns zu strafen, weil wir uns vermessen hatten, in ihr geheimnisvolles Reich einzudringen. Ich jammerte laut und raufte mir die Haare aus.

Schließlich wich aber meine Raserei und Verzweiflung wieder einer ruhigen Überlegung. Wie lange mochte ich geschlafen haben? Jedenfalls ziemlich lange, denn meine Glieder waren starr und steif; es fror mich. „Barmherziger Vater im Himmel, erbarme dich unser!“ stammelten meine Lippen. Ich sah wieder nach oben, konnte aber immer noch keinen Schimmer von Tageslicht durch den Schacht bemerken, obwohl es außer allem Zweifel war, daß draußen heller Tag sein mußte. Da fiel mir ein, daß ich eine Schachtel Zündhölzchen in meine Rocktasche gesteckt hatte, ehe ich von zuhause weggegangen war. Ich suchte, richtig, da waren sie, ich rieb eins davon brennend und beleuchtete damit das Zifferblatt meiner Taschenuhr, der Zeiger wies die zehnte Stunde, es war also zehn Uhr Vormittag.

Mühselig stand ich von dem kalten Felsenboden auf und reckte und streckte meine erstarrten Glieder, dann rief ich so laut als möglich Ruprechts Namen und die Mitteilung, daß ich den Schacht gefunden habe, nach der Richtung, in welcher sich nach meiner Vermutung Ruprecht befinden mußte, aber kein Laut des Lebens drang durch die Totenstille der Unterwelt zu mir. Wieder drängte sich der grauenhafte Gedanke in mein Gehirn an einen qualvollen Hungertod, welchem ich verfallen war, wenn sich nicht baldige Rettung fand.

„Mein Gott und Vater im Himmel, nimm mich in deinen Schutz und Schirm!“ flehte ich, dann faßte ich die Sprossen der neben mir befindlichen morschen Leiter und begann langsam und vorsichtig nach aufwärts zu steigen; gelang es mir aus der Grube zu kommen, dann konnte ich meinem armen Freunde Ruprecht auch sofort Hilfe senden; dazu hatte ich ja Bergleute in meinen in der Nähe befindlichen Bergwerken. So behutsam ich auch die Sprossen der alten Leiter betrat, so krachten dieselben doch bei jedem Tritt und drohten zu zerbrechen, einige brachen auch wirklich und nur der Umstand, daß ich mich vorsichtiger Weise mit den Armen fest an die Seitenbäume der Leiter klammerte, rettete mich vor dem Sturze in die Tiefe.

Gottlob, die erste Leiter war zu Ende und ich hatte die erste Ruhe oder Rastbühne erreicht, wie solche in Bergwerkschächten angebracht sind, wo eine Leiter, auch Fahrt genannt, endet und eine neue beginnt.

Hier ruhte ich längere Zeit, denn ich wußte, daß ich wohl acht oder zehn Leitern würde emporsteigen müssen, ehe ich den Schachtausgang erreichte. Tastend ergriff ich die andere Leiter und weiter hinauf ging der Aufstieg in steter Todesgefahr.

Sieben Leitern hatte ich schon erklimmen und immer hoffnungsvoller blickte ich empor, obwohl ich zu meiner großen Besorgnis noch immer kein Tageslicht bemerken konnte. Mit voller Zuversicht auf Rettung bestieg ich die achte Leiter. Schon schien es mir, als hätte ich das Ende derselben erreicht, da krachte die Leiter unter meinen Füßen. Fest umklammerte ich mit beiden Armen die ober mir befindlichen Leiterbäume, wieder krachte es, und bei meinen Füßen brach

die vermoderte Leiter ab und stürzte dumpf auf die Raftbühnen und an die Schachtzimmerung anschlagend in die Tiefe.

Ich hing frei, mich nur mit den Händen festhaltend, über dem schauerlichen Abgrund des Schachtes. Sobald ich mich nur etwas von dem furchtbaren Schrecken erholt hatte, versuchte ich erst mit der einen, dann mit der anderen Hand die Leiter höher zu fassen und meinen Körper nachzuziehen, was mir auch nach mehreren Versuchen mit großer Kräfteanstrengung soweit gelang, daß ich mit den Füßen die unteren stehengebliebenen Sprossen wieder erreichte.

Kaum war ich aber einige Sprossen höher gestiegen, da knirschte die Leiter ober mir, ich hielt im Steigen inne, jetzt krachte die Leiter und ich spürte es genau, wie sich das Holz aus seinem Zusammenhang trennte.

Ich schloß ab mit dem Leben und machte mich jeden Augenblick auf den Sturz in die Tiefe gefaßt, wo ich nur mehr als zerschmetterte blutende Leiche unten auf der Schachtsohle ankommen würde. Jetzt, ein neuerliches Krachen und Brasseln der Leiter, ein jäher Ruck und dieselbe war losgebrochen und ich stürzte mit ihr abwärts. Unwillkürlich ließ ich meine Hände von der Leiter los und griff wie Hilfe suchend in die Luft, da geschah ein Wunder — ich erfaßte mit beiden Händen einen festen Gegenstand und vermochte mich daran festzuhalten, während die geborstene Leiter durch den Schacht hinabsauste und ich hörte es in wenigen Sekunden deutlich, wie das morsche Holz auf dem Felsengrund des Schachtes zerschellte.

Der feste Gegenstand, den ich im Fallen erfaßt hatte, war das Geländer der Raftbühne, welche ich

bereits beim Steigen erreicht hatte, als die Leiter abbrach. Ich schwang mich auf die noch feste und sichere Bühne, aber ich war vom ausgestandenen Schrecken halb ohnmächtig und mußte längere Zeit rasten, ehe ich mich wieder soweit erholt hatte, daß ich weiter aufwärts steigen konnte. Ohne Unfall kam ich noch zwei Leitern empor, da stieß ich unverhofft am Ende der zweiten mit dem Kopfe an festes Holz. Wie ein Blitz durchzuckte ein schrecklicher Gedanke mein Gehirn: du bist am Ausgange des Schachtes, aber der Schacht ist an der Erdoberfläche vor noch nicht zu langer Zeit mit starkem Holze zur Sicherheit überbühnt worden. Ich stemmte mich mit Kopf und Schultern an die Hölzer der Überbühnung, aber sie wichen nicht von der Stelle, sie schienen mit starken Nägeln festgenagelt zu sein; auch durfte ich mit Rücksicht auf die morsche Leiter keinen zu starken Druck auf die Überbühnung ausüben.

Ich zog meinen Hammer, den ich noch in der Rocktasche hatte, hervor, und klopfte an die Überbühnung, soviel es meine schon schwindenden Kräfte erlaubten, vielleicht war doch jemand in der Nähe, der mein Klopfen hörte und mir Hilfe brächte. Daß man mich und Ruprecht schon seit gestern Abend suchte, war sicher. Aber so sehr ich auch klopfte und rief, niemand hörte mich. Keine Hilfe, keine Rettung! Manchmal schien es mir, als hätte ich Schritte und menschliche Stimmen vernommen, aber es waren nur Täuschungen meines fiebernden Gehirns, es kam kein Mensch, der mir Rettung gebracht und mich aus meiner entsetzlichen Lage befreit hätte. Uebermals tastete ich mit den Händen an die Holzdecke, welche mich von der Oberwelt, vom Leben trennte, die für mich die Scheidewand bildete zwischen Leben und Tod. Da erfaßten meine Finger einen

loßeren Gegenstand, ich zog ihn herab, es schien Moos zu sein und wer beschreibt mein augenblickliches Entzücken: ober mir bildete sich zwischen den Holzpfeosten eine handbreite Öffnung, durch welche helles Tageslicht hereinflutete.

Ich war wie betäubt. Das Sonnenlicht blendete meine an die Finsternis gewöhnten Augen und ich konnte lange nicht aufblicken. Reine, warme Luft strömte zu mir herab in den dumpfkalten Schacht, ich hörte von draußen den Gesang der Vögel, das Gurren der wilden Tauben, den Ruf des Kuckucks und das Rauschen des Windes in den Baumwipfeln des Forstes, der in Sonnengold glänzte. Ich sah auf meine Uhr, sie zeigte die Mittagsstunde. Aus der Ferne trug der Wind abgerissene Klänge von Glockengeläute bis zu mir in meinen Kerker, es waren die Mittagsglocken meines Wohnortes. So sah ich vor der Öffnung auf der Leiter, unter mir die gährende Tiefe des Schachtes, aus dem von Zeit zu Zeit ein polterndes Geräusch sich loslösender und hinabstürzender Holz- und Gesteinstrümmer zu mir heraufdrang, über mir der klare blaue Frühlingshimmel, der durch die enge Öffnung in mein Gefängnis lachte. Eine unendliche Sehnsucht nach Erlösung erfüllte meine Seele, Lebenslust durchflammte mein Herz und krampte es beim Gedanken an meine Familie, an meine Lieben zusammen, die gewiß in namenloser Angst und Trauer um mich waren. Ich rief um Hilfe, ich zwängte meine Hand durch den schmalen Spalt, aber alles umsonst, kein Mensch hörte mich hier mitten im Walde. Meine Kehle war trocken und heiser, ein brennender Durst und peinigender Hunger machten sich mir fühlbar, Stunde um Stunde verrann, aber ein Retter nahte nicht.

Die Sonne neigte sich schon dem Untergange entgegen, die Waldbäume warfen lange Schatten und der Vogelsang verstummte allmählich. Trostlos hochte ich auf der Leiter und verzweifelte an meiner Rettung; kaum konnte ich mich noch festhalten, denn ich fühlte mich todesmatt. Schon hatte ich mich entschlossen hinab auf die nächste Kastenbühne zu steigen, um dort die Nacht zu verbringen. Noch einmal nahm ich meine Kraft zusammen und rief um Hilfe, dabei steckte ich meine Hand durch die Öffnung. Mein Hilferuf klang aber schon matt und heiser, dann horchte ich eine lange Weile, aber alles blieb still, — doch was war das? — Hörte ich recht? War das nicht ein Geräusch wie eilige Tritte? Ich rief nochmals so laut, als es meine ausgetrocknete Kehle vermochte. Da rauschte es im nahen Gesträuch, ich vernahm ein paar gewaltige Sätze und vor der Öffnung erschien das zottige Gesicht meines großen Bernhardinerhundes. „Kastor! Kastor!“ rief ich in der Freude meines Herzens, denn ich wußte, das fluge Tier war mich suchen gelaufen und da er mich gefunden, würde er auch Rettung bringen. Kastor stieß ein kurzes freudiges Gebell aus, leckte meine aus der Öffnung gesteckte Hand, dann begann er mit seinen mächtigen Taten Schutt und Steine von der Schachtüberbühnung wegzuscharren und versuchte seine Schnauze in den Spalt zu zwängen, durch welchen er mich sehen konnte. Als dies nicht ging, heulte und winselte er und scharrte rings um den Schacht weiter. Auch ich raffte alle meine Kraft zusammen und stemmte mich gegen das Bollwerk, aber es rührte sich nicht aus seiner Lage.

Die Sonne war schon hinter die Kämme der westlichen Gebirgszüge gesunken und die Ruhe des Abends

lagerte sich über den Wald. Rosige Wölkchen sah ich langsam am Firmament dahinziehen und einige Fledermäuse als Boten der nahenden Nacht flogen eilig durch die Luft. Da stellte Kastor, das Vergebliche seiner Arbeit um mich zu retten einsehend, sein Scharren auf und um den Schacht ein, und stieß ein langgedehntes lautes Geheul aus, das man weithin durch die Luft vernehmen mußte. Es unterlag keinem Zweifel, Kastor heulte um Hilfe. Eine Weile saß der Hund winselnd auf der Schachtüberbühnung und schnupperte in die Luft, dann heulte er wieder und noch anhaltender, und als nach Verlauf von nahe einer Viertelstunde immer noch keine Rettung kam, sprang Kastor auf und lief mit großen Sätzen davon. Ging der Hund um menschliche Hilfe zu holen? Leicht möglich! Oder hatte er, von seiner Arbeit ermüdet, den Heimweg eingeschlagen und kümmerte sich nicht mehr um mich; wenigstens heute nicht mehr?

Eine Zeitlang blieb ich noch auf der Leiter sitzen, bis es im Walde zu dunkeln begann, dann stieg ich hinab zur nächsten Kastbühne, setzte mich nieder, mit dem Rücken an die Schachtwand gelehnt und ergab mich in mein Schicksal. Wohl eine Stunde mochte ich so in trübes Brüten versunken und dem Verschlachten nahe zugebracht haben, da vernahm ich draußen im Walde lautes Hundegebell, welches dem Schachte immer näher kam. Das kann nur Kastor sein, vielleicht bringt er Hilfe, waren meine ersten Gedanken, und meine gesunkenen Lebensgeister richteten sich bei dieser Vermutung wieder auf. Großer Gott! Herr des Himmels! Jetzt vernahm ich am Schachtrand menschliche Stimmen.

„Also bis zu diesem alten verbühnten Schacht führt uns der Hund, sollte unser Herr da unten sein,

wie wäre das möglich?“ sagte eine mir bekannte Männerstimme. Rastor bellte laut, als wollte er damit bekräftigen, daß ich wirklich da unten sei. Ich wollte rufen, aber nur ein heiserer, pfeifender Ton kam aus meiner Kehle, welchen die Leute dort oben nicht hören konnten.

„Da in den Schacht kann doch niemand stürzen, die Verbühnung ist ja fast neu und unversehrt, der Hund irrt sich,“ meinte ein anderer. Rastor heulte, begann mit den Pfoten an der Verbühnung zu scharren und versuchte wieder seine Schnauze in die Öffnung zwischen den Bühnenhölzern zu zwängen, als dies nicht ging, begann er mit seinem scharfen Gebiß Holzsplitter von den Bohlen zu beißen, daß es knirschte.

„Das ist doch merkwürdig, was das Tier hier wittert! Geh Rastor, närrisches Vieh!“ meinte die erste Stimme wieder, „das ist mir doch ein Rätsel!“

Hier im Schachte gibt es keine Maus, viel weniger einen Menschen, wie sollte denn unser Herr da hinein gekommen sein? Nicht möglich! Gehen wir, der Hund wird schon nachkommen,“ sagte ein anderer von den Männern, die ich an den Stimmen als Bergknappen aus meinen Bergwerken erkannte. Die Männer sprachen noch hin und her, Rastor bellte und heulte und rüttelte mit den Zähnen an den Hölzern der Verbühnung, daß Erde und Steinchen zu mir herabfielen. Ich lag in einer totenähnlichen Erstarrung auf der Rastbühne der letzten Schachtleiter, meine Kräfte waren geschwunden und ich war kaum fähig, ein Glied zu rühren. Wenn die Bergleute fortgingen ohne mich zu entdecken, hauchte ich in dieser Nacht noch meine Seele aus, das war mir klar. Ich zog meinen Hammer aus der Tasche und klopfte damit, soviel es meine schwin-

denden Kräfte erlaubten, auf das Brett der Schachtbühne, auf welcher ich lag. Oben am Schacht erschollen Schreckensrufe, man hatte das Klopfen gehört.

„Gott im Himmel, es klopft da unten, es gibt Zeichen! Der Hund hat recht!“ erscholl eine starke Männerstimme, an der ich den Steiger Hellebrand erkannte. „Also den Schacht öffnen!“ befahl derselbe.

Bald dröhnten von kräftigen Armen geführte Arthiebe gegen die Hölzer der Überbühnung, knarrend ließen die Nägel nach und Holz um Holz verschwand.

„Wer ist da unten?“ rief Hellebrand in den Schacht und hielt eine Laterne über die Schachtöffnung.

Ich vermochte nicht zu antworten, sondern klopfte nur nochmals mit dem Hammer auf die Bühne.

„Wir haben uns nicht getäuscht, es ist jemand unten, also vorwärts, das Seil her, ich seile mich an und steige in den Schacht, ihr oben laßt das Seil langsam nach, im Falle die Leiter bricht haltet ihr mich fest, damit ich nicht in die Tiefe stürze,“ ordnete der Steiger an. In wenigen Minuten schwang sich ein dunkler Körper in den Schacht und kam die Leiter herab: es war Hellebrand. Jetzt trat er auf die Raftbühne und leuchtete mit der Laterne um sich, da erblickte er mich.

„Mein Gott, unser Herr liegt hier!“ schrie Hellebrand nach oben.

„Lebt er?“ kam ängstlich von oben die Frage.

„Ja, er lebt! Geht acht, ich bringe ihn hinauf!“ rief Hellebrand. Er schlang das Hanfseil von seinem Körper los und legte die Schlinge mir unter die Arme, dann faßte er mich mit einem Arm um den Leib und nachdem er noch den Auftrag gegeben hatte, das Seil anzuziehen, betrat er mit mir die Leiter, deren Sprossen

unter unserer Last knirschten. Bald waren wir oben, man half uns aus dem Schacht und mich legte Hellebrand auf den Waldboden. Kastor sprang wie toll um mich herum und bellte freudig und berührte mit seiner Schnauze mein Gesicht.

„Rettet Herrn Ruprecht, er liegt unten in dieser Grube, ob tot oder lebendig, ich weiß es nicht, schaffst eine Winde herbei, die Leitern sind morsch,“ brachte ich mühsam mit kaum vernehmbarer Stimme hervor, dann umnachtete vollständige Bewußtlosigkeit meine Sinne. — — — — —

Wie aus einem tiefen traumlosen Schlaf erwachte ich und schlug die Augen auf; ich lag zu Hause in meinem Bette. Ich wollte aufstehen, denn es war heller Tag, aber ich vermochte kaum den Kopf zu heben, alle Kraft war aus meinem Körper gewichen. Was war mit mir geschehen? Ich wußte es nicht. Mein Kopf war schwer und ich konnte nur mühsam einen Gedanken fassen. Doch allmählich kehrte bei mir die Erinnerung an die Vergangenheit zurück und plötzlich tauchten meine schrecklichen Erlebnisse in der alten Kupfergrube in meinem Gedächtnisse wieder auf. Da öffnete sich leise die Zimmertür und meine Frau trat ein, aber wie sah sie aus, blaß und abgehärmt war ihr sonst blühendes Gesicht.

„Marie!“ rief ich ihr mit schwacher Stimme entgegen, sie stieß einen Freudenruf aus, beugte sich zu mir nieder und bedeckte mein Gesicht mit Küssen.

„Gott sei Lob und Dank!“ sagte sie nach einer Weile unter Tränen, „du bist wieder bei klarem Verstand.“

Da stieg ein fürchterlicher Gedanke in meinem Gehirn auf. War ich denn wirklich wach und lag zu

Hause im Bette? Sah ich mein Zimmer und mein Weib in Wirklichkeit, oder war alles nur wieder ein schönes Traumbild, dem ein grauenvolles Erwachen mit Entsetzen im alten Bergwerksschacht folgen würde? Ich rieb mir beide Augen, betastete die Bettdecke, ergriff Mariens Hand und fühlte ihre Lebenswärme.

„Wache ich wirklich?“ fragte ich. „Es wäre entsetzlich, fürchterlich, wenn das, was ich sehe, nur im Reiche des Traumes wäre.“

Angstige dich nicht, du wachst in Wirklichkeit,“ sagte Marie und rieb mit ihrer Hand, um mich zu überzeugen, meine Stirne. O ich kenne deine Angst, du hast alle deine schauerlichen Erlebnisse in der alten Grube in deinen Fieberphantasien erzählt, du hast schon zwei Wochen besinnungslos im heftigen Fieber gelegen, seitdem dich die Bergleute wie einen Toten nach Hause brachten.

Der Arzt trat ein und als er mich sah, sagte er, die Krankheit sei behoben und ich sei nun außer aller Gefahr, nur bedürfe ich noch sehr guter Pflege um vollends zu genesen. Als der Arzt fort war fragte ich Marie:

„Was ist mit Ruprecht? Wurde er gerettet?“ und ängstlich hafteten meine Blicke auf Mariens Lippen.

„Er wurde gerettet und lebt,“ berichtete Marie. Dann erzählte sie mir, daß die Bergleute den Rechtsanwalt Doktor Ruprecht noch lebend, aber im bewußtlosen Zustande im Innern der alten Kupfergrube aufgefunden und zu Tage geschafft hatten. Man habe ihn in die Stadt in ein Spital überführt, wo er gleich mir krank darniederliege. Weiter erfuhr ich von Marie, daß in jener Nacht, die ich mit Ruprecht in der alten Grube verbrachte, wirklich ein schweres Gewitter niederging,

dessen Donner ich durch den Schacht vernommen hatte. Als ich mit Ruprecht abends nicht heimkehrte, hatte Marie noch in derselben Nacht Bergleute nach uns auf die Suche geschickt, aber die Leute waren, ohne eine Spur von uns gefunden zu haben, wieder zurückgekehrt. Am folgenden Morgen und den Tag über waren die Bergleute abermals uns suchen gegangen und hatten auch Rastor mitgenommen. Dieser hatte anscheinend im Walde eine Fährte gefunden und war dieser folgend im Gesträuch verschwunden, ohne daß ihm die Bergleute hätten so rasch folgen können. Erst als sich die Bergleute nach vergeblichem Suchen bei anbrechendem Abend auf den Heimweg begaben, war Rastor mit allen Zeichen der Aufregung heulend und bellend nachgeeilt gekommen und hatte die Männer bewogen ihn zu folgen, worauf sie der Hund zu dem alten Bergwerkschacht führte.

„Dem treuen, klugen Tier verdanke ich meine Rettung, ohne ihn läge ich längst todt in dem Bergwerkschacht. Der Hund hat mir das Leben gerettet, er soll es gut bei mir haben bis an sein Lebensende,“ sagte ich.

Unter der sorgsamen Pflege meines Weibes erholte sich meine sonst kräftige Natur bald wieder, und wenige Wochen später fühlte ich mich wieder vollkommen gesund. Der Sommer ging zu Ende und der Herbst nahte. In meinem Garten blühten bereits Asters und Georginen und an den Felldrainen der blütenweiße Augentrost. Das Obst auf den Bäumen reifte und einzelne Blätter am Ahorn, der Linde und Buche färbten sich schon gelb und rot.

Es war ein schöner Sonntagnachmittag und ich befand mich mit meiner Familie im Garten. Da hielt

vor unserem Hause ein Wagen und ein Herr mit schneeweißem Kopfhaar entstieg demselben. Ich schritt bis zum Gartentor, um den Ankömmling zu fragen was er wolle. Doch kaum hatte mich der Herr erblickt, so eilte er auf mich zu, ergriff meine Hand und sagte: „Grüß dich Gott, alter Schicksalsgefährte! Wie geht es dir?“

„Ruprecht! Du!“ rief ich zurückprallend, „ist dies möglich?“ und meine Augen hafteten auf seinem greisen Haupte.

„Ja, lieber Freund, ich begreife deine Bestürzung, ich bin ein Greis geworden und zwar ein Greis mit fünfunddreißig Lebensjahren,“ sprach Ruprecht bitter lächelnd, ich habe mir meine silberweißen Haare nebst einigen Stufen Buntkupfererz, die sich noch in meiner Rocktasche vorfanden, während jener entsetzlichen Stunden erworben, die wir beide zusammen als Lebendigbegrabene in dem alten Bergwerk zubrachten.“

„Armer Freund!“ erwiderte ich und drückte Ruprecht die Hand, dann führte ich ihn zu meiner Familie ins Gartenhaus.





Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	5
1. Eine nächtliche Fahrt	7
2. Die Herren von Hirschberg	17
3. Der Kohlenfund in Tiffelhausen	66
4. Das Manöver der Schöpsheimer Bürgergarde	87
5. Geschieden	106
6. Ein Bauernball	111
7. Das verwachsene Feuerwehrrharn	120
8. Schloß und Stadt Freudenthal in Sage und Geschichte	125
9. Die verwachsenen Täuflinge	170
10. Alte Liebe rostet nie	181
11. Die Stemm aus der Totengruft	217
12. Mein Freund Hafermann	233
13. An der Pforte des Todes	243



Einige Urteile über Werke, aus dem Verlage W. Krommer, Freudenthal.

Aus den heimatischen Bergen. Von Ottokar Stauf
v. d. March.

... es geht etwas Anorriges, Aufrechtes und dann wieder Biederes, Schelmisches durch dieses Buch, das das Bauernvolk in mancherlei Gestalten an uns vorüberziehen läßt, von denen uns aber jede etwas zu sagen hat oder zu denken gibt. . . . Es ist ein Stück Leben unseres deutschen Bauern, das, wenn auch räumlich weit von uns getrennt, auch unser Interesse erregt, denn gemeinsame deutsche Art ist auch in ihm zu Hause

Hamburger Nachrichten, vom 17. Jänner 1909.

... als schmackhafte, dabei gesunde Lektüre, wie als Mittel die fernige Eigenart eines wackeren Deutschösterreichischen Volksstammes seinen südlicheren Brüdern näherzubringen, kann das Buch jedermann, insbesondere auch den Vereinsbüchlerwarten vorbehaltlos empfohlen werden.

Alldeutsches Tagblatt, Wien, vom 4. Nebelungs 1908.

Dall'rhand Schnöckla. G'töchtla uond Spröckla von
Ernst Trull.

... Anspruch auf Echtheit darf Trull nicht nur in den „Gedichten im Volksmund“ und „Sprüchwörtern“, sondern auch in seinen eigenen Poemen getrost machen, das Dialektgewand ist ihm keine bloße Außerlichkeit, es ist durch den Inhalt gegeben, und Kern und Schale sind durch und durch gesund. An die hausbackene, ab und zu ans Verbe streifende Art Klaus Groths erinnernd, bringt der Dichter Scherzhaftes und Ernsthaftes und läßt auch tiefere Probleme unseres Daseins nicht unberührt. . . . Ein wahres Schatzkästlein voll schnurrigen Sagen hat Trull in seiner Sprüchwörter-sammlung zusammengetragen. . . . Das vom Verlag geschmackhaft ausgestattete Bändchen ist trotz des Verfassers bescheidener Einleitungsworte von einem warmfühlenden Dichter geschrieben.

Dr. Heinrich Diez im Tagesboten aus Mähren und Schlessen,
Brünn.

Reste deutscher Ordensburgen in Siebenbürgen. Von
Wilhelm Bergmann.

... Die vorliegende Publikation des durch seine frühere Arbeit über die deutsche Ordensfeste Gulenberg bestbekannten Verfassers wird auch die Allgemeinheit für die Geschichte der

Gründung jener ersten Ordenskolonien in unserem weiteren Vaterlande interessieren, welche unter dem Namen „Burgenländer Gebiet“ überdies den landschaftlich schönsten Teil Siebenbürgens in sich schließt und in welches sich noch nach so vielen Jahrhunderten deutsche Sprache und Art in ihrer ganzen Reinheit beinahe unberührt erhalten haben. Die aparten, äußerst seltenen Reproduktionen nach meist unbekannten Originalen, welche zur Illustration des Werkes verwendet wurden, ergänzen den interessanten textlichen Teil in vollendeter Weise. Schriftsteller Albin Schanil, Wien.

... Mit Recht ist diese historische Studie dem Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Eugen gewidmet und trägt dessen Bild an der Spitze. Die Ausstattung ist hochelegant.

Franz Frhr. v. Der im Literarischen Anzeiger, Graz.

Aus der Heimat. Von Josef Lowag.

... Es steckt viel scharfe Beobachtung und lebenswürdiger Humor in dem Büchlein des in seiner engeren Heimat bekannten und mit Recht geschätzten Verfassers, ...

Stauf v. d. Mark im Literarischen Zentralblatt, Leipzig, vom 25. April 1908.

... „Aus der Heimat“ — nicht ohne Ursache hat Lowag diesem Buche den schön klingenden Titel verliehen, denn Lowag kennt und liebt seine Heimat. Er versteht es meisterhaft, uns lektüre in ihrem Treiben, Reden und Gebärden in dem neuen Buche zu schildern ...

Leobschüler Zeitung, vom 1. September 1907.

Eichenlaub und Tannenreis. Von Josef Lowag.

... Das Buch stellt dem Wissen, der Erfindungsgabe, der Darstellungskunst, der Sprachgewandtheit des schlichten Verfassers ein ehrendes Zeugnis aus; vor allem aber ist die völkische Gesinnung zu loben, die es durchweht ...

Prof. Polzer im Grazer Wochenblatt, vom 29. Dezember 1907.

... Belehrend und zugleich begeisternd ist das Buch, weswegen es besonders für unseren deutschen Nachwuchs sehr zu empfehlen ist ...

Südmark-Mitteilungen, vom 6. Dezember 1907.

Im Gesenke. Von Karl Wilhelm Fritsch.

... Dieses Büchlein ist mehr als ein Reiseführer, es hat seinen literarischen Wert als das Bekenntnis eines heimatfrohen Wanderers. Ein Buch im Plauderton von schlesischen Bergen, vom Reize der Wälder und vom Zauber der freien Ausblicke ...

„Silesia“, Teschen.

Biblioteka Śląska w Katowicach

ID: 0030001105211



I 780039

SL